P.o.germ. 118 gd-24,2

<36620200360015

<36620200360015

Bayer. Staatsbibliothek

Bibliothek

auserlesener

romantischer Geschichten der Vorzeit.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vier und zwanzigster Band,

enthält:

Walter von Montbarry,

Großmeister des Tempelordens.

Zweyter Theil.

Leipzig.

1810.

Walter von Montbarry,

Großmeister des Tempelordens.

Zweyter Theil.

Erstes Kapitel.

Was man heute thun kann, soll man nicht auf morgen verschieben.

Morgen, sagte die Gräfin von Flandern zu dem Tempelherrn, und morgen sagten wir zu unsern Lesern, als wir sie am Ende unsers ersten Theils auf die Geschichte der schönen Rosemunde vertrösteten, und wir würden diese Erzählung vielleicht nicht verschoben haben, wenn uns der Gemeinspruch, den wir zur Urberschrift dieses Kapitels gewählt haben, damahls so deutlich vorgeschwebt hätte, als er euch, lieben Leser! jetzt vor Augen steht. Wenn ihr noch vor Ende dieses Abschnitts ihn bestätigt findet, so laßt es euch eine Warnung seyn, und — doch was gehen mich eure Angelegenheiten und die Eile an, mit der ihr sie betreibt oder nicht betreibt. — Ich fahre in meiner Geschichte fort, und stelle euch frey, sie zu lesen, oder durch den Eingang abgeschreckt, hinweg zu legen.

Unser Walter stellte sich zu der ihm von Hunbergen bestimmten Zeit ein, um die Geschichte seiner Mutter zu hören, die ihm jetzt bey weiten noch mehr dasjenige war, was ihm am meisten am Herzen lag.

— Meine Leser wissen, was für einen Eindruck Mathildens Bildniß auf sein ohnedem genug für sie eingenommenes Herz machte. Die Erzählung von ihrer Geschichte hatte seine Empfindungen für sie aufs äußerste gebracht. Die Beschreibung dessen, was sie um seinet, bloß um seinetwillen litt, die neuen Züge ihres großen, edeln, liebenswürdigen Charakters, die sich in ihrem Unglücke entwickelten, und vor allen die häufigen Winke, die Agnes wegen ihrer treuen unerschütterlichen Liebe zu ihm gab, setzten seine ganze Einbildungskraft in Flammen; er sahe sie handeln, er hörte ihre Engelsstimme, er zählte die Thränen, die sie für ihn vergoß, er lag zu ihren Füßen, sprach mit ihr von seiner Liebe, klagte sich an, daß er ihr untreu ward, und dem Himmel ein Herz widmete, das nicht mehr sein war, und kurz, er mogte noch so sehr ein geistlicher Ritter, und noch so ein großer Held seyn, so hatte doch die Liebe nicht um ein Haar andere Symptomen bey ihm, als bey andern gemeinen Menschen. So gar Eifersucht fand sich bey derselben, und Neid in keinem geringen Grade. Lord Klifforden beneidete er um den Besitz seiner Geliebten, Prinz Richarden, um alle die Vorzüge, in denen er vor ihr erschienen war, und die von ihr, einer Kennerin alles Schönen und Guten unmöglich unbemerkt geblieben seyn konnten, Blondeln neidete er um ihren Umgang, und daß sie, wie Agnes sagte, freyer und freundlicher gegen ihn war als gegen jeden andern, und alle Welt, die, wie die Erzählerin erwähnte, sie gesehn und bewundert hatte, um ihren Anblick.

Was unser Walter, auf solche mannigfache Art gequält und beschäftigt, nach Anhörung von Mathildens Geschichte für eine Nacht zubringen, und mit was für einem Gesicht er am Morgen vor seiner Pflegemutter erscheinen konnte, das läßt sich errathen. Du bist dir nicht mehr ähnlich, mein Sohn! sagte die Gräfin von Flandern, nachdem sie ihn eine Weile stillschweigend angesehen hatte; was für eine schreckliche Veränderung ist mit dir vorgegangen? — Ach liebe Mutter, erwiederte der Tempelherr, nach der Geschichte, die ich gestern hörte, nach dem Bilde, das ich gestern sahe, lebe ich in einer ganz andern Welt, sehe ich alles aus einem ganz andern Lichte. — Wollte Gott, versetzte Hunberga, du mögtest auch deinen Stand, dieses Kleid, das du trägst, aus dem Lichte ansehn, aus dem ich es betrachte, und Mathilde es betrachten wird. — Ich hasse es, schrie Walter, ich hasse es so sehr ich es vorher liebte und suchte! — Und was hindert dich es abzulegen? fragte Hunberga — Walter schwieg, und man sah an den öftern Veränderungen seines Gesichts, wie sehr seine Seele von innerlichen Kämpfen bestürmt ward. — Nein, rief er auf einmahl, indem er mit Ungestüm aufsprang, nein, ich hasse es nicht, wie sollte ich das Gelübde hassen, das ich meinem Gott that, dieses Schwert hassen, das ich so oft zum Besten der Christenheit entblößte und noch entblössen will, und dieses Kreuz, das höchste Ehrenzeichen, das ein Sterblicher tragen kann. — Und Mathilde? fragte die Gräfin von Flandern. — O Mutter, rief Walter, indem er Hunbergens Hände mit einem Ungestüm faßte, das sie nie an ihm gekannt hatte, was

bewegte euch meine Seele durch solche Qualen zu zerrütten, eine Hölle in meinem Herzen anzuzünden! — Sollte dieses Kleid, das ihr an mir seht, euch nicht bewogen haben, Mathildens Bild auf ewig vor mir zu verbergen? oder wollt ihr, daß der Sturm, den ihr in meinem Innersten erregt habt, mich aufreibe? — Beruhige dich, Walter, sagte Hunberga, indem sie sich bestrebte ihre Hände aus den seinigen loszumachen, und ihre Augen von seinen wilden Blicken wegwandte, beruhige dich, und höre, was ich dir sagen will. Bedenke Mathildens Herz, das so fest an dem Deinigen hängt, und das, wenn sie deinen Stand erfährt, aufs grausamste zerrissen werden wird; du weißt, wie ich sie liebe, du kannst dir vorstellen, wir sehr ich nach allem, was sie litt, wünsche, daß sie endlich einmahl glücklich werden mag. Du selbst liebst sie zu sehr, als daß du es ohne sie seyn kannst. Dein Gelübde ist nicht unauflöslich, und du brauchst weder das Kreuz noch das Schwert zu hassen, das du trägst, wenn du, so wie viele deinesgleichen thaten, das verhaßte Kleid ablegen willst, das ich, so schön es in deinen und in aller Menschen Augen seyn mag, doch nicht ohne Entsetzen an dir sehen kann. Ach Gott! es raubte mir einst das Liebste, was ich auf der Welt hatte, es stürzte mich in alle das Unglück, das ich seit meiner frühesten Jugend ausgestanden habe! Soll ich meine Tochter, meine Mathilde, gleichen Qualen ausgesetzt sehen? Ists nicht genug an der Standhaftigkeit, mit welcher ich die Meinigen ausdauerte, ohne zu murren, ohne einen Versuch zu thun, sie von mir zu wälzen? — So beschäftigt auch Walter mit sei-

nen eignen Gefühlen war, so reizten doch die letzten Worte der Gräfin von Flandern seine Aufmerksamkeit zu sehr, als daß er sie nicht hätte mit einer Frage erwiedern sollen, die meine Leser errathen können, weil sie solche vielleicht in diesem Augenblicke selbst gethan haben. — Erinnere dich, antwortete Hunberga, indem sie die Thränen trocknete, welche während ihrer Rede häufig geflossen waren, erinnere dich, wie oft du mir in der kurzen Zeit, da du wieder in meinen Armen bist, alles, was deinen Freund, den großen Odo von St. Amantis, angeht, hast erzählen müssen; erinnere dich an die Art, mit der er, wie du selbst sprichst, meiner zu gedenken pflegte, an die Mühe, die er sich mir zum Besten bey unserm gemeinschaftlichen Feinde Philipp gab, um die Beweise meiner Unschuld von ihm zu erhalten, die er eigentlich mir, nicht dir in seinem letzten Willen hinterließ; rechne dieses alles zusammen, und du wirst merken, daß wir beyde einander nicht so fremd waren, als du denkst.

Walter hörte seiner Pflegemutter mit Erstaunen zu, und die Gräfin von Flandern fuhr fort: Ja, mein Sohn, Odo, mein ewig unvergeßlicher, ewig geliebter Odo war es, der mich verließ, um das Ordenskleid, das ich an dir so sehr hasse, anzunehmen, der an mir eben das that, was du an Mathilden thun willst, nur mit dem Unterschiede, daß du keine Ursach hast in dem Entschluße zu verharren, den du ehemahls aus jugendlichem Unverstand und weniger Kenntniß deines Herzens faßtest; er hingegen, durch Verleumdung und tausendfältige Ränke von derjenigen abgebracht wurde, die ihn mehr liebte

als ihr Leben. — Es würde zu weitläufig fallen, dir meine Jugendgeschichte umständlich zu erzählen, und du bist heute zu wenig im Stande, auf dieselbe zu achten, wisse also nur das vornehmste. Odo liebte mich und stand auf dem Punkte mein Gemahl zu werden; ein französischer Ritter von Tremlai, eben der Terrikus, der seine gewöhnliche Rolle in deiner Geschichte spielte, eben der, der den unglücklichen Odo nicht aufhörte zu verfolgen, bis er ihn ins Grab gestürzt hatte, liebte mich gleichfalls, neidete Odos Glück, und wandte alle ihm eigne Arglist an uns zu trennen; so schlecht ihm seine Tücke bey mir gelangen, so wohl glückten sie ihm bey meinem Geliebten, er wußte ihn erst auf kürzere, dann auf längere Zeit von mir zu entfernen, und was er seinem Herzen in diesen Tagen der Trennung für Gift einflößte, ist mir unbekannt. Ich habe von meinem Bruder, welcher, als es schon zu spät war, hinter alles kam, nur so viel erfahren, daß er es that. Odo war, als er von einer seiner Reisen zurück kam, nicht mehr derselbe; bleich, von Gram abgezehrt, immer noch mein Liebhaber, aber nicht mehr mein Bräutigam. Er trug das Kleid, das du trägst. Wir trennten uns; denn du kannst wohl denken, daß ich mir nicht die Mühe geben durfte, ihn wieder zu mir zurück zu bringen, wie ich zu deinem und Mathildens Besten bey dir anwende. Wie hätte sich dieses für die stolze, damahls überall angebetete Hunberga geschickt? Und ach, keine Mittelsperson, unsere Mißverständnisse aufzuklären, keinen rathenden Freund, der Liebenden so nöthig ist, hatten wir! — Ich hielt sein Gelübde für unauflöslich, welches ich nachher ganz anders erfuhr; und

war zu gewissenhaft ihm die Haltung desselben durch etwas zu erschweren. — König Henrichs Liebe, und die Verfolgungen der Königin, nöthigten mich bald darauf, dem alten Grafen von Flandern meine Hand zu geben, und die Treue, die ich ihm schuldig war, verbot mir nunmehr vollends alle weitere Gedanken auf meinem untreuen Liebhaber; wiewohl nein, nicht die Gedanken; wie wär ich stark genug gewesen, sie von dem loszureißen, an dem noch mein ganzes Herz hing! — Mein Bruder Andreas hütete sich wohl in Briefen oder Gesprächen irgend etwas vorzubringen, das meiner noch nicht ganz getilgten Leidenschaft hätte Nahrung geben können, aber wie entzückte es mich, wenn ich ohngefähr ein Wort auffassen konnte, aus welchem sich schließen ließ, daß ich in Odos Herzen doch noch nicht ganz vergessen war, und daß er Terrikus falsche Anklagen einzusehen anfing. Terrikus, der sich vergeblich etwas vortheilhaftes für sich von unserer Trennung eingebildet hatte, und dem ich allemahl mit dem Abscheu begegnete, den er verdiente, ergriff bey meiner Vermählung mit dem Grafen von Flandern den Entschluß, ebenfalls den Tempelorden anzunehmen; wie er sagte, aus Verzweiflung, aber wie ich glaube, um meinem Odo immer nahe zu seyn, und seine Rache an ihm ausüben zu können, die er meinetwegen gegen ihn in seinem Herzen hegte, eine Sache, die er nur gar zu gut ausgeführt hat. — Hunberga beschloß ihre Erzählung mit einem Strom von Thränen, und Walter, der durch die Theilnehmung an den Leiden Anderer, und durch die Erinnerung an seinen Freund Odo von seinen stürmischen Gemüthsbewegungen ein

wenig zurück gebracht war, fühlte sich, nachdem er mit Hunbergen noch vieles über ihre traurige Geschichte gesprochen hatte, gefaßt genug, seine Bitte um die Nachricht von seiner Geburt zu wiederholen. Die Gräfin hätte es zwar lieber gesehen, wenn er sich über die Wahl zwischen Mathilden und seinem Gelübde deutlich erklärt hätte; aber sie fürchtete, wenn sie zu heftig in ihn dränge, seine vorigen kaum gestillten ungestümen Empfindungen zurückkehren zu sehen, und willigte in sein Begehren; und dieses zwar um so viel lieber, weil sie hoffte, die Nachricht von dem Stande seines Vaters, und von der Rolle, welche er in der Welt zu spielen bestimmt war, würde vielleicht etwas dazu beytragen, ihm die Niederlegung des Ordens zu erleichtern.

Walter richtete die Augen schon mit der größten Aufmerksamkeit auf seine Mutter, und diese machte sich nach einem kleinen Eingange eben gefaßt, Rosemundens Geschichte anzufangen, als eine Klosterfrau hereintrat, und Waltern anzeigte, sein Waffenträger hätte sich an der Pforte gemeldet, und verlangte mit einer ängstlichen Eilfertigkeit mit ihm zu sprechen. Mit Eilfertigkeit? wiederholte Hunberga. Ja, versetzte die andere, die Pförtnerin hat ihn gefragt, was der Lärm bedeute, den man wohl schon seit einer Stunde in der Stadt wahrgenommen hat, aber er hat sich auf keine Antwort eingelassen, sondern nur darauf gedrungen, mit seinem Herrn zu sprechen, und so viel zu verstehen gegeben, daß sein Anbringen mit der allgemeinen Unruhe in Verbindung stehe. Hunberga erschrack, der Ritter legte

stillschweigend sein Schwert an, umarmte seine Mutter und entfernte sich.

Zweytes Kapitel.

Folgen von Nurredins Gefangenschaft.

Nicht anders als ob der Himmel mit der Welt um Walters Herz rechten wollte, schickte er ihm allemahl, wenn Mathildens Liebe zu stark in ihm zu werden begunte, Geschäfte von solcher Wichtigkeit in den Weg, die seinen Gedanken eine ganz andere Richtung gaben, und das irdische Feuer, wenn es zu sehr überhand genommen hatte, wo nicht auslöschten, doch auf lange Zeit dämpften, bis es durch einen Zufall mit neuer Stärke angefacht ward. Unzähligemahl, wenn im gelobten Lande bey einiger Muse Mathildens Andenken bey ihm erwachte, war dasselbe auf diese Art getilgt worden; und in dem gegenwärtigen Augenblicke, zu einer Zeit, da unser Held, wie wir aus dem vorigen Kapitel gesehen haben, nur noch mit halbem Herzen an seinem Gelübde hing, warf ihm das Schicksal abermahls Dinge in den Weg, die seine Aufmerksamkeit auf ganz andere Gegenstände lenkten, als ihn, seit er zu Brignolle war und Hunbergens Umgang genoß, beschäftigt hatten.

Die Pförtnerin hatte Recht; das Gewerbe des Waffenträgers an seinen Herrn und der Auflauf, den man in der Stadt wahrgenommen hatte, standen in genauer Verbindung, und beyde hatten eine Sache zum Gegenstande, die Waltern nicht gleichgültig seyn konnte. Eilet mein Herr, sagte der Knappe unsers Helden, als er seinen Gebieter erblickte, eilet in eure Wohnung, ihr werdet einen alten Bekannten finden, den ihr nicht vermuthet, und der nebst noch einigen eurer Freunde gekommen ist, eure Hülfe anzuflehen. Walter eilte durch die Gassen, um seine Wohnung geschwind zu erreichen, ohne daß er sich erlaubt hätte, seinen Begleiter um nähere Erklärung zu fragen, oder die Dinge, die ihm auf dem Wege vorkamen, genau zu beobachten. Er sah überall in den Straßen Gedränge von Leuten, hier und da zusammengetretne Haufen von Personen, welche mit erschrockenem Gesicht die Worte Ueberfall, Mord, Brand, Gefahr, aussprachen, auch begegneten ihm einige Leute mit verweinten Augen, welche ihn mit Nahmen grüßten, mit ihm schienen sprechen zu wollen, und nur durch die Eile, mit der er seinen Weg fortsetzte, davon abgehalten zu werden schienen; er erinnerte sich, sie sonst gesehen zu haben, er wußte, daß sie nicht nach Brignolle gehörten, woher er sie aber kannte, darauf war es ihm unmöglich, sich zu besinnen.

Endlich langte er in seiner Wohnung an, und das erste, was er erblickte, war sein alter Bekannter Paul aus dem Kloster auf den stöchadischen Inseln, der sich nebst noch einigen von den dasigen Mönchen ihm mit einer Miene nahte, in welcher

der tiefste Schmerz ausgedrückt war. Was denkt ihr? Ritter! fragte er, daß ihr uns auf so eine Art wieder seht? Und was werdet ihr denken, wenn ich euch sage, daß unser liebes Kloster nichts mehr ist, als ein rauchender Steinhaufen? — Walter, dessen gesetztes Gemüth sonst über nichts leicht zu erschrecken pflegte, konnte diese Rede nicht ohne die Merkmahle des größten Entsetzens anhören, er foderte von Paulen nähere Erklärung seiner Worte, und da dieser sowohl als seine Gefährten zu bewegt war, sie geben zu können, nahm Walters Waffenträger das Wort.

Mein Herr, sagte er, ihr waret diesen Morgen kaum nach dem Kloster gegangen, als sich eine seltsame Unruhe in der Stadt erhub. Zu den südlichen Thoren sahe man eine zahlreiche Menge Volks hereinstürzen, welche von feindlichem Ueberfall mit gebrochenen Worten sprachen, und wie sie vorgaben, eben erst gelandet wären, um Hülfe bey uns zu suchen. Man hielt diese Flüchtigen anfangs für unsere nächsten Nachbarn, für Marseillaner; aber wir erfuhren bald, daß sie aus den stöchadischen Inseln kamen, welche von den Sarazenen sind angefallen, und auf die Art behandelt worden, wie die ehrwürdigen Väter eben von ihrem Kloster erzählten. — Ich ging aus, um mich selbst von dem zu überzeugen, was das Gerücht in der Stadt ausstreute, und ich hatte das Glück, auf diesem Gange dem ehrwürdigen Vater Paul und seinen Gefährten aufzustoßen, welche euren Aufenthalt hier zu Brignolle wußten, und hieher geflohen waren, um euch zu ihrer Hülfe, oder vielmehr zu ihrer Rache aufzumahnen.

Paul, welcher sich nun ein wenig erholt hatte, nahm nunmehr das Wort, und erzählte Waltern den Ueberfall der Sarazenen umständlicher; meine Leser aber werden mir verzeihen, daß ich es nicht thue. Was würde dem sanftern und gefühlvollern Theil derselben mit der Beschreibung von ausgeübten Grausamkeiten gedient seyn? Was für Freude könnten sie daran haben, wenn ich ihnen ausführlich schilderte, wie die Gegenden, die ich ihnen so oft als die schönsten der Welt beschrieben habe, nun zu Schauplätzen des Schreckens gemacht wurden, und wie so manche von unsers Walters alten Freunden unter dem Mordschwert der Barbaren fallen mußten? — Paul nebst seinen Gefährten und einige wenige von den Einwohnern des Dorfs waren entkommen, und hatten das Glück gehabt, die Einäscherung des Klosters und ihrer Wohnungen nur von weitem, nur alsdann erst ansehen zu dürfen, als sie schon eine halbe Meile in die See zurückgelegt hatten. — Und meinen alten ehrwürdigen Freund, euren Abt, habt ihr in den grausamen Händen der Feinde zurücklassen können? schrie Walter mit zusammen geschlagnen Händen. Gott, was wird aus ihm geworden seyn! — Ihn hat Gott vor dem Unglück hinweg genommen, sagte Paul. Die Freude, euch wiedergesehen zu haben, hatte seine schwachen Lebensgeister gewaltig angegriffen. Bald nach eurem Abschiede nahmen seine Kräfte merklich ab, er fühlte es, und wünschte mit Aengstlichkeit eure nochmahlige Wiederkunft auf die Insel, die ihr uns versprochen hattet, erleben zu können; aber auf einmahl änderte sich sein Sinn, und er fing an die Beschleunigung seines Todes eben so sehr zu verlangen,

gen, als er sie kurz zuvor gefürchtet hatte — Laßt mich ins Grab eilen; sagte er noch kurz vor seinem Ende zu mir, als ich traurig an seinem Lager stand, beweinet mich nicht, gönnt mir das Glück, das nicht erleben zu dürfen, was ihr vielleicht in wenig Tagen sehen werdet. — Diese Worte: Laßt mich ins Grab eilen! und andere auf unser bevorstehendes Unglück zielende Dinge wiederholte er sehr oft mit gebrochner Stimme; wir hielten es für Phantasie, aber der Erfolg hat ausgewiesen, daß es wohl etwas mehr seyn mogte.

Walter schätzte das Andenken des frommen Abts so hoch, daß er gern noch mehr von ihm gehört hätte, wenn ihn nicht höhere Pflichten von müßigen Zuhörern abgehalten hätten. Hülfe oder Rache war es, was ihm oblag, und diese zu leisten, durfte er nicht säumen. Ein Glück war es, daß ein Theil der Völker, welche König Philipp, saumselig genug, zum bevorstehenden Kreuzzuge werben ließ, in den Gegenden von Brignolle vertheilt lagen; er zog sie eilig zusammen, vereinigte sie mit der wenigen Mannschaft, welche diese Stadt zum Besten ihrer Nachbaren aufbringen konnte und gieng mit diesem kleinen Heer so eilig zu Schiffe, daß er sich nicht einmahl Zeit nahm, von seiner Pflegemutter Abschied zu nehmen, und wie man wohl denken kann, in dem Eifer die Pflichten seines Standes auszuüben, Mathilden und Rosemunden, und alles vergaß, was seinem Herzen auch noch so nahe war.

Keine von den nächsten stöchadischen Inseln war von den Barbaren verschont geblieben, doch hatte die Insel des Klosters am meisten gelitten, und es

ist unmöglich, den kläglichen Anblick zu beschreiben, den Walter hatte, als er auf derselben ans Land trat. Die rauchenden und noch glimmenden Trümmern des Klosters, das in einen Aschenhaufen verwandelte Dorf, die verheerten Felder, die Leichname der Ermordeten, welche die wenigen Ueberlebenden, die der Wuth der Feinde entgangen waren, noch bey weiten nicht alle hatten begraben können, die tiefe Todtenstille, welche überall herrschte, und welche nur selten durch das Zwitschern eines einsamen Vogels, oder durch die Seufzer eines Menschen unterbrochen wurde, welcher etwa unter der allgemeinen Verheerung umherirrte, um die Ueberbleibsel eines seiner ermordeten Freunde zu suchen. — Kein Feind war weder auf dieser noch auf den andern Inseln mehr zu sehen, sie hatten dieselben schon des vorigen Tages verlassen, und unser Held sahe wohl, daß er zur Rache zu spät kam, und daß die Hülfe, die er leisten konnte, nur darinnen bestand, daß er den wenigen überbliebenen Einwohnern der Inseln einen Zufluchtsort verschafte. — Die Mönche, welche zu ihm nach Brignolle geflohen waren, hatte er durch Vorbitte der Gräfin von Provence und seiner Pflegemutter, denen er sich schriftlich empfahl, in einem dasigen Kloster unterbracht, und die kleine Anzahl von Leuten, die er aus den sämmtlichen Inseln zusammenbrachte, nahm er sich vor nach Marseille überzuführen, und sie seiner Freundin, der schönen Grafende und ihrem edlen Gemahle zu empfehlen. Dieser Vorschlag wurde von den unglücklichen Einwohnern, die sich hier nicht mehr sicher glaubten, mit Freuden angenommen. Man machte sich zur Ab-

reise fertig, und Walter hielt sich nur noch auf der Insel auf, um die Spuren einiger Orte zu suchen, die ihm wegen dieser oder jener Ursach, noch von den Zeiten seiner ersten Jugend merkwürdig waren, aber wo sollte er sie suchen? Wo sollte er Ufos Grab, wo die Stelle, da er so oft das Lied von König Alfred, und den traurigen Gesang von Fredegundens Stiefsohn zur Harfe sang, wo sollte er den Rasenplatz, auf dem die Mönche und die Landleute das Fest des Wiedersehens feyerten, und so manche andere Gegend finden, da alles rund umher durch Schutt, Asche und Blut entstellt, und unkenntlich gemacht war? —

Traurig gieng er zu Schiffe, warf noch einen Blick auf die verödete Insel, und würde wahrscheinlich die ganze Zeit der Ueberfahrt in düsterm Stillschweigen, ohne Achtsamkeit auf das, was um ihn vorgieng, zugebracht haben, wenn nicht das Gespräch zweyer seiner Mitreisenden einerley Gegenstand mit seinen Gedanken gehabt hätte. —

Es war etwas seltnes, beynahe etwas unerhörtes, seit man den Sarazenen im gelobten Lande genug zu thun gab, daß sie es wagten, sich mit ihren Streifereyen bis nach Europa zu verirren; führten sie ja so einen kühnen Streich aus, so geschah es gewiß aus Hoffnung großer Beute. Aber was konnten sie von ihrem feindlichen Unternehmen wider die stöchadischen Inseln erwarten, welche außer den einfachen Gaben der Natur, außer ihrer glücklichen Lage und ihrer Fruchtbarkeit, keine Schätze hatten, die die Raubgier der Barbaren hätte reizen können? Wollten sie sich vielleicht dieser Inseln bemächtigen? Wollten sie vielleicht festen

Fuß auf denselben fassen, um den reichen Marseilanern von da aus Schaden zu thun? Aber wenn dieses war, warum hatten sie dieselben fast so bald verlassen, als sie sie betreten hatten? Diese und ähnliche Zweifel beschäftigen das Gemüth unsers Helden, und waren auch zugleich der Gegenstand des Gesprächs, das Walters Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Sprechenden hielten sich jetzt vornehmlich bey der Frage auf: Warum die Insel des Klosters unter allen das traurigste Schicksal gehabt? Warum die Feinde sie am ersten betreten und am letzten verlassen hatten? Der eine von beyden schien über diesen Punkt gewisse Muthmassungen zu haben, die er seinem Gefährten nicht mittheilen wollte, und die er, wie er sagte, niemand zu entdecken gesonnen sey, als dem Ritter von Montbarry. — Mir? fuhr Walter auf, dessen Gegenwart von den Sprechenden nicht wahrgenommen worden war, mir? — Und was hält euch ab, mir euer Geheimniß sogleich zu entdecken? — Nichts, antwortete der andere, der über Walters plötzliche Erscheinung nicht sonderlich zu erschrecken schien, nichts, als die Gegenwart meines Gefährten. Unser Held gab diesem einen Wink sich zu entfernen, und der andere nahm nach einem kurzen Stillschweigen das Wort auf folgende Art:

Ihr wundertet euch vielleicht, Ritter, sagte er, daß ich so wenig Worte machte, euch für die Mühe, die ihr euch unsertwegen gabet, für die Sorgfalt, mit welcher ihr auf die Vergütung unsers Schadens denkt, zu danken; aber ihr müßt mir verzeihen, wenn ich euch sage, daß alles, was ihr thatet und noch thun werdet, nicht mehr als eure Schuldigkeit ist, da wir um

euretwillen gelitten haben. — Um meinetwillen? wiederholte Walter mit Entsetzen. — Ja, versetzte der andere, ihr allein waret es, den die Barbaren suchten. Sie wußten, daß ihr vor kurzer Zeit bey uns gewesen waret, und glaubten euch noch bey uns anzutreffen; da ihre Bemühungen umsonst waren, so hielten sie uns, vornehmlich die Klosterherren, in Verdacht, daß wir eure Anwesenheit verhehlten, und die Unmöglichkeit euch in ihre Hände zu liefern, zog uns das schreckliche Schicksal zu, das wir erfahren haben. Ihr werdet am besten wissen, was die Barbaren auf euch zu sprechen haben; ich weiß nur so viel, daß ihr Anführer Assad hieß, wie einige behaupten wollen, ein Bruder des Sultans Saladin und ein Vater des Nureddins, dessen Nahme bey seiner großen Jugend seiner Tapferkeit wegen doch schon so berühmt ist. Eine Sache, welche ich kaum glauben kann; wie sollte Saladins Bruder sich unter so geringer Begleitung aufmachen, in diesen weitentlegenen Ländern einen einzelnen Mann aufzusuchen, und einige geringe Beute von armen Landleuten zu machen. — Assad? fragte Walter, und was konnte diesen so wider mich aufbringen? Und hatte er Ursach wider mich zu zürnen und mich zu verfolgen, wie nicht ganz zu leugnen ist, woher wußte er mit solcher Genauigkeit meinen Aufenthalt zu muthmaßen? Daß unser Held auf diese Fragen keine befriedigende Antwort erhielt, läßt sich errathen, da der Befragte das was er wußte, Waltern bereits gesagt hatte, und auch dieses Wenige nur durch Zufall erfuhr; denn Assad war zu stolz, seinen Nahmen und Stand nicht aufs möglichste zu verhehlen, und zu klug, die Hauptabsicht seiner Unternehmung

ohne Vorsicht an den Tag zu legen. – Die Fragen unsers Helden waren also umsonst; sollten aber unsre Leser an uns die nähmlichen thun, so könnten wir ihnen vielleicht etwas bessere Auskunft geben, wenn wir sie nur an einige Theile von Walters vergangner Lebensgeschichte erinnerten. Walter war der, der Assads Sohn in der Schlacht bey Belfort gefangen nahm; eine Sache, die zwar, wie wir wissen, Saladins Bruder lange verborgen blieb, die ihm aber von Walters Feinden, die er unter seinem eignen Orden hatte, und die gern alle Welt wider ihn aufgehetzt hätten, durch die dritte, vierte Hand zeitig genug zu verstehen gegeben ward. — Assad wußte dieses nicht sobald, als er Waltern als die Ursach alles seines Unglücks ansah, und ihn mit der grimmigsten Rache zu verfolgen beschloß. — Wir wissen, wie aufgebracht Saladin über die Grausamkeit seines Bruders gegen den edlen Odo war, auch wird es meinen Lesern vielleicht noch erinnerlich seyn, wie rührend dieser große Mann für seinen Feind bat, aber Saladin, ob er ihm gleich, um ihn nicht zu kränken, nicht widersprach, war doch nicht gesonnen, Assads Unmenschlichkeit ungestraft zu lassen; er schenkte ihm zwar das Leben, aber er verbannte ihn auf zehn Jahre von seinen Augen, und schloß ihn von allem Antheil an Reichs- und Kriegsgeschäften aus. Nureddins Vater wußte, wie viel Saladin auf Waltern hielt, wie gnädig er ihm begegnete, so oft er in seine Hände kam, und was er ihm oft für Vorschläge thun ließ, um ihn von den Christen ab auf seine Seite zu ziehen, diese Gnade des Sultans, welche Walter, wie wir wissen, wenig achtete, erfüllte den vom Hofe verstoßenen Assad, welchem alles durch

dienstfertige Schmeichler hinterbracht wurde, nicht allein mit Neid, sondern sie erregte auch den Gedanken in ihm, daß unser Held, um seinen Freund Odo an ihn an Assad zu rächen, Saladins Ungnade gegen ihn zu unterhalten und seine Verbannung zu verlängern suchte; Muthmassungen, welche seine Wuth gegen ihn vergrößerten, und ihn zu tausenderley Versuchen veranlaßten, ihn in seine grausamen Hände zu bekommen. So lange Walter im gelobten Lande blieb, war es Assad unmöglich ihm zu schaden, und auf seiner Reise nach Europa würde es ihm noch weniger geglückt seyn, wenn nicht Walters christliche Feinde, die ihn, um ihre heiligen Hände nicht mit seinem Blute zu beflecken, gern durch Hülfe der Ungläubigen gefällt hätten, immer bemüht gewesen wären, Assad unter der Hand in seinen Nachforschungen auf die rechte Spur zu helfen, und ihm Walters jedesmahligen Aufenthalt so genau als möglich zu bestimmen. Auf diese Art kam es, daß Assad, welcher um nicht müßig zu seyn, während der Zeit seiner Verstossung von Saladins Hofe unter erborgten Nahmen das Seeräuberhandwerk trieb, Waltern auf den stöchadischen Inseln suchte, und ihn, wär er nur einige Tage eher gekommen, gewiß in seine Hände bekommen haben würde, denn was hätten die eilf Ritter und ihre Diener, die er, wie wir wissen, bey sich hatte, als er das Kloster besuchte, wider die zahlreiche Macht der Sarazenen ausrichten können?

Der Tempelherr entließ den Erzähler dieser seltsamen und für ihn so traurigen und räthselhaften Sache, weil er ihm dieselbe nicht so gut aufzuklären wußte, als wir sie unsern Lesern aufgeklärt haben, und versenkte sich in tiefen Gram, daß er, der jedermann

zu helfen, jedermann glücklich zu machen wünschte, die Ursach an dem Elend und dem Tode so vieler Unschuldigen gewesen seyn sollte, zwar die unschuldige Ursach, aber welch ein schlechter Grund der Beruhigung für ein Herz, das so fühlte w : das edle Herz unsers Walters!

Drittes Kapitel.

Wichtige Nachrichten aus Palästina.

Unter Bekümmernissen von dieser Art legte unser Held den Weg nach Marseille zurück, und sein natürlicher Hang zur Schwermuth, der durch so manche Widerwärtigkeiten genährt worden war, machte ihn sehr geneigt in den Fehler zu verfallen, den so manche Seelen seiner Art an sich haben; er glaubte dazu bestimmt zu seyn, daß alle seine aufs beste gemeinten, aufs klüglichste angelegten Handlungen, durch eine Art von unhintertreiblichen Schicksal, eine unvorhergesehene unglückliche Wendung nehmen müßten. Er musterte so viele Auftritte seines Lebens, und fand in denselben so manche Bestätigung dieser unglücklichen Meinung, daß es kein Wunder gewesen seyn würde, wenn er durch dieselben ganz muthlos, ganz unfähig gemacht worden wäre, seinem Charakter gemäß zu handeln. Besonders hielt er sich bey seinem

Entschlusse auf, den Tempelorden zu ergreifen, den er zwar zu sehr liebte, um ihn zu bereuen, von dem er aber wohl einsah, wie wenig er ihm bis jetzt noch zu Erreichung seiner vorgesetzten Endzwecke geholfen hatte, und wie nachtheilig er seiner persönlichen Glückseligkeit gewesen war. Das zweyte, was sein trauriges Nachdenken jetzt besonders beschäftigte, war die Gefangenschaft Nureddins, welche er um Odos Befreyung willen befördete, und die doch, wenn er es genauer betrachtete, zu nichts gedient hatte, als diesen besten unter seinen Freunden noch unglücklicher zu machen, und ihm dem Tode entgegen zu führen; Assad ward durch dieselbe so aufgebracht, daß Odo damals in ein abscheuliches Gefängniß gehen mußte, seine Auswechselung ward durch dieselbe mehr erschwert als erleichtert, und die üblen Folgen dieser kühnen Heldenthat, dieser Gefangennehmung Nureddins, erstreckten sich noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick, sie war es, die Assads rachgierige Wuth bis nach Europa zog, und eine ganze Menge Unschuldiger um Walters Willen in Tod und Verderben stürzte. — Unglücklicher Walter! wehe dem, der so wie du den Erfolg seiner schönsten Handlungen muß verkehrt und zum Bösen gelenkt sehen!

Unser Held langte zu Marseille an, und fand bey dem Vicomte von Barral und seiner schönen Gemahlin die beste Aufnahme. Die Flüchtigen aus den stöchadischen Inseln wurden um seinetwillen gleichfalls mit offenen Armen empfangen, und ein jeder bestrebte sich, ihnen das, was sie verloren hatten, zu ersetzen. Walter erhielt freye Macht ihrentwegen alle Anordnungen zu machen, die ihm am besten dünk-

ten, und er hatte die dahin abzielenden Geschäfte nicht sobald zu Ende gebracht, als er sich wieder zur Abreise nach Brignolle rüstete; weniger aus Begierde nach der Geschichte, die ihm seine Pflegemutter versprochen hatte, und durch einen unvorhergesehenen Zufall hatte schuldig bleiben müssen, als weil ihm bey der tiefen Schwermuth, die über seine ganze Seele verbreitet war, Grasendes fröhlicher Hof weniger als jemals gefiel, und weil er sich sehnte, in Hunbergens Schoß seine neuen Bekümmernisse auszuschütten.

Allein, recht als ob unser Tempelherr allemal da, wenn er Ruhe und Trost am meisten nöthig zu haben glaubte, in einen neuen Strudel von Unruhe und Geschäften geworfen werden sollte, so zeigte sich noch an dem nähmlichen Tage, den er zu seiner Abreise nach Brignolle bestimmt hatte, eine Hinderniß, welche ihn nöthigte, nicht allein den Besuch bey der Gräfin von Flandern, sondern auch die Reise nach England, die ihm um mancher Ursachen willen so sehr am Herzen lag, aufzugeben und den Rückweg nach Palästina eher anzutreten, als er geglaubt hatte.

Ich habe im vorigen Theile erwähnt, daß Walter seine Ritter nach Barcellona abschickte, um bey den dasigen Tempelherren gewisse Geschäfte des Ordens auszurichten; diese hatten ihren Auftrag aus Ursachen, die wir bald hören werden, schleunig ausgerichtet, und waren nach Beendigung ihrer Angelegenheiten eilig nach Brignolle gegangen, wo sie unsern Helden noch bey der Gräfin von Flandern vermutheten, um ihn von da abzuholen; sie fanden ihn

nicht. Sie ließen sich bey Hunbergen melden, erfuhren von ihr den Ort seines gegenwärtigen Aufenthalts, erhielten einige Aufträge von ihr an ihn, und langten, wie ich schon gesagt habe, zu Marseille an eben dem Tage an, da Walter von da abgehen wollte.

Wir bringen euch seltsame Nachrichten, sagte Konrad von Staufen zu unserm Helden; gebet eure europäischen Angelegenheiten vor jetzt auf, und macht euch gefaßt, uns nach unsern Brüdern in Palästina zurückzuführen, die unserer Hülfe theils von nöthen haben, theils vielleicht geneigt seyn mögten, dieses und jenes wider uns in unserer Abwesenheit anzuspinnen, das sich nur durch unsere Gegenwart hintertreiben läßt. — Die Ausrichtung des uns von unserm Orden Aufgetragenen werdet ihr in diesen Schriften nebst dem guten Erfolg, den wir gehabt haben, verzeichnet finden, das Uebrige ist mündlicher Auftrag von dem ehrwürdigen Oberhaupte unserer Brüder in Barcellona, von dem euch wohlbekannten Robert Burgundio. — Robert Burgundio? wiederholte Walter, der zweyte Großmeister unsers Ordens? ist es möglich, daß dieser noch am Leben ist? — Ja, erwiederte Konrad, eben dieser Robert, der zweyte nach Hugo, dem ersten Stifter unserer Brüderschaft. Ihr wißt, daß er wegen häufiger Verdrüßlichkeiten seine Würde niederlegte, ohne das Gelübde aufzugeben, und er hat sich alle diese Zeit über zu Barcellona aufgehalten, wo er die Stelle bey den dasigen Tempelherren vertritt, die er ehemahls in Palästina verwaltete. Ich hätte gewünscht, daß ihr uns begleitet hättet; die Bekanntschaft eines solchen Mannes hätte euch nicht anders als angenehm seyn kön-

nen; auch beklagte er es selbst, daß er euch diesmahl nicht kennen lernen sollte, doch meinte er, dieß könnte bey eurer nächsten Reise nach Europa geschehen, welche nicht lange anstehen würde. — Stellet euch einen Mann von den Jahren eures Abts auf den stöchadischen Inseln vor, denkt euch statt den Zügen der Frömmigkeit und Andacht, welche auf dem Gesicht des letztern herrschten, den vollen Ausdruck von Größe und Heldenmuth, und statt der hinwelkenden Schwäche die ihr bey dem Abte bemerktet, noch tausend Spuren von jugendlicher Stärke und Munterkeit, so habt ihr das Bild des Greises von Barcellona, von dem wir jetzt herkommen, und der uns unterschiedliches an euch aufgetragen hat, davon ich nichts weiß, ob es die Folge einer Gabe der Weissagung, oder einer genauen Kenntniß aller Dinge, die in Palästina vorgehen, ist, und die er vielleicht durch natürliche Mittel, durch Briefwechsel oder auf andere Art erlangen kann. Er war von allem bis auf die kleinsten Umstände unterrichtet, was bisher im gelobten Lande vorgefallen ist. Von Terrikus und Philipps Anschlägen wider euch, und einer gewissen geheimen Verbindung, in welcher sie mit Assad stehen sollen, entdeckte er uns mehr als wir glauben konnten. Wir äußerten unsere Zweifel, aber er lachte und sagte, wir sollten nur euch fragen, wenn wir wieder zu euch kämen, denn ihr würdet in unserer Abwesenheit nachdrückliche Beweise von der Wahrheit seiner Rede erhalten haben. — Walter seufzte, und bat Konrad weiter zu reden. — Robert Burgundio, fuhr der Ritter von Stauffen fort, bittet euch also, das, was ihr von euren Feinden wisset, zu erwägen, und sogleich nach Palästina zurück zu kehren, wo

sich erstaunliche Veränderungen zugetragen haben. Der König von Jerusalem, Balduin der vierte, ist todt, sein unmündiger Sohn, der junge Balduin, soll zwar unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Königinn Sibille, und des Grafen von Tripoli der Nachfolger seines Vaters seyn; aber die Königinn hat selbst Lust zu herrschen, und weil sie keine Freundin von der Einsamkeit ist, so soll sie stark darauf denken, sich einen Gehülfen zu schaffen. Ihr mögtet nun vielleicht denken, was uns dieses angienge, da unser Orden nie gern viel mit den Königen zu Jerusalem zu theilen hatte, aber Robert bittet euch, zu bedenken, daß ihr nicht allein für das gemeine Wohl der Christenheit, sondern auch dafür zu sorgen habt, daß unsere Feinde nicht zu mächtig werden. Der Patriarch ist, da, wie ihr wisset, der Pabst gestorben ist, eilig nach Palästina zurückgekehrt, und vermuthlich schon wieder in den Armen seiner lieben Sibille. Terrikus, der nach der Nachricht von Arnolds Tode zum Großmeister erwählt worden ist, hält sich beständig zu Jerusalem auf und beschäftigt sich nebst dem Patriarchen und der Königinn und Philipp von Flandern den Grafen Raimund von Tripoli zu unterdrücken, der euch doch wenigstens als der Vater eurer Mathilde nicht gleichgültig seyn kann. Gerhard von Ridesser, fast der einzige unsers Ordens, der die gute Seite ernstlich hält, ist nicht mehr allein im Stande sie aufrecht zu erhalten; unsere Feinde, welche es nicht wagen dürfen uns den Tod unsers vorigen Großmeisters, Arnold von Torregio, Schuld zu geben, da wir vom Pabste und einer ganzen Kirchenversammlung darüber freygesprochen worden sind, fangen, um doch etwas wider uns

zu haben an, uns unsern langen Aufenthalt in Europa zur Last zu legen, und der Greis von Barcellona ermahnt euch also, eilig so viel ihr von des Königs von Frankreich geworbenen Völkern zusammenziehen könnet, einzuschiffen, die Ankunft der Hospitaliter aus England nicht zu erwarten, von niemand Abschied zu nehmen, sondern lieber heute als morgen nach Palästina abzugehen, und bey eurer Ankunft daselbst euch geradeswegs nach Jerusalem zu wenden, wo ihr darauf denken müsset, euch, jedoch ohne weitern Anlaß zu Feindseligkeiten zu geben, durch die Völker, die ihr mit euch führet, und durch euer eigenes Ansehn furchtbar zu machen. — Dieses sind fast die eigenen Worte des alten Robert Burgundio, und er setzte hinzu, dieses Verfahren, wenn ihr es genau in Acht nähmet, würde das einzige Mittel seyn, der Sache der Christenheit aufzuhelfen; denn Saladin habe in Palästina fast überall die Oberhand, und diejenigen, welche daselbst sich ihm widersetzen sollten, wären nicht im Stande das Beste der orientalischen Kirche einzusehen, wären wie mit Blindheit geschlagen, und theils in Wollüsten ersoffen, theils mit ihren Privatangelegenheiten zu sehr beschäftigt, als daß sie an etwas anders denken könnten. So schloß der edle Konrad von Stauffen seine Rede, und Walter, welcher wohl sahe, daß hier keine Zeit zu versäumen war, eilte alles so ins Werk zu richten, wie es ihm der weise Greis von Barcellona vorgeschrieben hatte. Er trennte sich ohne viele Umstände von seinen Freunden zu Marseille, ließ Hunbergen seinen Abschied mündlich durch einen Waffenträger ansagen; schickte einen Boten an den Bischof von Tyre, um ihn zu ermahnen, die fran-

zösischen Werbungen fleißig bey König Philippen zu treiben und ihm die Völker nachzuschicken, zog das kleine Heer, das schon vorhanden war, zusammen, und trat darauf seine Rückreise nach dem gelobten Lande in einer Zeit an, die ich meinen Lesern nicht nennen will, weil sie es für unmöglich halten würden, in so wenig Tagen Angelegenheit von solcher Wichtigkeit genau und ordentlich zu besorgen, und gleichwohl war es wahr, unser Held hatte nichts vergessen, sogar hatte er Nachricht und Entschuldigung an die Hospitaliter wegen seiner schleunigen Abreise zurück gelassen.

Viertes Kapitel.

Etwas wider die Langeweile auf dem Meere.

Es war zu beklagen, daß Wind und Wellen so wenig mit der feurigen Eilfertigkeit, die unsern Walter beseelte, übereinstimmten, sonst müßten sie ihn im Fluge nach dem gelobten Lande gebracht haben; aber nie ist wohl die Fahrt eines Abentheurers auf dem stillen Meere, der keinen andern Zweck seiner Reise kennt, als neue Südländer auszuspähen, lästiger und schläfriger zugegangen, als diese, bey welcher

doch auf die Geschwindigkeit so vieles ankam. Walters Begebenheiten in Konrads Abwesenheit, die Aufträge des alten Ritters Robert Burgundio, und die genaue Ueberlegung ihres klüglichen Verfahrens, wenn sie nun in Palästina angekommen seyn würden, gaben unsern Reisenden Anfangs Stoff genug zu Unterhaltungen, und liessen sie keine Langeweile fühlen; aber als alle diese Dinge so oft abgehandelt waren, daß sich wenig neues mehr darüber sagen ließ, und man gewahr wurde, daß man ungeachtet der langen Zeit doch erst die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte, so wurde man ungeduldig, und niemand ungeduldiger als Walter und Konrad, die zu viel Feuer in ihrem Temperamente hatten, um die Langsamkeit zu lieben.

Himmel, sagte unser Held eines Tages, da er nebst dem Ritter von Stauffen auf dem Verdeck saß, und den hellen wolkenlosen Himmel, die spiegelglatte durch kein Lüftgen gekräuselte See, das langsame Schweben des Schiffes und die schlaffen Segel mit Unmuth ansahe, Himmel! wenn ich eine von diesen unnütz verlebten Stunden an dem Tage gehabt hätte, da ich so plötzlich von der Gräfin von Flandern gerissen ward, oder wenn ich mich jetzt zu ihr wünschen könnte, wie viel würde ich von Dingen wissen, an denen mir so viel gelegen ist, und über welche ich jetzt übrige Muße nachzudenken hätte. — Konrad fuhr beym Ende dieser Rede plötzlich auf, verließ das Verdeck, und kehrte bald zu Waltern, der sich über seine jählinge Entfernung wunderte, mit einem Packet Schriften zurück, das er ihm mit diesen Worten überreichte: Verzeihet, Ritter! sagte er, daß ich euch dieses so lange vorenthielt;

hielt; zwar gebot mir die Gräfin von Flandern, welche es euch schickt, es euch nicht eher als bey völliger Muße auf dem Schiffe zu überreichen, damit ihr nicht, wenn ihr es leset, von wichtigen Geschäften abgehalten würdet. Aber wie lange ist nicht schon diese Muße gekommen, da ihr es der Länge und Breite nach hättet beherzigen können? — Walter hatte, während sein Freund auf diese Art sprach, angefangen das Packet zu öffnen, aber er besann sich, daß er das Durchlesen desselben auf eine einsame Stunde versparen müsse, weil es vielleicht Dinge enthalten könnte, welche seinem besten Freunde verborgen bleiben müßten; er ließ also ab, drückte Konraden dankbar die Hand, und dieser, welcher merkte, daß sein Freund gern allein seyn wollte, entfernte sich, nachdem er ihn mit einem kleinen Lächeln erinnert hatte, nicht zu geizig mit seinen Geheimnissen gegen den zu seyn, der an allem, was ihn angienge, den lebhaftesten Antheil nähme.

Unser Held war viel zu begierig nach dem Inhalte des Packets, als daß er Konrads Rede hätte beantworten sollen, er entriß ihm auch die letzte Hülle, und es fiel ihm eine mit einem grünen Band umwundene Rolle Papiere, und ein von der Gräfin von Flandern überschriebener Zettel entgegen. Er öffnete den letzten zuerst und fand folgende Worte:

„Reise glücklich mein Sohn! wohin dich deine Pflichten rufen. Vergiß Mathilden, und alles, was ich ihrentwegen mit dir sprach, so lange bis du ohne Verletzung höherer Obliegenheiten an sie denken kannst, so lange bis sich dein Schicksal ändert. — Die Nachricht von deiner Geburt, welche ich verhindert war

dir zu geben, ist zu wichtig, als daß ich sie dir länger vorenthalten könnte, auch ist sie von der Beschaffenheit, daß sie deinen Trieb zu großen Thaten gewiß nicht mindern, eher erhöhen wird. — Die Blätter, die du hier vor dir siehst, sind von deiner Mutter eignen Hand geschrieben, und enthalten ihre Geschichte, so wie sie mir dieselbe von der Zeit an, da ich in meinem und ihrem funfzehnten Jahre nach Hofe kam, in kurzen Briefen mitzutheilen pflegte. Das Ende, ach Gott, das traurige Ende derselben fehlt freylich; aber wir werden uns wiedersehen, und dann sollst du es aus meinem Munde hören. — Um dein Andenken an die theure, unvergeßliche Rosemunde, deine Mutter, meine Freundin, desto lebhafter zu machen, habe ich dir ihr Bild beygelegt; du wirst es in dem innersten des Packets in einer kleinen goldnen Kapsel finden, sie gab mir es für dich, als sie dich meiner Sorge überließ, es stellt sie in ihrem sechs und zwanzigsten Jahre vor, denn so alt war sie, als sie dich zum letztenmahl umarmte. Mancherley Gram und vielleicht auch Ahndung dessen, was sie hernach betraf, hatte ihr damahls schon einen Theil ihrer Reize genommen, stelle dir also vor, was sie in der Blüthe ihrer Schönheit seyn mußte, da man sie auf dem Bilde, das du vor dir hast, schon nicht ohne Entzücken ansehen kann."

Hunberga.

Walter hatte kaum so viel Geduld diesen Brief zu Ende zu lesen, so begierig war er diejenige zu kennen, welche ihm das Daseyn gab. Er suchte, und fand ein Bild das ich meinen Lesern lieber hier gemalt mittheilen, als mit Worten beschreiben möchte. Wer kennt die Partheylichkeit des Liebhabers nicht, welche geneigt ist,

den Reizen, die er anbetet, den höchsten Rang unter allen beyzulegen? Walter hatte keinen geringen Antheil von dieser Partheylichkeit in Ansehung Mathildens, und doch war er sehr zweifelhaft, als er ihr und Rosemundens Bild zusammen hielt, welcher von diesen beyden Schönheiten er den Vorzug geben sollte; vielleicht weil er zu beyden durch verschiedene gleich starke Bande, zu der einen durch Leidenschaft, und zu der andern durch heiße kindliche Liebe hingerissen ward; vielleicht auch weil jede von beyden zu einer besondern Klasse von Schönheiten gehörte, in welcher sie, ohne der andern zu schaden, gar wohl die Oberstelle einnehmen konnte. Mathilde war, ungeachtet ihres stillen sanften Charakters, der den blonden Mädchen eigenthümlicher ist als den braunen, die schönste, feurigste Brünette, die man sich denken kann. Ihre Augen groß und schwarz, ihr Haar dunkle Kastanienfarbe, und ihre Gesichtsfarbe, wie es ihr Vaterland mitbrachte, mehr bräunlich als weiß. Rosemunde hingegen versammelte alle Schönheiten in sich, die man nur bey einer Blondine finden kann. Ihre Augen waren die höchste Farbe des Himmels, und würden vielleicht fast zu groß gewesen seyn, wenn der sittsame Blick, den sie hatten, und die langen Wimpern, die sie beschatteten, sie nicht immer zur Hälfte bedeckt, und ihr Feuer gleichsam gemindert hätten, die blendende Weiße ihrer Haut fiel darum doppelt auf, weil sie nur durch ein ganz schwaches Rosenroth schattirt wurde. Auf dem Bilde, das Walter vor sich hatte, war ihr lockigtes bräunliches Haar mit nichts als mit einem dünnen Schleyer bedeckt, der auf ihren Busen herabfloß, ihn halb verhüllte, und an dem-

selben so wohl als auf der Locke die auf ihre hohe gewölbte Stirne herabfiel, mit einer natürlichen Rose befestigt war. Ihre Augen waren niederwärts wie auf einen in ihren Armen liegenden Gegenstand gesenkt, vielleicht auf ihren Walter, den sie auf dem Schooße hatte, als sie sich mahlen ließ, und ihr Mund zu einem kleinen halbtraurigen Lächeln gezogen, wie denn überhaupt auf ihrem ganzen Gesichte ein gewisser Ausdruck von feyerlicher Schwermuth lag, der durch ein scharfes Licht und dunkeln Schatten vermehrt wurde, den der Mahler dem Gemälde gegeben hatte, und das dem Ganzen das Ansehen gab, als ob es in Mondenglanz da stünde. — Walter war im Anschauen dieses Zauberbildes ganz verlohren, die Reize, die er sah, wurden durch den Gedanken: Dieß ist deine Mutter, durch die Deutung, die er jedem ihrer Züge, jeder ihrer Mienen gab, und durch tausend Empfindungen, die sich besser denken als beschreiben lassen, unaussprechlich erhöht. Er verlor sich in ihrem Anschauen, griff oft nach den Papieren, um diejenige, die er sah, die ihm so nahe angieng, näher kennen zu lernen, und legte sie wieder hinweg, um das Bild von neuem zu betrachten, bis die Dämmerung anbrach, die Seeluft kälter zu wehen anfieng, und er mit einem tiefen Seufzer seine Schätze zusammen nahm, und in sein Zimmer gieng, um nun endlich das zu lesen, wornach er so sehnlich verlangte, und was meine Leser im nächsten Kapitel finden werden, wenn sie etwa mit ihm gleiches Verlangen haben sollten.

Fünftes Kapitel.

Briefe.

Rosemunde Clifford an Hunbergen von Montbarry.

I.

Daß ich Dich vermisse, Hunberga, daß ich Dich, ach wie gern wieder an meine Seite wünschen, mir Deine Gegenwart mit dem liebsten meiner kleinen Schätze erkaufen mögte, das ist wahr; aber meine Einsamkeit mit dem Hofe, an welchen Du glänzest, zu vertauschen? — Nein, behalte Deine Feste, Deine Bewunderer, und alle Deine Glückseligkeiten für Dich, und laß mir meine ländliche Ruhe, die ich nie zu verlassen gedenke, für welche ich, ich fühle es, geboren bin.

Mein Vater dringt in mich mir eine Lebensart zu wählen, denn so spricht er, könne es nicht bleiben; ich soll entweder einem von meinen hiesigen Anbetern die Hand geben, oder Dir nach Hofe folgen. Was mich anbelangt, so habe ich schon gewählt; Du kennst doch das Marienkloster, das in dem schönen Thale nicht weit von meines Vaters Schlosse liegt? — Unsere Freundinn, Lady Marie Klifford, hat mich nun

auch verlassen, und ich bin ganz einsam. Gott, welch ein Abschied war das!

II.

Ich bin wieder bey meiner lieben Aebtissin im Marienkloster zu Godstow gewesen. O wie liebt sie mich! Wie bewundert sie meine kleinen Vollkommenheiten! Wie freut sie sich, wenn sie deren neue entdeckt! — Sie fragte neulich nach Deinem Ergehen bey Hofe, und ich zeigte ihr einen von Deinen letzten Briefen; Sie erstaunte über Deine Schreibekunst, aber noch mehr erstaunte sie, als ich ihr sagte, daß ich auch eine Schreiberin sey. Ich mußte ihr etwas von meiner Schrift zeigen, und sie meinte, sie würde sich glücklich schätzen, wenn eine von ihren Fräuleins meine Geschicklichkeit besäße. — Ich habe ihr ein Geschenk mit drey von meiner Hand geschriebenen Psalmen gemacht, und sie hat mir ein lateinisches Buch gegeben, aus welchem ich ihr etliche Stellen abschreiben soll, der Bischof von Lincoln hat es ihr geliehen. Was mich anbelangt, ich verstehe es nicht, aber sie ist sehr gelehrt, ob sie gleich nicht schreiben kann.

III.

Nun habe ich meinem Vater meinen Entschluß in das Marienkloster zu gehen entdeckt; er erschrack, und will durchaus, daß ich es bis in mein zwanzigstes Jahr aufschieben soll. Ach, mein Gott, bis dahin sind noch fünf lange lange Jahre, so lange kann ich meinen Vorsatz nicht aufschieben. — Ich habe meinen Vater gebeten, daß er mir wenigstens vergönnen soll, die Zeit bis dahin als Kostgängerin zu Godstow zuzubringen. — Unter den Einwendungen, die er wider meinen heiligen Vorsatz hat, ist, kannst Du es den-

ken, auch meine Schönheit; aber ich denke, wenn etwas außerordentliches an mir ist, so hat mir es der Himmel darum gegeben, damit ich es ihm wieder aufopfern soll. — Ich sagte diesen Gedanken meiner Aebtissin. Sie lobte mich sehr darum, und nannte mich eine Heldin. O was für ein Triumph, von so einer heiligen Frau gelobt zu werden.

IV.

Ich habe schon seit vierzehn Tagen die Erlaubniß von meinem Vater als Kostgängerin in das Marienkloster zu gehen, und kannst Du es Dir vorstellen, daß ich demohngeachtet noch zu Klifford bin? — Aber ich besuche meine Aebtissin sehr fleißig. — Ich glaube, daß mir es so schwer wird mich von meinem Vater zu trennen; ich wüßte doch sonst nicht, was mich abhielt, mich seiner Erlaubniß zu bedienen. Vor zehn Tagen, als ich der Aebtissin die Einwilligung meines Vaters in meine Wünsche mittheilen und ihr ansagen wollte, daß sie mich in wenig Tagen unter ihre Jungfern würde zählen können, hatte ich ein recht seltsames Abentheuer, das mir seit der Zeit fast so oft als ich nach dem Kloster gehe, ich gehe aber täglich dahin, begegnet ist. —Ich gehe allemahl allein, wie Du weißt, daß ich immer auf meinen Spaziergängen zu thun pflegte, wenn Du keine Lust hattest mich zu begleiten, und wie ich so in Gedanken an Dich und das Kloster vertieft vor mich dahin gieng, so hörte ich hinter mir das Traben eines Pferdes, welches auf dem einsamen Wege zwischen dem Fluße und dem waldigten Gebirge, der nach dem Thale des Klosters führt, etwas seltnes ist. Ich trat ein wenig an die Seite, und es ritt ein Jüngling bey mir vorbey,

der mich sehr ehrerbietig grüßte, und sich, nachdem er vorbey war, noch einige mahl nach mir umsah. Von diesem Tage an blieb das Traben des Pferdes und die Erscheinung des Jünglings nie außen, ein Paar mahl ist er auch zu Fuß gekommen, und hat mir steif in die Augen gesehen, ich aber habe seit der Zeit immer den Schleyer getragen, er ist sehr dünn, und die Klosterfrauen meinten, er ließ mir überaus wohl, ich würde eine schöne Nonne werden.

V.

Die Erscheinung des Jünglings dauert noch immer fort, und macht mich ganz furchtsam. Ich habe es immer auf der Zunge gehabt der Aebtissin etwas davon zu sagen; aber ich getraue mich es nicht, denn ich besorge, sie möchte mir die einsamen Spaziergänge nach dem Kloster verbieten, oder darauf dringen, daß ich meine Wohnung gänzlich daselbst nehmen möchte, wozu ich, seit ich es heute so wohl als morgen thun dürfte, weniger Lust habe als jemahls. Mein Vater läßt mir meinen freyen Willen, und sagt nur zuweilen: Ein Mädchen sey eins der eigensinnigsten launigsten Geschöpfe unter der Sonne.

Aber ich wollte ja vorhin von dem Jünglinge noch etwas sagen. Die Pförtnerin, die mich allemahl, wenn ich nach Hause gehe, einige tausend Schritte zu begleiten pflegt, und der ich neulich von meiner Erscheinung erzählte, kreuzte sich und meinte, weil es allemahl sich auf die nähmliche Art zeigte und niemahls spräch, so müsse es ein Geist seyn; vielleicht der Geist König Arthurs, welcher sich zuweilen in dem Walde des Gebirgs, wo er bey seinem Leben zu jagen pflegte, sehen läßt. — Ich weiß nicht was ich davon

denken soll; für ein Gespenst dünkt mich diese Gestalt zu schön; denn glaube mir, Hunberga, wenn ich schön bin, so ists dieser Jüngling in noch viel höherm Grade. So eine Miene! Solche Augen! So ein Gang! — Ich hoffe es ist nichts Böses, daß ich meine Freude an seiner Schönheit habe; freute ich mich doch auch über die Deinige, freue ich mich doch, wenn ich mein Gesicht im Spiegel sehe, ob ich gleich häßlich gegen König Arthurs Geist bin.

VI.

Ich habe Dir sehr lange nicht geschrieben, denn ich bin sehr oft nach dem Kloster gegangen. Die Aebtissin fragt, ob ich nicht bald meines Vaters Schloß verlassen will, und die Pförtnerinn, ob ich noch immer von König Arthurs Geist beunruhigt werde, ich antworte beyden Nein. Bey der ersten wende ich, ich weiß nicht was für Entschuldigungen vor, und mit der andern lasse ich mich gar nicht mehr über das Kapitel von meinen Erscheinungen ein, denn — ich weiß selbst nicht, — aber ich wollte, niemand wüßte um dieselben als Du und ich. Zuweilen wünschte ich sogar, Dir nichts davon geschrieben zu haben. Du könntest vielleicht gar denken, ich verzögerte meinen Auszug aus meines Vaters Hause darum, weil König Arthur nicht kommen wird, mich im Kloster zu besuchen. — Höre, ich glaube ganz gewiß, daß diese Gestalt ein wirklicher Mensch ist; neulich war es als ob er den Mund aufthäte, mit mir zu reden, aber ich flohe, ich weiß nicht aus was für Furcht, davon, und seit der Zeit habe ich ihn nicht wieder gesehen, ob ich gleich mehr als viermahl im Kloster gewesen bin — Es ist mir einsam, wenn ich ihn nicht sehe.

VII.

Ich bin ganz krank und traurig. Ich muß Arzeney nehmen, und mich fleißig baden, aber nicht etwa, wie Du mir von Eleonorens Hofdamen schreibst, in warmer Milch, oder gar in Wein, sondern in kalten, kalten Flußwasser; ich habe mir eine Stelle dazu ausersehen, in dem kleinen Gehölze, das an unsern großen Garten stößt. Der Strom hat sich zwischen dem kurzen Gesträuch, an welchen Du und ich immer so gern zu sitzen pflegten, weil es dort so einsam war, recht wie ein Becken ausgespült, welches aber einen Abfluß haben muß, weil es immer rein und frisch ist. Die fünf alten Ulmen, in welchen Du unsere Namen einschnittest, bilden einen halben Zirkel um den Ort, wo ich bade, und bedecken ihn mit so dichten Schatten, daß mich selbst die Sonne nicht da finden könnte; aber Du könntest mich finden, da ich Dir die Gegend so genau beschrieben habe.

Auf die andere Seite des Waldes, da man nach dem Kloster geht, komme ich gar nicht mehr. Die Aebtissin ist nicht mehr freundlich; ich glaube nicht, daß ich zu ihr ziehen werde. — Ich glaube, sie zürnt, daß ich so langsam mit dem Abschreiben bin, das sie mir aufgetragen hat; aber es fehlt mir an Lust und Zeit, Du weißt, daß ich so gar Dir nicht mehr so fleißig schreibe.

VIII.

Ach, Hunberga, König Arthurs Geist! So ist er mir noch nie erschienen! — und an so einem Orte! — O ich vergehe vor Scham! — Nur das tröstet mich, daß er ganz gewiß der Geist ist, von dem mir die Pförtnerin sagte, er selbst nennte sich mir einen

König, nun weißt Du, daß kein lebendiger König in diese Gegend kommen wird — und also. — Vor einem Gespenste, denke ich, hat man sich so groß nicht zu schämen, die sind ja so überall, und sehen alles, wenn sie auch nicht allemal gesehen werden.

Aber ich wollte Dir die Erscheinung erzählen. Heute gegen Abend, als es begunte ein wenig kühler zu werden, gieng ich in mein gewöhnliches Bad, ich hielt mich, weil es sehr angenehm war, länger daselbst auf, als ich gewohnt bin, und nur die Dämmerung, die in dem Gebüsche eher anbricht als anderswo, scheuchte mich aus dem Wasser. Ich legte mein leichtes weißes Unterkleid an, denn wer wird sich in dieser Hitze mit vielen Kleidern beladen, flocht meine Haare wieder ein, indem ich bey mir selbst ganz leise sang; die Vögel rund umher, die ihren Abendgesang begannen, reitzten mich dazu an. — Nun war ich mit meinem Anzug fertig, und gieng, mir von einem der wilden Rosensträuche ein Paar von meinen Lieblingsblumen zu pflücken. Der Mond spiegelte sich im Wasser, ich bückte mich über das Ufer, um sein Bild deutlicher zu sehen, ich blickte rund herum, um den Ort auszuspähen, wo sein Strahl in die Dämmerung herein fiel, und wie ich nun so meine Augen hier und dahin wandte, so sahe ich — ach Hunberga — den Jüngling, von dem ich Dir schon mehr gesagt habe, ihn, den ich, ach! so lange nicht sahe, leibhaftig hinter einer von unsern Ulmen stehen. Mit zusammengeschlagenen Armen, wie ganz außer sich stand er da, und hatte seine feurigen Augen est auf mich geheftet; wo mußte ich meine Augen gehabt haben, um ihn nicht längst gewahr worden zu seyn?

— Ich that einen lauten Schrey, und sank halb ohnmächtig am Ufer nieder. — Als ich mich wieder besann, kniete er an meiner Seite, küßte meine Hände und meinen Mund, und sagte mir vieles, wovon ich nur die Worte behalten habe, die er mit einer Stimme sagte, mit einer Stimme! Unmöglich ist mirs sie zu beschreiben! — Rosemunde, sagte er, meine Rosemunde, erwache! Dein Liebhaber, dein König — — König? unterbrach ich ihn, König Arthur? Und mit diesen Worten riß ich mich los und flohe nach dem Schloße zu, wohin er mich lange verfolgte, endlich mir aber doch aus den Augen kam und verschwand. — Ach Hunberga! so ein Schrecken! Ich glaube, es kann mir das Leben kosten.

IX.

Wie viele Monate sind nunmehr, daß ich Dir nicht geschrieben habe? Und wie wird mir es möglich seyn, Dir alles, alles zu sagen, was sich in dieser Zeit begeben hat? — Ach daß Du nur eine Stunde bey mir wärest! — Doch der Wunsch ist vergebens, und ich muß mich entschließen, Dir es zu schreiben, es mag auch noch so viel seyn. Ich glaube meine Feder wird dabey nicht so leicht ermüden, als bey den lateinischen Büchern der grämlichen Aebtissin.

Der Schrecken, den mir seine Erscheinung — Du weißt schon wen ich meyne — machte, zog mir wirklich eine Krankheit zu, und hielt mich länger als eine Woche im Bette. — Meine Phantasien mochten seltsam und verrätherisch gewesen seyn, denn mein Vater fragte mich, als ich besser ward, ob ich einen Liebhaber hätte? Er fragte mich mit einer so liebreichen Miene, und versicherte mich so väterlich

daß er keinen meiner Wünsche, wenn sie nur nicht ganz unmöglich wären, entgegen seyn wollte, daß ich ihm alles gesagt haben würde, wenn ich damals etwas gewußt hätte; aber ich wußte von nichts als von einem Gespenste, und sowohl mir auch König Arthurs Geist gefiel, so kannst Du doch wohl denken, daß ich mir ihn nicht von meinem Vater zum Gemahl ausbitten konnte. Ich zitterte, wenn ich an ihn dachte, und doch verfolgte mich sein Bild wachend und im Traume. Da mein Vater sahe, daß ich schwieg, wollte er nicht weiter in mich dringen, er drückte meine Hand und bat mich Zutrauen zu ihm zu haben, ihn als meinen Freund anzusehen. Mit diesen Worten verließ er mich, und ich versenkte mich in ein Meer von Gedanken, die zu verwirrt und zu zahlreich waren, als daß ich sie Dir jetzt, da ich wichtigere Gegenstände habe, sollte noch erzählen können, nur so viel muß ich Dir sagen, daß es mir je länger je unwahrscheinlicher vorkam, daß mein Unbekannter ein Gespenst sey, und daß ich vor Verlangen starb, ihn wieder zu sehen und ihn näher kennen zu lernen. Mein erster Ausgang geschahe seinetwegen, ich hoffte ihn wieder zu erblicken und ihm tausend Fragen vorzulegen, die ich wohl schwerlich Kühnheit genug gehabt haben würde, vorzubringen, wenn er wirklich vor mir gestanden hätte. Meine Zaghaftigkeit zeigte sich, ehe ich ihn noch zu sehen bekam. Plötzlich fiel mir die Art ein, wie er mich zuletzt gefunden hatte, und es überfiel mich bey dieser Vorstellung eine solche Beschämung, daß ich mein Gesicht verhüllte, schnell umkehrte, und mir vornahm, seinen Anblick auf das sorgfältigste zu meiden. So gieng mir es noch unter,

schiedlichemal; wenn der Gedanke an ihn recht lebhaft in meiner Seele wurde, so gieng ich aus, ihn aufzusuchen, und schnell trieb mich Furcht und Beschämung in mein Zimmer zurück, so daß ich anfieng wie eine wahre Einsiedlerin zu leben, und die Gedanken an das Kloster oft wieder in mir erwachen fühlte.

Du weißt, wie sehr mein Vater die Jagd liebt, und wie geneigt er ist, sie für die beste Aufheiterung des Gemüths zu halten; er sah meine zunehmende Schwermuth, und wünschte sie auf diese Art zu zerstreuen. Unmöglich war mir es ihm zu folgen. Was für Vergnügen hätte ich, die gern jedem Geschöpf Leben und Glückseligkeit im verschwenderischen Maaß mittheilen mögte, an dem Tode unschuldiger Thiere finden können, und jetzt vollends, da mein erweichtes Herz durch alles doppelt gerührt wurde. Zudem, wie leicht wär es möglich gewesen, auf der Jagd meinen Unbekannten anzutreffen, und was für eine Miene würde ich in seiner und meines Vaters Gegenwart haben annehmen können? — Mein gütiger Vater sah meinem Eigensinn, wie er es nannte, nach, und überließ mich meiner Einsamkeit, die ich mehrentheils mit Thränen zubrachte, welche, ich wußte selbst nicht über was, flossen, und die ich nur am Abend trocknete, um meinen Vater bey seiner Rückkunft von der Jagd, mit heiterm Gesicht empfangen zu können. — Eines Abends — Himmel wie wird mir es möglich seyn, diesen Abend zu beschreiben — eines Abends kam er nach Hause, aber nicht allein, sondern in Begleitung dessen, den ich so sehr zu sehen wünschte und fürchtete. Weiß der Himmel wo ich Fassung hernahm, mich bey diesem Anblick mit

leidlichem Anstand zu betragen. — Hier, meine Tochter, sagte er, indem er mir den Fremden vorstellte, ich habe heute einen heißen Tag gehabt, und ich weiß nicht, ob Du Deinen Vater wiedergesehen haben würdest, wenn dieser Jäger nicht gethan hätte, dessen Gleichen, wie ich glaube, im ganzen Königreiche nicht ist. — Ich war in solcher Verwirrung, daß ich vergaß zu fragen, worin die Gefahr meines Vaters bestanden hatte, und erst nachher erfuhr, daß ein fürchterlicher Eber, der den beyden Jägern nachgeführt wurde, mir meinen besten Freund hätte entreißen können, wenn ihn nicht der geliebte Unbekannte gerettet hätte. Mit Empfindungen, die von Dankbarkeit, Freude, Erstaunen, und ich weiß nicht, was allen zusammengesetzt waren, nahte ich mich ihm, wollte sprechen und konnte nicht, indessen er sich in der nämlichen Verwirrung befand, und mein Vater über die stummen Verbeugungen, die wir einander machten, sich des Lachens nicht enthalten konnte. — Doch was halte ich mich bey solchen Kleinigkeiten auf? Laß mich es kurz machen. Der Fremde, welcher kein Geist, sondern ein wirklicher Mensch war, auch nicht Arthur, sondern Henrich hieß, hielt sich länger als eine Woche zu Klifford auf, suchte beständig um mich zu seyn, und wovon seine Gespräche mit mir handelten, kannst Du errathen. Er liebte mich, und ob ich ihn liebte, das würdest Du mich nicht fragen, wenn Du ihn kennen solltest; doch Du kennst ihn ja! Zu ungeübt in den Regeln des Wohlstandes, von denen Du mir immer schreibest, daß sie bey solchen Gelegenheiten in der großen Welt in acht genommen werden, ließ ich ihn

mein Herz unverhohlen sehen. Er versicherte mich, daß er ohne mich nicht leben könnte, und ich scheute mich nicht, ihm das nämliche zu gestehen, ja ich setzte noch hinzu, daß mein Vater mich zu sehr liebte, als daß er daran denken sollte, unserer Liebe entgegen zu seyn. Hättest Du diese Kühnheit wohl in der blöden Rosemunde gesucht?

Mein Vater, der uns dem Anschein nach völlige Freyheit ließ, aber demohngeachtet unser Betragen immer genau beobachtet, und unsere Liebe also gar bald inne ward, nahm mich eines Tages vor, entdeckte mir seine Muthmaßungen, und beschwor mich, ihm nichts zu verhehlen, was in meinem Herzen wär. Das Bekenntniß, das hierauf von meiner Seite folgte, kannst Du errathen. Mein Vater erfuhr alles, von der ersten Erscheinung König Arthurs an, bis auf die fatale Ueberraschung im Bade; er belachte unsere Abentheuer, und dachte darauf, wie er ihnen noch diesen Abend eine glückliche Wendung geben wollte. — Junger Mensch, redete er meinen geliebten Henrich an, ihr seyd zu blöde, ihr wißt was ich euch zu danken habe. Ihr liebt dieses Mädchen, und wißt wie sie euch wieder liebt, und ihr schweigt, und habt keine Bitte an ihren Vater zu thun? — O mein Vater, erwiederte Henrich, der Himmel weiß, wie sich mein Herz sehnt, euch diesen Namen mit Recht geben zu können, aber wie soll ich zu diesem Glück gelangen? Kennt ihr die Schwierigkeiten, die sich demselben vielleicht auf meiner Seite entgegen setzen können? Wißt ihr, ob ich eines Standes mit euch, wisset ihr, ob ich nicht vielleicht bereits verheyrathet bin? Was den Stand anbelangt,

er-

erwiederte mein Vater, so dürft ihr euch nur entdecken, um mir allen Zweifel zu benehmen, oder vielmehr, da es wider brittische Sitten ist, einem Gaste seinen Namen abzunöthigen, mich nur überhaupt versichern, daß ihr edel seyd. Für die frühere Verheyrathung bürgt mir eure Jugend; ein etwas wichtigerer Zweifel mögte vielleicht der seyn, ob nicht eine frühere Liebe, als die Liebe zu meiner Tochter — — Liebe? Unterbrach Henrich meinen Vater, nein, beym Himmel und bey dem, der darinnen wohnt, und bey allem, was einem Ritter heilig und theuer ist, Rosemunde ist die Einzige, die ich liebe, ich würde sagen können, die Erste, wenn ich nicht einige flüchtige Neigung für eine gewisse Hunberga von Montbarry gefühlt hätte; aber sie achtete dieselbe nicht, sie steht auf dem Punkte, sich mit dem Grafen von Flandern zu vermählen. Ich verließ den Hof, um in der Einsamkeit meine Leidenschaft zu vergessen, und sah Rosemunden, um bey ihrem Anblicke zu erfahren, daß ich nur für sie ein Herz habe, und daß meine Neigung für Hunbergen kaum den Namen der Liebe verdiente. — Henrich sagte dies mit einem kleinen Unwillen, und mein Vater faßte freundlich seine Hand. Ritter, sagte er, das ist eine edle Offenherzigkeit, ich will sie belohnen, und noch diesen Abend soll Rosemunde eure Frau seyn; auch setze ich in euren Rang keinen Zweifel, denn wer seine Augen zu Hunbergen erheben darf, kann es gar wohl wagen an Rosemunden zu denken.

Siehe, Hunberga! so bin ich hinter Deine Geheimnisse, hinter deine verschmähten Liebhaber und hinter deinen Brautstand gekommen. Dein Graf von

Flandern muß wohl sehr schön seyn, daß du ihn meinem Henrich hast vorziehen können. O wie danke ich Dir, daß Du mir ihn überlassen hast! Verzeihe mir, wenn ich unüberlegt schreibe; der Gedanke meines Henrichs Braut zu seyn, entzückt mich so, daß ich nicht weiß, was ich sage. Aber kannst Du es denken, daß er etwas gethan hat, das mir bedenklich vorkommen könnte? — Er wollte schlechterdings nicht eher meine Hand annehmen, bis er, wie er sagte, meine Gesinnungen gegen ihn etwas besser geprüft hätte; und Du kannst Dir die seltsamen Fragen, die er mir in diesen Tagen vorgelegt hat, gar nicht vorstellen; ich kann von manchen gar nicht absehen, was er damit haben will. Heute konnte er mich ja fragen, ob ich ihm auch meine Hand geben würde, wenn er ein König wär. — Ich habe nach einigen Bedenken ja geantwortet, aber mir schlechterdings ausbedungen, daß ich dann nicht Königin, sondern nur seine Frau seyn wollte, eine Erklärung, die ihn in ein solches Entzücken versetzte, als ich fast noch nicht an ihm gesehen habe. Seit der Zeit ists immer, als wenn er mir etwas entdecken wollte, aber er hält zurück, und ich verlange nichts zu wissen, was er mir nicht freywillig sagt. — Unsere Hochzeit soll auf sein Bitten nicht länger aufgeschoben werden; wir erwarten meinen Bruder von London, aber auch nicht einmal bis dahin, will Henrich unsere Vermählung aussetzen.

X.

Ach Hunderga! Was für eine sonderbare Wendung meines Schicksals! Wie wird mir das Glück, meines Henrichs Frau zu seyn, verbittert! Seine Frau?

Bin ich das auch wirklich? — Sollte ich nicht Gewissenswegen ihn verlassen? ihn nie wieder sehen? — Nein nimmer nimmermehr will ich mich von ihm trennen! — Ich bin sein, und weder göttliche noch menschliche Gesetze sollen mich von ihm reißen! — Ach Hunberga! was habe ich geschrieben? — ich fühlte es, sie sind gottlos diese Gedanken, aber noch einmal, ich kann sie nicht widerrufen, ich kann mich nicht von ihm trennen. Du wirst denken, ich rase, wenn Du dieses liesest. Du hast Recht, ich weiß selbst nicht, wie es mit mir ist, die Welt kehrt sich mit mir um, ich bin nicht mehr, die ich war, fühle und denke nichts, als daß ich Henrichs bin und es ewig bleiben will — —

Nach langer Zeit habe ich mich endlich so weit erholt, daß ich Dir die schreckliche Geschichte, die mich so ausser mich setzte, erzählen, daß ich Dir sagen kann, wer mein Gemahl ist. Doch das weißt Du schon, Du weißt wer mein Henrich ist; Du verschmähtest seine Liebe nur darum, weil Du wußtest, Du könntest sie nicht mit Recht besitzen; aber ich? — Hunberga Du weißt, und mein Gewissen und der Himmel weiß es, es war mir unbewußt, daß Henrich mein König, daß er der Gemahl einer andern war; ich erfuhr es erst, da ich schon den heiligen unwiderruflichen Eid geschworen hatte, sein und keines andern zu seyn, den Eid, den ich nicht brechen will, und wenn! —

Ach, ich bin schrecklich getäuscht worden, und doch kann ich nicht wünschen, daß es nicht geschehen wäre. Freylich wenn mein Henrich mir seinen Stand, seine frühere Verbindung mit Eleonoren gestanden

hätte! — — Gottlob, daß er es nicht gethan hat; entweder ich hätte ihn geflohen und wär zeitlebens unglücklich geworden, oder ich hätte mich wider mein Gewissen ihm doch ergeben, und hätte nicht wie jetzt die Entschuldigung, daß ich ohne mein Wissen gefehlt habe, hätte nicht die Unwiederruflichkeit meines Eides, mich in dem Entschlusse zu stärken, ewig sein zu seyn, und ihm nie die Hand zu entziehen, die ich ihm einmal gab. — Ich bin Henrichs rechtmäßiges Weib, mag Eleonore Königin seyn, ich verlache diesen elenden Titel, gegen den Rang und das Glück, das mir das erste giebt.

XI.

Ich habe Dir so viel geschrieben, seit ich aus meinem Traume erwacht bin, und immer weißt Du noch nicht, was mich aus denselben erweckte. Ich will versuchen, ob ich Dir heute etwas davon sagen kann, ich bin ja jetzt ruhiger. Wochen und Monate sind seit dem Sturm vergangen, den mein Herz ausgestanden hat, ich bin aus allen meinen vorigen Verbindungen gerissen, bin allein in der Welt, allein mit meinem Henrich; vergesse, daß es noch andere giebt, die auf mich, oder ihn ein Recht haben, und bin in dieser Täuschung so glücklich, so glücklich, Hunberga!

Aber zu meiner Erzählung; doch nein, ich kann Dir es nicht umständlich erzählen, wo wollte ich Muth hernehmen, alles das, was mich so unglücklich machte, was ich mit Mühe überwand noch einmal zu durchdenken, es gleichsam noch einmal zu erleben? Also nur kurz.

Mein Bruder kam den Tag nach meiner Vermählung mit Henrich — König soll er in meinem Munde ewig nicht heißen — Man stellte ihm meinen Gemahl vor, er zitterte, ward bleich, und rief mit zusammengeschlagenen Händen! Der König? Eleonorens Gemahl? Henrich lächelte, nannte mich seine Gemahlin, und schwur mir die Krone aufzusetzen, und sich heute noch von Eleonoren zu trennen. Mein Bruder, der seine Hand an den Degen gelegt hatte, und meinem Gemahl mit einem wüthenden Blicke ansah, nannte dieses die einzige Bedingung, unter welcher er ihm seine Schwester gönnen würde. Was Henrich darauf sagte, was mein Vater dachte, der nie am Hofe gewesen war, und nun erst meinen Gemahl kennen lernte, das alles weiß ich nicht, denn nicht so bald war ich im Stande, alles zu begreifen, was um mich vorging; so sank ich empfindungslos zur Erde. — Ich erwachte nur, um von allen Seiten von neuem bestürmt zu werden. Mein Bruder drang in mich, die Krone anzunehmen, die mir Henrich anbot und die ich verabscheute, da ich sie mit der Verstoßung einer andern hätte erkaufen müssen. Mein Vater quälte mich, meinen Gemahl zu verlassen, und ins Kloster zu gehen, da in seinen Augen Eleonorens Verstoßung und meine Ehe mit ihrem Gemahl gleich unrechtmäßig waren. Mein Henrich bat mich mit jedem seiner Blicke, mich nicht von ihm zu trennen, er nannte mich seine Königin und betheuerte, daß niemand als ich ins künftige diesen Namen führen sollte. Mit Abscheu verwarf ich diesen Vorschlag, und willigte nur mit der Bedingung ein, seine Frau zu bleiben, daß er mir nie mehr etwas von demsel-

ben sagen mögte. Es ist unglaublich, was ich in dieser Zeit von meinem Vater und von meinem Bruder erlitten habe. Beichtväter und Aebtissinnen, auch die aus dem Marienkloster sind über mich geschickt worden, aber keins von ihnen hat mich davon überzeugen können, daß ich meinen Eid brechen dürfe, oder daß es meinen Henrich nicht so wohl erlaubt sey, als den heiligen Patriarchen, zwo rechtmäßige Frauen zu haben. — Endlich hat mein Gemahl sein königliches Ansehn gebraucht, mich aus meines Vaters Hause geführt und hieher nach Woodstock gebracht. Mein Vater war erweicht bey unserm Abschied und gab mir seinen Seegen; aber mein Bruder blieb unerbittlich, er hat Klifford verlassen und ist nach Frankreich gegangen. Ich hoffe, er wird zu schwach seyn, meinem Gemahl Unruhe zu verursachen.

XII.

Das fehlte noch, Hunberga, daß auch Du mich bestürmst, und mir sagst, was mir so in manchen trüben Stunden einfällt, — deren ich viele habe, wenn mein Gemahl nicht bey mir ist — daß ich mich mit süßen Träumen und ausgekünstelten Spitzfindigkeiten täusche, die weder vor dem göttlichen noch menschlichen Gericht gültig sind. — Ich bin also nicht Henrichs rechtmäßige Gemahlin? — Würde ichs denn mehr seyn, wenn ich eingewilligt hätte, wie ich noch täglich könnte, denn mein Gemahl wiederholt, ungeachtet meines Bittens, diese Vorschläge noch immer — würde ichs mehr seyn, wenn ich seine Königinn von seiner Seite verdrängte, und mich an ihre Stelle setzte? Ja, dann würde jedermann die Königinn Rosemunde anbeten, und die arme verstoßne Eleonore

verachten. — Siehe, so seyd ihr Weltleute, euren Gedanken nach läßt sich manches Unrecht wieder gut machen, wenn man nur das Herz hat, es mit neuen größern Vergehungen zu häufen; wiewohl ich Dir nicht zutrauen will, daß Du mir so etwas zumuthest, Du willst nur, ich soll meinen Gemahl verlassen und eidbrüchig werden — nur so eine Kleinigkeit, welches ich aber — ich wiederhole jetzt den Schwur, den ich meinem Henrich vor dem Altar leistete — nimmermehr thun werde.

XIII.

Du beschwerst Dich, Hunberga, daß ich Jahre habe hingehen lassen, ohne Dir zu schreiben; aber ich habe es nicht gewagt, ich habe mich vor Deinen Antworten gefürchtet; denn wäre jemand im Stande, mich von meiner Schuldigkeit abzubringen, so wärst Du es noch am ersten. — Nunmehr hoffe ich, wirst Du von solchen Versuchen abstehen, da meine Rechte auf meinem Gemahl verjährt, und durch mancherley Leiden, die ich um seinetwillen ausgestanden habe, bestätigt sind.

Die grausame Eleonore! Du weißt, wie ich gegen sie gehandelt habe, da ich ihr schaden konnte; Du weißt, daß ich ihr nichts raubte, als das, was sie nie besaß, das Herz ihres Gemahls, und doch fehlt es mir nicht an täglichen Beweisen, daß sie mir Unschuldigen nach dem Leben trachtet. Meuchelmord und Vergiftung sind mir in diesen Jahren oft mehr als nahe gewesen; aber ich habe meinem Gemahl so viel davon verhehlt als möglich war, um ihn nicht wider seine Königinn zu erzürnen. Meine Leute müssen indessen nicht so verschwiegen gewesen seyn, denn ich sehe, daß er

außerordentliche Sorge für meine Sicherheit trägt; er sagt mir die Ursach davon nicht, und ich frage nicht nach derselben. Ich glaube wir verstehen uns beyde, und hüten uns nur von unangenehmen Dingen zu sprechen, um uns die süßen Stunden häuslicher Glückseligkeit nicht zu verbittern. — Ich bin sehr glückselig, Hunberga! Ich bin die Mutter zweyer schöner Knaben, der eine, mein Gottfried, von fünf Jahren, das lebendige Ebenbild seiner Mutter, spielt hier an meiner Seite, und der andre, Walter, der noch an der Brust liegt, läßt eben seine Stimme hören und fodert meine Hülfe. — Ich habe ihn befriedigt, aber ich werde die Feder niederlegen; denn Gottfried fragt nach seinen Vater, und Walter verdoppelt sein Geschrey, als ob er ihn gleichfalls vermißte. — Seyd stille, meine Kleinen! bald wird er bey uns seyn, nicht in dem königlichen Glanze, in dem er die arme Eleonore besucht, sondern in der Gestalt des Gemahls und Vaters, die ihn weit schöner ziert als seine Krone.

XIV.

O Hunberga! wie soll ich Dir danken für diese Ueberraschung! was waren das für selige Tage, die ich in Deiner Gesellschaft zubrachte! — Was sagst Du zu meinem Zustande? Bin ich nicht glücklich? Ist mein Gottfried nicht schön, wenn seine Mutter es jemahls war? Und Walter, ist er nicht das lebendige Ebenbild seines Vaters? — Und mein Gemahl, ist er nicht so gut als wenn er kein König wäre? — Mag mich doch die jetzige und die Nachwelt mit den gehässigsten Nahmen brandmarken, mag sie mir den süßen Nahmen, der rechtmäßigen Frau meines Henrichs ganz

entreissen, mag mich die Königinn verfolgen, und vielleicht endlich gar hinrichten; für so eine Glückseligkeit, als ich geniesse, läßt sich schon etwas aufopfern. — Ich schreibe Dir diesmahl nicht blos, um Dir für Deinen Besuch zu danken, sondern um Dir zu klagen, daß Eleonore anfängt, auch meinen Kindern nachzustellen. Ich hatte sie neulich mit ihren Wärterinnen ins Freye geschickt, da gesellt sich ein Mann zu ihnen, der die Kinder bewundert, liebkoset und nach ihren Nahmen fragt, meinen Walter nimmt er auf den Arm, und läuft als sich die Wärterinn nur ein wenig umsieht, mit ihm ins dicke Gebüsch, wo er ihn, als er sieht, daß er verfolgt wird, hinwirft und verschwindet. Eben so ist mirs beynahe auch schon mit Gottfrieden gegangen, und meine Leute haben die Räuber gekannt, daß sie von der Königinn Bedienten, und zwar keine von den geringsten gewesen sind. — Ich werde die Kinder nicht mehr dürfen allein ausgehen lassen. —

XV.

Ich könnte Dir viel von den boßhaften Anschlägen dieser Eleonore auf mich und meine Kinder sagen, aber was hilft das Klagen? — Wissen mögte ich nur, was sie wider uns, vornehmlich wider die letzten hätte. Denkt sie vielleicht, sie werden ihren Söhnen dereinst Eintrag thun? — Es müßte durch die Tapferkeit geschehen, durch ihre Macht gewiß nicht, denn der König hat bereits alle seine Länder unter Eleonorens Kinder ausgetheilt, so daß er den meinigen fast nichts mehr zu geben hat. Ich zürne nicht darüber; ich könnte es vielleicht mit einer einzigen Bitte ändern; denn was würde mir mein Henrich wohl abschlagen? aber nein; mögen doch andere alle Herrlichkeiten der Welt hinneh-

men, wenn uns nur die Liebe unsers Gemahls und Vaters bleibt.

Henrich liebt Eleonorens Söhne auch von Herzen, und ich mißgönne es ihnen nicht, ob ich gleich zuweilen denke, daß sie es nicht so verdienen wie die meinigen. Von den drey jüngsten, welche er einmahl zu mir gebracht hat, ohne daß sie wußten wo sie waren, gefällt mir keiner, als der einzige Richard, zwar ein störriger wilder Knabe, der meinem Gottfried tausenderley kleinen Verdruß anthat; aber er gefällt mir doch nicht übel, er hat etwas Großes und Edles an sich und sieht seinem Vater sehr ähnlich. Die beyden andern, deren der eine auch Gottfried und der andere Johann heißt, könnte ich nicht ausstehen. Der erste ließ es nicht in seinen Spielen bey kleinen Neckereyen bewenden, seine Possen arteten oft in Boßheit aus, und der andere, dem Anschein nach still und gedankenlos, zeigt manchmahl unvermerkt so einen heimlichen Tück, daß ich mir nicht viel gutes von ihm versprechen könnte. Mein Gottfried, welcher, wie du weißt, still und fromm ist, war froh da er diese unruhigen Spielgefährten los ward, und der kleine Blondel von Nesle, der immer bey meinen Kindern ist, kann nicht aufhören von den Untugenden der drey fremden Knaben zu sprechen.

Mein Gemahl hat noch einen Sohn, der schon ziemlich erwachsen ist, den er sehr liebt, und den er neulich auf Verlangen der Königinn zu seinem Nachfolger hat salben lassen. Er soll sehr große Eigenschaften, und vornehmlich viel Witz und Lebhaftigkeit besitzen. Mein Gemahl, dessen Nahmen der junge Prinz führt, erzählte mir neulich einen, seinen Gedan-

ken nach, sehr artigen Einfall von ihm, den ich Dir hersetzen will, damit Du ihn beurtheilen kannst.

Um die Salbungsfeuer des jungen Henrichs zu verherrlichen, ließ sich der König, sein Vater herab ihm den ersten Trunk zu überreichen, und sprach lächelnd zu ihm: Ob er wohl glaubte, daß je ein junger König so königlich sey bedient worden? — Ich finde es nicht ausserordentlich, antwortete der junge Henrich, daß der Sohn eines Grafen, dem Sohne eines Königs aufwartet! — (Du weißt Hunberga, daß mein Gemahl kein Königssohn ist.) — Der König hatte über diese Antwort gelacht, und seinem Sohn gelobt, daß er stolz auf seine Herkunft sey; aber ich finde etwas kühnes, rebellisches in derselben, das meinen Gedanken nach nicht hätte ungeahndet bleiben sollen.

Was geht mich übrigens dieses an, wenn nur meine Söhne ihren Vater nie betrüben. Andre zu beurtheilen ist mir nicht erlaubt, wenn ich nicht das Ansehen von Neid und Eifersucht haben will; auch hüte ich mich wohl, meinem Henrich mit solchen Anmerkungen zu kränken.

XVI.

Eile, Hunberga! eile zu mir, ich habe Deine Hülfe nöthig. Wenn ich meinen Walter retten will, so muß ich ihn Deinen Händen anvertrauen, wozu ich auch schon von meinem Gemahl Erlaubniß habe. — Die böse, böse Königin hat mir meinen ältesten Sohn geraubt; sie ist selbst bey mir gewesen, hat mich mit Schmähungen überhäuft, und meinen Gottfried mit sich genommen. Zum erstenmal habe ich meinen Gemahl um Rache wider sie angefleht; aber er kann nichts thun, die Hände sind ihm gebunden, und Eleonorens

Macht ist durch die Gewalt, die er nur gar zu unvorsichtig in die Hände ihrer Söhne gegeben hat, so verstärkt, daß er sich selbst vor ihr fürchten muß.

Mein Henrich hat mir indessen heilig versprochen für meine Kinder zu sorgen, für Gottfrieds Leben zu wachen, und ihm, dafern er, wie sein stilles Wesen fast vermuthen läßt, wenn er erwachsen ist, Neigung zum geistlichen Stande zeigen sollte, eines der besten Bißthümer im Lande zu geben. Dein künftiger Pflegesohn, mein Walter, soll die Grafschaft Anjou haben, und mein Gemahl will Dir, als seiner Vormünderin, die nöthigen Versicherungen darüber in Deine Hände liefern. — Ach mein Walter, armes, kleines fünfjähriges Kind! wirst du das jemals erlangen, was dein Vater dir zudenkt, und deine Mutter dir so heiß, so herzlich wünscht.

*) XVII.

Ich danke Dir, Hunberga! für alles was Du in diesen Jahren an meinem Walter gethan hast. Mit Ungeduld sehe ich dem Zeitpunkte entgegen, da ich dieses theure Kind, und Dich, seine zweyte Mutter wiedersehen soll; ob ich ihn doch erleben werde? — Ach, mein Herz ist jetzt allen traurigen Ahndungen offen. — Meinen Gemahl werde ich jetzt in langer, langer Zeit nicht wiedersehen; er zieht nach Frank-

*) Wir lassen hier unterschiedliche von Rosemundens Briefen aus, welche sie in den ersten Jahren von Walters Aufenthalte zu Montçon an Hunbergen abließ, weil sie nichts von Wichtigkeit enthalten.

reich, um Eleonorens ungehorsame Söhne zu züchtigen, o daß doch nie die meinigen ihrem Vater solches Herzeleid machen! Mein Fluch müsse sie treffen, wenn sie je ihren Vater und König beleidigen! Eine fröhliche Zeitung hat mir mein Gemahl doch beym Abschiede gebracht. Mein Sohn Gottfried ist nach so vieljährigen fruchtlosen Nachsuchen wiedergefunden. Die Königinn hat ihn in einem Kloster erziehen lassen, und mein Gemahl hat ihn nicht so bald entdeckt, welches durch einen Zufall geschehen ist, als er ihn herausgenommen und zu meinem Vater gebracht hat, welcher alles weiß, was der König mit ihm im Sinne hat. — In wenig Tagen soll ich diese beyden lieben Personen, meinen Vater und meinen Sohn wiedersehen. Stelle dir vor, wie ich mich nach diesem Augenblicke des Wiedersehens sehnen mag!

XVIII.

Es ist unmöglich Dir zu beschreiben, was ich fühlte, als ich die Beyden in meine Arme schloß, welche mir nach meinem Henrich die Liebsten auf der Welt sind. Meinen Vater, o diesen theuren ehrwürdigen Greis, der mir alle meine Vergehungen vergiebt, mich segnet, und wie er sagt, am Rande des Grabes nicht mehr zürnen kann, und meinen Sohn, von dem ich Dir indessen doch gestehen muß, daß er mir nicht ganz gefällt; ich glaube mein feuriger, heldenmüthiger Walter, wird mehr nach meinem Geschmack seyn. Gottfrieds Aehnlichkeit mit mir, hat sich in dem Alter von achtzehn Jahren, das er nunmehr erreicht hat, völlig entwickelt, und ich mögte fast sagen, daß er für eine Mannsperson zu schön ist; aber so angenehm auch sein Aeusserliches

seyn mag, so bin ich doch nicht mit seinem Geiste zufrieden. Sie haben das wenige Feuer, das er besaß, im Kloster vollends ganz unterdrückt. Er hat ein Herz wie ein Engel, aber er taugt, was seine übrigen Talente anbelangt, meines Erachtens in keinen Stand als in den geistlichen; gut, daß sein Vater hierinnen für ihn gesorgt hat; das Bißthum von York oder von Lincoln wird ihm nicht entstehen. Lebe wohl, Hunberga! und mache Dich gefaßt auf die erste Nachricht von meines Gemahls Wiederkunft aus Frankreich, mit unserm Walter nach England zu kommen, damit ihm das, was ihm sein Vater bestimmt hat, zu Theil werde. Wie werde ich mich freuen, wenn ich den Liebling meines Herzens als Grafen von Anjou werde umarmen, und ihn vor den Nachstellungen seiner Stiefmutter völlig werde gesichert sehen können. — O, daß die Stunde des Wiedersehens schon geschlagen hätte! Noch einmal, ob ich sie doch erleben werde!

XIX.

Du schriebst mir in vorigen Zeiten, unter andern kleinen Anekdoten, von meinem Walter, daß er so sehr in die Geschichte von Fredegundens Verfolgungen gegen ihren Stiefsohn verliebt wär, und Du weißt, was ich damals für Vergleichungen zwischen dieser alten Tradition, und Eleonorens Nachstellungen wider meine Kinder machte. Jetzt schwebt mir diese Geschichte unaufhörlich in den Gedanken, oft habe ich sie sogar geträumt, nur mit dem Unterschiede, daß in meinem Traume, die Person, welche unter Fredegundens Grausamkeit erliegt, kein Klodowig, sondern eine Rosemunde ist. Ja gewiß,

Hunberga! mehr als einmal habe ich im Traume mich selbst unter Fredegundens Dolchstichen fallen, oder von ihr mit Ketten beladen, an einem Gifttrunke sterben sehen. Wunderliche Träume! Wenn sie mir Eleonoren als meine Verfolgerin vorstellten, so wüßte ich es zu erklären; aber die Träume malen alles nur halb, und wer weiß was diese bedeuten. — Du wirst diesen Brief für eine Einladung halten mit unserm Walter nach England zu kommen; aber es ist noch zu zeitig, mein Gemahl ist noch nicht aus Frankreich zurück, und ich kann mich kaum selbst vor meinen Verfolgern schützen, wie viel weniger meinen Walter. Bleib also noch zur Zeit wo Du bist, komm aber auf meine erste Anfoderung.

Noch eine traurige Neuigkeit: Des jungen Blondels Vater, mein alter Beschützer und Aufseher, der Ritter von Nesle, ist diese Nacht plötzlich gestorben; siehe, so wird mir eine Stütze nach der andern entrissen. Ach, daß mein Henrich wieder bey mir wäre!

Sechstes Kapitel.

Der Ritter von Staufen weckt Waltern aus seinen Träumereyen.

Entzückt, erstaunt, gekränkt, und bis in das Innerste seiner Seele erschüttert, durchlas der Sohn der schönen Rosemunde diese Blätter. Diese theuren Züge einer Hand, die er nie hatte küssen können; diese Ausbrüche der edelsten Mutterliebe, die er nie mit kindlichen Gefühlen hatte erwiedern können; diese Tugenden, die einer Heiligen würdig waren, und die hier keine Belohnung fanden, versetzten ihn in einen Sturm von Empfindungen, unter denen er fast erliegen mußte, und die durch das Bild der unglücklichen Rosemunde, welches ihm die Schreiberinn dieser Blätter wie gegenwärtig vorstellte, bis auf den höchsten Grad getrieben wurden. Niemand kann begreifen, was Walter in diesen feyerlichen Stunden empfand, welcher nicht in einer ähnlichen Lage mit ihm gewesen ist, und wie schwer ist sichs eine ähnliche zu denken! — Er las die Denkmale von den Empfindungen seiner Mutter und von ihren Schicksalen, er las sie wieder, und der Mond war schon lange ins Meer gesunken, die Dämmerung fieng schon an die Sterne zu verjagen, als er noch immer sich nicht

von

von seinen Betrachtungen, welche ihm fast eben so viel Zeit hinwegnahmen als das Lesen, losreißen konnte. Von so mancherley Gefühlen ermattet, warf er sich endlich auf sein Lager; aber unmöglich war es ihm ein Auge zu schließen, oder überfiel ihn ein leichter Schlummer, so ergänzten seine Träume den Schluß, der an Rosemundens Geschichte fehlte, so zeigten sie ihm seine Mutter, wie sie unter den Streichen ihrer Feindin fiel, oder sie wiederholten ihm die Worte, die Hunberga zu ihm sagte, als sie ihn nach den stöchadischen Inseln schickte, und die ihm seit der Zeit immer unauslöschlich in den Gedanken geblieben waren: „Deine Mutter ist grausam, grausam ermordet, o wenn du jemals ein Schwert führen lernst, wenn ein Funken von dem Muthe deines Vaters in deiner Seele glimmt, so räche, räche sie!" Voll Schrecken fuhr er dann aus seinem halbwachenden Schlummer auf, und sank in denselben zurück, um seine Hände in Eleonorens Blute zu baden; aber immer wars, als wenn seine Mutter ihm den über ihre Feindin gezuckten Dolch entriß, und um Schonung für sie flehte. — Auf diese Art verträumte er nicht allein diese, sondern auch viele folgende Nächte. Die Tage waren dem Lesen von Rosemundens Briefen gewidmet, und man kann wohl nicht fragen, ob bey Beschäftigungen von dieser Art, ihm die letzte Hälfte seiner Seereise so lang ward, als die erste. Wie viel fand er in der Geschichte seiner Mutter noch zu beherzigen, als der erste Sturm der Empfindungen, welche bloß diese Theure zum Gegenstande hatten, ein wenig gestillt war. Sein Vater war nun der erste, der seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war zwar nicht in allen mit ihm

zufrieden, er meinte was viele meiner Leser auch meinen werden, daß er in vielen Stücken hätte anders handeln sollen; aber sein Herz ward doch durch den süßen Vaternahmen ganz zu ihm hingezogen, er brannte vor Begierde sich zu seinen Füßen zu werfen, und den Segen von ihm zu fodern, den er mehr als die meisten seiner Kinder zu verdienen glaubte. — Der Gedanke, der Sohn eines großen Königs, und der Erbe eines mächtigen Landes zu seyn, kam nach und nach auch an die Reihe; er verweilte mit Vergnügen bey demselben, und konnte sich nun Hunbergens Widerwillen gegen seinen jetzigen Stand besser als jemahls erklären. Mischte sich in solche Vorstellungen nun vollends das Bild seiner Mathilde, so gerieth er in einen Wirbel von gefaßten und verworfnen Entschlüssen, von Wünschen, von Planen für sein künftiges Leben, deren Ende er oft nicht absehen konnte, und von denen er sich mit Gewalt losreißen mußte. — In ruhigern Stunden kam denn auch wohl der Gedanke an seine Brüder an die Reihe, die er wegen des Herzeleids, das sie seinem Vater machten, haßte, und die er doch zu kennen wünschte, weil er hoffte, sie durch sein Beyspiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Für Richarden fühlte er etwas, das aus Zuneigung und Widerwillen zusammengesetzt war; Zuneigung wegen der großen Eigenschaften, die niemand an ihm verkennen konnte, und Widerwillen, vielleicht allein wegen der Undankbarkeit gegen seinen König und Vater, vielleicht auch größtentheils, denn wer kennt die Tiefen des menschlichen Herzens, weil er ihn als seinen Mitbuhler bey Mathilden kannte.

Rosemundens ersten Sohn, seinen rechten Bruder Gottfried, wünschte er vornehmlich wegen der Aehnlichkeit mit seiner Mutter zu kennen, die sie selbst ihm beylegte, und auf diese Art war er mit seinen Gedanken an dem Orte, wo er lebte, so wenig gegenwärtig, war immer so sehr mit tausend Vorstellungen von abwesenden Dingen beschäftigt, daß die Reise nach dem gelobten Lande, zu Ende gieng, und sie bey Joppe landeten, ehe er, nur so viel Zeit gefunden hatte, seinem Freunde Konrad, einen kleinen Theil von dem, was in seinem Gemüthe vorgieng, zu entdecken.

Der Ritter von Stauffen hatte den Träumereyen seines Freundes so lange nachgesehen, als er wußte, daß er keine wichtigern Dinge durch dieselben versäumte, jetzt dünkte es ihm Zeit zu seyn, ihn aus denselben zu erwecken, und ihn zu erinnern, daß er in einer andern Welt lebte, als in derjenigen, welche ihm seine Einbildungskraft mahlte.

Ritter! sagte er zu ihn, seyd ein Mann, reißt euch von dem kindischen Zeitvertreibe los, mit welchem ihr nun schon so manche Woche zugebracht habt. Das schöne Bild, vermuthlich der Abriß eurer Geliebten, das ihr Tag und Nacht betrachtet, und der Wust von Papieren, der euch immer umringt, und der vermuthlich von ihrer Hand beschrieben seyn mag, ungeachtet ich nicht weiß wie ein Weib so viel schreiben kann, alle diese Kleinigkeiten schicken sich nicht für einen Ritter des heiligen Kreuzes. Noch einmal, besinnt euch, und nehmt eure alte Lebensart wieder an, wenn ihr nicht wollt, daß alle eure Ritter euch verkennen, und ich selbst weniger von euch halte als ich gern wollte. — Was für ein unseliger Einfall

von dieser Hunberga, daß sie euch solch weibisches Zeug in die Hände gab; und warum ließ ich mich doch mit ihren Aufträgen ein, ich hätte doch wissen sollen, daß man von Weibern nichts als Unheil und Verwirrung zu gewarten hat.

Konrad hätte gute Zeit zu dieser und noch einer viel längern Strafpredigt gehabt; denn Walter schien ihn anfangs nicht zu hören, und lieh erst am Ende seinen Worten so viel Aufmerksamkeit, daß er inne ward, was er meinte. — Ach Konrad! rief er mit einem tiefen Seufzer, du verkennst mich! ja es ist wahr, ich liebe; aber nie ließ ich mich von meiner Leidenschaft so hinreißen, daß ich meine Pflichten darüber vergaß. — Der Zustand, in welchem du mich bisher gesehen hast, ist die Folge eines Triebes, der, wenn er auch nicht stärker ist als das, was man Liebe nennt, doch meinem ganzen Wesen so tief eingewebt ist, alle seine Kräfte so im Innersten erschüttert, daß — doch du sollst einst alles erfahren. — Jetzt — zum Beweis, daß ich dir folgen, daß ich mich von mir selbst losreißen will, um meine Pflicht zu thun, so nimm hier alle diese Dinge hin, die dir so ärgerlich sind, verwahre sie so wohl, wie du ehemahls den gefangenen Nareddin verwahrtest, und gieb sie mir nicht eher zurück, bis du selbst urtheilen wirst, daß mir es erlaubt sey, mich von den Gedanken an das allgemeine Beste loszureißen, und einige Zeit, nur eine ganz kurze Zeit, mir selbst zu leben. Mit diesen Worten packte er Rosamundens Briefe zusammen, küßte ihr Bild, vermachte es in die goldne Kapsel, und überließ beydes Konraden, indem er noch hinzusetzte: Dich an den Reizen dieses Bildes zu weiden, kann ich dir nicht ver-

biethen; aber die Briefe bitte ich dich nicht eher zu lesen, bis ich dir es vergönne. Sehr wohl, erwiederte der Ritter von Staufen mit Lachen, ich kann euch um so viel besser versprechen, euer Verlangen zu erfüllen, da ich zwar sehr gut sehen, und Schönheit bewundern, aber nur sehr schlecht lesen kann.

Was auf dieses Gespräch zwischen Konrad und Walter erfolgte, davon meldet meine Urschrift nichts Ausführliches, sie sagt nur so viel, daß der Sohn der schönen Rosemunde, von diesem Augenblick an, ganz wieder sich selbst gleich, kein Träumer mehr, sondern ein Held war. — Die Völker wurden bey Joppe ausgeschifft, und da die ganze Gegend von nichts als von dem unglaublichen Fortgang sprach, den Saladins Waffen zum Nachtheil der Christenheit hatten, die nöthigen Maßregeln der Behutsamkeit genommen, um den Feinden nicht unvorbereitet in die Hände zu kommen.

Walters Absicht war es indessen nicht, sich vor Saladin zu verstecken; er hatte nicht sobald sich in die gehörige Verfassung gesetzt, als er ihm muthig entgegen gieng. — Das Land rund umher war von der Macht der Sarazenen überschwemmt, und er mußte sich durch zwey verschiedene feindliche Heere durchschlagen, ehe er nach Akkon kam, wo er seinen Freund, Gerhard von Riedesser zu finden, und von ihm nähere Auskunft über den Zustand der Sachen im gelobtem Lande zu erhalten hoffte. — Er ließ ihm seine Ankunft durch Konraden melden, und ward von ihm und den wenigen Tempelherren die sich zu ihm hielten, mit seinen Völkern wie im Triumph nach Akkon eingeholt.

Mein Gott! rief Walter, als er mit Konrad und Gerhard allein war, was hat immermehr unser Orden

in der langen Zeit unserer Abwesenheit gemacht, und wie ist es möglich, daß Saladin die Oberhand auf so eine erstaunende Art hat erhalten können? Gerhard zuckte die Achseln, und erzählte unsern Helden, das, was er in wenig Tagen zu Jerusalem mit eignen Augen sah, und was meine Leser mit ihm sehen sollen.

Walter verließ Akkon, und hinterließ daselbst den dritten Theil seiner Leute, damit man hi r dem Einbruch der Sarazenen desto besser widerstehen könnte. Meine Leser wundern sich, daß er hierinnen so eigenmächtig handeln durfte; aber er erinnerte sich an das, was ihm der alte Robert Burgundio hatte sagen lassen, und nahm sich vor, da er eine ziemlich ansehnliche Macht auf seiner Seite hatte, überall so zu handeln wie es ihm zum Besten der Christenheit am zuträglichsten dünken würde, ohne die vielleicht zu spät kommenden, vielleicht nicht zum Besten gemeinten oder unüberdachten Befehle des Großmeisters zu erwarten. Ob sich in diesen Entschluß nicht vielleicht auch ein Funken Privathaß mischte, wer kann das errathen? — Genug Walter handelte in diesem Stück unsern Gedanken nach nicht unrecht, seine Bewegungsgründe mochten übrigens seyn welche sie wollten.

Die ganze Gegend von Akkon bis nach Bethabara war durch die Wuth der Sarazenen verheert, und das Elend, das unser Held in diesem Bezirk antraf, und dem er bey weitem nicht ganz abhelfen konnte, ist unaussprechlich. — Je näher er der Hauptstadt kam, je ruhiger und lachender wurde die Aussicht ringsumher; die frommen und andächtigen Seelen unter seinem Volk huben ihre Hände auf, und behaupteten, daß Saladin keine Macht über diesen ge-

heiligten Boden hätte, welcher durch eine besondere göttliche Macht geschützt würde; aber Walter schwieg, und sahe die List des schlauen Saladins vollkommen ein, welcher seinen Vortheil in der Schlafsucht die zu Jerusalem herrschte, erkannte, und sich wohl hütete, dieselbe vor der Zeit, ehe seine Anschläge zur Reife gekommen wären, zu stören.

Unser Held konnte seinen Einzug zu Jerusalem mit seinem ganzen Heer, so groß es auch war, ungehindert halten, und er ließ seine Ankunft bey dem Großmeister, welcher wie wir wissen, sich jetzt bey Hofe aufhielt, eher ansagen, ehe er noch das Geringste von derselben erfahren hatte. — Immer hatte er von Terrikus die Meinung gehabt, daß er sich weit besser zum Hofmann als zum Ritter schickte, und er hatte ihn recht beurtheilt. — Meine Leser wissen seit unsern letzten Besuch bey der Gräfin von Flandern, was diesen Ritter in den Tempelorden brachte; nicht Frömmigkeit, nicht Eifer für die Religion, nicht Trieb zu großen Thaten; verschmähte Liebe, und Wunsch, dem, den er zu schaden suchte, immer nahe zu seyn, hatte ihn angetrieben das Kreuz zu nehmen, das Odo damals angenommen hatte. Erst nach und nach gesellte sich zu der Begierde, sich an diesem großen Manne zu rächen, Ruhmsucht und Trieb nach Größe. Tapfer von Natur, war es ihm leicht Heldenthaten zu thun, um einen Rang zu erlangen, zu dessen Erreichung er nebenher es nicht an tausend Kunstgriffen und Ränken fehlen ließ. Diesen Trieb zur Kabale hatte unser Walter längst vorher an ihm entdeckt, ehe er ihn der Geschichte von Odos Befreyung noch deutlicher kennen lernte,

und dieser Trieb war es eben, den unsers Helden edles offnes Herz eines Ritters unwerth erkannte, und warum er von jeher geglaubt hatte, Terrikus stünde als Tempelherr nicht an seinem rechten Orte. Nun hatte der Ritter von Tremelai endlich den Posten erreicht, nach welchem er so lange gestrebt hatte; Macht, Ruhm und Hoheit war sein, und er nahm sich vor, diese Güter in vollem Maße zu genießen, und sie zu Erlangung eines noch größern Guts, des schwelgerischen Vergnügens zu gebrauchen, welches eigentlich die Hauptgottheit seines Herzens war. Er war nicht sobald in seiner neuerlangten Würde befestiget, als er Gerharden, dessen Redlichkeit er traute, ob er ihm gleich als Walters Freunde von Herzen feind war, die Beschützung des unruhigen Postens zu Akkon überließ, seine übrigen Ritter, so vortheilhaft er konnte, im Lande herum vertheilte, um der Macht der Sarazenen Einhalt zu thun, und nebst denen von den Brüdern, welche seine Lieblinge waren, und mit ihm einerley Göttin, das Vergnügen anbeteten, nach Jerusalem zog, wohin ihn schon lange die Einladungen Sybillens und des Patriarchen, und des Grafen von Flandern, seiner Freunde, gelockt hatten. Schon geraume Zeit lebte er daselbst, berauschte sich in tausendfachen Freuden, verschloß seine Augen gegen die wachsende Gefahr, und brauchte für die Klagen der Bedrängten, die doch zu Zeiten vor seine Ohren kamen, Palliative, die nicht im Stande waren, das Uebel aus dem Grunde zu heben. — Er glaubte in seiner erhabenen Stelle so fest zu sitzen, daß ihn nichts aus derselben verrücken könnte, demohngeachtet fühlte er einen kleinen Schauer, als er Walters

Namen hörte, der sich bey ihm melden ließ, und noch mehr als er ihn mit einem Gefolge, und mit einem Anstand eintreten sahe, welcher ihm zeigte, daß er sich nicht vor ihm fürchtete, und daß er nicht würde wagen dürfen, das Geringste von dem, was er sich während seiner Abwesenheit ausgesonnen hatte, öffentlich wider ihn vorzunehmen; er hielt es für das Beste, seine alte Maske der Freundschaft wieder vorzunehmen, und empfing ihn mit offenen Armen.

Walter hatte von jeher ein majestätisches Ansehen, welches nur zuweilen durch einen Gedanken an seine unbekannte Geburt ein wenig niedergeschlagen ward; jetzt da er sich als den Sohn eines Königs kannte, da er wußte, daß er zum Beherrscher einer Landschaft bestimmt war, die er weder gegen Philipps Grafschaft, noch gegen Balduins wankendes Königreich hätte vertauschen mögen, jetzt fühlte er seine Größe doppelt. Er gieng daher wie ein König, nichts war, das seinen Muth niederschlug, und er nahm Terrikus Freundlichkeit nicht als Herablassung des Großmeisters gegen einen seiner Ritter, sondern als Huldigung an, die der Herr von Tremelai dem Sohn des Königs von England schuldig war. — Walter setzte sich dem Großmeister gegen über, beyde schwiegen lange, bis endlich unser Held das Wort nahm, und anstatt daß Terrikus ihn hätte über die Geschäfte, die Walter in Europa ausgerichtet hatte, befragen sollen, so foderte dieser Rechenschaft von ihm wegen des verwirrten Zustandes in Palästina. Es wurden viel Worte über diesen Gegenstand gewechselt, bey welchen Walter aber, um den Großmeister vor seinen Rittern zu schonen, und

die vorgeschriebene Ehrerbietung gegen sein Oberhaupt nicht ganz aus den Augen zu setzen, immer in gewissen Schranken der Mäßigung blieb, Terrikus hingegen sich so sorgfältig hütete, unsern Tempelherrn nicht aufzubringen, daß man ganz friedfertig auseinander gieng. — Terrikus lud Waltern vor dem Abschiede noch zu einem Feste ein, welches diesen Abend bey der Königinn sollte gehalten werden; denn, sagte er, es ist nöthig, daß ihr euch bey ihr vorstellen lasset, ihre Macht ist bey der Minderjährigkeit ihres Sohnes groß, und wir dürfen es auf keine Weise mit ihr verderben; ihr sehet, daß ich mich selbst mehr nach den Sitten dieses Hofs bequemen muß als mir vielleicht der strengsten Beurtheilung nach geziemet, und als mir selbst angenehm ist. Bey Endigung dieser Worte warf er einen beschämten Blick auf seine Kleidung, welche zwar die gewöhnliche Ordenstracht, aber so unendlich verfeinert und verziert, so ganz nach höfischen, fast mögte ich sagen nach frauenzimmerlichen Geschmack eingerichtet war, daß man dem, der sie trug, die Begierde zu gefallen, — bey einer Dame würde man es Coquetterie nennen — deutlich anmerkte. Walter warf einen Blick auf die Kleidung des Großmeisters, erröthete für ihn, und entfernte sich mit seinem Gefolge, nachdem er auf wiederholte Bitte des Großmeisters versprochen hatte, diesen Abend bey Hofe zu erscheinen.

Siebentes Kapitel.

Der Hof zu Jerusalem.

Es kostete Waltern viel Ueberwindung sein Versprechen zu halten, und sich einer Person vorstellen zu lassen, von der er so viel gehört hatte, daß er sie verachtete, und zu einer Zeit bey einem Feste zu erscheinen, da vielleicht seine Brüder in Lebensgefahr waren. Konrad von Staufen und die zehn englischen Ritter, welchen der Großmeister, um Waltern und ihnen zu schmeicheln, zum Andenken der Schlacht da sie das Kreuz retteten, den Nahmen Belfort beygelegt hatte, sollten seine Begleiter seyn. — Sie fühlten den nähmlichen Widerwillen vor der Ceremonie die ihnen bevorstand, wie unser Tempelherr, und manche von ihnen hätten vielleicht lieber einer Schlacht beygewohnt, als die Rolle gespielt, von welcher sie voraus sahen, daß sie selbe würden spielen müssen. Walter hätte vielleicht die ihm von Terrikus zur Audienz bey der Königin bestimmte Zeit vergessen, wenn nicht einer von Sybillens Kammerherren gekommen wäre, ihn an dieselbe zu erinnern, und ihm und seinen Rittern die gnädigste Aufnahme von ihrer Majestät zu versichern. Der

Tempelherr hätte sich bald über diesen Ausdruck entrüstet, aber er besann sich, schwieg, und folgte Sybillens Abgeschickten mit seinem Gefolge in einiger Entfernung. Man führte sie in das geheime Zimmer der Königin von Jerusalem, wo sie die Ritter von vielen Damen umgeben sitzend erwartete. Ihr zwölfjähriger Sohn, der junge Balduin, saß zu ihrer rechten Hand, und Terrikus stand hinter ihr und hatte sich mit einer vertraulichen Art auf die Lehne ihres Stuhls gestützt. — Walter trat ein, und seine Erscheinung mußte sogar nicht mit dem übereinkommen, was Sybille erwartet hatte, daß sie wie vom Schrecken zusammen fuhr, und sich nicht enthalten konnte aufzustehen, und ihm einige Schritte entgegen zu gehen. — Sybille war eine Dame von ohngefähr vierzig Jahren, die in ihrer frühen Jugend sehr schön gewesen seyn mußte, die auch jetzt noch Reize genug hatte, und dieselben durch die Künste des Putzes dergestalt zu erhöhen wußte, daß sie nicht nur gefallen, daß sie vielleicht manchen verblenden konnte. Walter ward nicht verblendet, er sahe hier weder eine Mathilde, noch Rosemunde oder Hunberga; die Schönheit, welche vor ihm stand, war von diesen dreyen so verschieden, als die Göttin der Freude von der ernsten Tugend, als sie dem jungen Alcides im Traum erschien und jener den Preis streitig machen wollte. Unser Held würde wie jener gewählt haben, wenn von einer Wahl die Rede gewesen wäre; jetzt da es nur auf ein flüchtiges Kompliment ankam, machte er dasselbe so kurz, und auf solche Art, daß die Königin merkte, daß der Glanz ihrer Schönheit von ihm gar nicht bemerkt, viel weniger gefühlt würde. Sie trat mit einem verdrüßlichen Zurückwerfen des

Kopfs von ihm hinweg, und winkte einer ihrer Damen Waltern zu erinnern, daß er sich nunmehr zu dem Könige wenden sollte. Walter, der einen ziemlich großgewachsenen jungen Menschen zur Rechten der Königin wahrgenommen, und sogleich geschlossen hatte, daß es Balduin seyn würde, bedurfte diese Erinnerung nicht, und würde seine Rede zuerst an ihn gerichtet haben, wenn ihn nicht Sybille zuvorgekommen, und die erste Ehrenbezeugung von ihm gefodert hätte. — Er, der sich noch wohl erinnerte, was er in einem Alter von zwölf Jahren gewesen war, wandte sich zu dem jungen Könige und redete ihn auf die Art an, wie man Könige anredet, bey welchen doch von Rechtswegen die Kindheit kürzere Zeit als bey gemeinen Personen dauern sollte. Balduin lächelte und schwieg. Walter setzte noch einige Worte hinzu, um seiner Majestät Zeit zu geben, sich zu besinnen, wenn dieselben seine Meinung etwa nicht recht sollten eingenommen haben, Balduin lächelte abermahls, und auf so eine unbedeutende kindische Art, daß Walter sich kaum des mitleidigen Achselzuckens erwehren konnte, und sich vielleicht gar vergessen und auf eine verächtliche Art von ihm hinweggedreht haben würde, wenn nicht die Königin, welche sich von ihrer gekränkten Eitelkeit wieder ein wenig erholt hatte, das Wort genommen, und Waltern eingeladen hätte, nicht allein diesen, sondern alle folgende Abende Theil an den Lustbarkeiten des Hofs zu nehmen. Hierauf erhub sich seine Majestät, und boten ihrer Frau Mutter auf eine galante Art den Arm, sie in den großen Saal der Versammlung zu führen. Die Königin gieng mit einem gnädigen Blick vor Waltern über, den er nicht verstand, obgleich die Worte

deutlich darinnen lagen: Du bist zu schön um deine Eroberungen so leicht aufzugeben. Ihr folgte, von Terrikus geführt, die erste ihrer Hofdamen, welche auf unsern Tempelherrn einen durchdringenden Blick warf, der von ihm erwiedert ward, weil er in ihrem Gesichte eine Menge bekannter Züge entdeckte, von denen er nicht wußte, wem sie gehörten. — Als hierauf die andern Damen und ihre Führer das Zimmer gleichfalls verlassen hatten, folgte auch Walter mit seinen Rittern.

Walter hatte den Hof zu Marseille, und den noch größern, noch glänzendern zu Rouen gesehen; aber an keinem von diesen beyden war ihm so große Pracht vorgekommen, als er hier auf einem einzigen Saale beysammen sah. Er erstaunte, und es kann seyn, dieses Erstaunen nicht allein durch das, was ihm in die Augen fiel, sondern durch einige Nebenideen die er damit verband, verursacht wurde. In Frankreich und zu Marseille herrschte überall Ueberfluß und tiefer Friede, und die Fröhlichkeit nebst dem Reichthum, der an den dasigen Höfen herrschte, war also dem an angenehme Gegenstände gewöhnten Auge nichts Unerwartetes. Aber hier, mitten unter Feinden, in einer Stadt, aus welcher man rund umher keinen Weg von etlichen Meilen machen konnte, ohne auf das äusserste Elend zu stoßen, hier einen solchen Anblick zu haben, das war für Waltern etwas Unerwartetes, etwas Erschütterndes. Er wäre lieber gleich wieder umgekehrt, Thränen traten ihm in die Augen, es ward ihm zu Muthe wie dem Prinzen aus Dänemark, als er das ferne Geräusch von dem nächtlichen Feste des Königs hörte, welches bis

an den traurigen Ort erschallte, wo er stand, um Dinge zu hören, die jeden Tropfen seines Bluts zu Eis machen, jedes seiner Haare empor sträuben sollten. So war es unserm Walter. Das Getön der festlichen Freude, das ihn umgab, schallte ihm wie aus tiefer Ferne, und das Bild des Elends, das in der Nähe von Jerusalem herrschte, stand vor ihm, groß und schrecklich wie der Geist vor Hamlet. — Er war indessen genöthigt sich Zwang anzulegen, und das Schauspiel der Thorheit, an welchem er keinen Theil nehmen wollte, wenigstens eine kurze Zeit vor seinen Augen zu dulden. — Die Königin, welche ihn nicht aus den Augen ließ, ließ sich so weit herab, ihn selbst zu unterhalten, und zu versuchen, ob sich ihm nicht einiger Geschmack an dem Tone der hier herrschte, beybringen ließ. — Seine Antworten auf ihr artiges Geschwätz, waren ihrem Urtheil nach so albern, daß sie durch nichts entschuldigt werden konnten, als durch die Schönheit dessen der sie aussprach. Sie fand so viel Geschmack an seiner Gegenwart, daß sie sich vielleicht über die schlechte Unterhaltung, die sie bey ihm fand, würde hinweggesetzt, und den ganzen Abend bey ihm verweilt haben, wenn sich Walter nicht so sehr vergessen, und von dem angefangen hätte zu sprechen, was jetzt seine ganze Seele beschäftigte, und wofür man zu Jerusalem so geflissentlich die Augen verschloß. — Was für eine Unhöflichkeit, einer artigen Dame, einer Königin an einem Tage der Freude etwas von Unglücklichen zu sagen, deren Jammer sie lindern, oder von Gefahren, denen sie noch mit einiger Aufopferung entfliehen könnte! Mit einem Blicke voll Un-

muth und Verachtung stand Sybille auf, und wandte sich zu Terrikus, gegen den sie ohngefähr eben das Urtheil über Waltern fällte, das die Prinzeßin Alice über ihn gefällt hatte, als er ihre Gnade nicht zu schätzen wußte. Er ist ein roher ungesitteter Mensch, ein Barbar, ein Ungeheuer, sagte sie, welches Terrikus mit einem triumphirenden Lächeln, und einem hoch auf Waltern herabgesenktem Blicke beantwortete.

Die Königin hatte sich so sehr bemüht, Walters Aufmerksamkeit während sie bey ihm saß, allein auf sich zu heften, daß er bisher nur flüchtige Blicke auf die übrige Gesellschaft hatte werfen können, und daß es ihm ganz unerwartet war, als er den Patriarchen auf sich zukommen sah. Daß Heraklius in Jerusalem war, wußte er zwar, aber den heiligen Mann an diesem Orte zu finden, wer hätte das denken sollen? — Seine Gegenwart an einem so weltlichen Orte, war indessen nicht das einzige was unserm unerfahrnen Tempelherrn auffiel, seine Kleidung reizte sein Erstaunen noch mehr, was soll ich von derselben sagen? Meine Leser erinnern sich, auf was für Art, wie wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, der Großmeister des Tempelordens seine Ordenstracht mit der weichlichsten weibischen Mode zu verbinden wußte, und wir dürfen also nur sagen, daß Sankt Heraklius ihm diesen Kunstgriff vollkommen abgelernt, vielleicht ihn noch zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht hatte.

Wie? mein geliebter Sohn! redete der Patriarch den Tempelherrn an, ihr seyd wie ich höre, schon einen ganzen Tag zu Jerusalem, und euer Herz hat euch noch nicht zu eurem Vater, eurem alten

treuen Reisegefährten getrieben? — Habt ihr mir sogar nichts zu sagen? Wie stehts um unsere Angelegenheiten in Europa, wie habt ihr den Zustand unserer Brüder hier im gelobten Lande gefunden? Wie stehts zu Joppe, zu Akkon, zu Sophora? — Walter holte wie von neuem Athem, als er doch endlich von jemanden eine Frage hörte, welche von einigem Gefühl für Dinge von Wichtigkeit zeigte. Er warf einen freundlichen Blick auf den Patriarchen, als er ihm vielleicht in seinem Leben gegeben hatte, und beantwortete alle seine Fragen so vollständig, und so wenig zuträglich für die gute Meinung, die man sich in Jerusalem von dem Zustande der Sachen zu haben zwang, daß der heilige Mann anfing unruhig zu werden, seinen Stuhl hin und her rückte, und endlich Walters Rede, welche wie ein Strom unaufhaltsam dahin floß, mit einem starken Räuspern unterbrach. — Davon morgen, mein Sohn! fiel er ihm in die Rede, jetzt erlaubt mir, daß ich euch etwas näher mit der Gesellschaft bekannt mache, in welcher ihr seyd; ihr müßt wissen, daß ihr noch bey weitem nicht alle eure Freunde gesehen habt. Walter, welcher auf seiner Reise nach Jerusalem eine flüchtige Rede vernommen hatte, als ob Graf Raimunds Tochter aus Europa zu ihrem Vater wiedergekehrt wäre, und der eine so erwünschte Sache nicht unmöglich fand, fühlte bey diesen Worten des Patriarchen sein Gesicht mit einer glühenden Röthe übergossen, sein Herz schlug stärker und da wir immer nur gar zu geneigt sind, die Erfüllung unserer Hoffnungen da zu vermuthen, wo sie am aller Unwahrscheinlichsten ist, so stieg schnell der Gedanke in seiner Seele auf, er

würde Mathilden zu sehen bekommen. Willig folgte er der führenden Hand des heiligen Vaters, die ihn auch wirklich zu einer Dame brachte, aber zu keiner Mathilde, sondern zu eben der, die ihm im Kabinet der Königin einen solchen durchdringenden Blick zuwarf, und deren Züge auch für ihm etwas Bekanntes hatte.

Gräfin, sagte Heraklius, kennt ihr diesen jungen Mann? — Es ist eben der, der in dem Hause eurer Schwiegermutter der Gräfin von Flandern so viel Wohlthaten genoß, und sich demohngeachtet hernach durch jugendliche Unbesonnenheit hinreißen ließ, seine Hand wider euren Gemahl aufzuheben. — Bedenket, daß wir Christen sind, und wendet eure Augen nicht von dem, welcher kommt eure Freundschaft zu suchen. — Wir müssen vergeben, antwortete die Dame mit einem gedehnten Tone, indem sie Waltern den Rücken kehrte. — Unser Tempelherr, welcher in diesem Augenblick Remigiens verhaßtes Gesicht erkannte, erstarrte nicht so sehr über diesen Anblick, als über die beleidigende Art, mit welcher Heraklius die Kühnheit hatte, ihn diesem Weibe vorzustellen. — Wer erlaubte euch, sprach er, indem er mit einem auf den Patriarchen geworfenen Blicke zurück trat, der diesen Mann hätte vernichten können, wenn er einiges Gefühls wäre fähig gewesen, wer erlaubte euch, mich denen vorzustellen, die ich verachte, und dafür mich um Verzeihung zu flehen, wo man dieselbe kniend bey mir suchen sollte? — Walter sagte diese Worte so laut, daß Remigia sie noch hören konnte, und sie mit einem wüthenden Blicke beantwortete, aber der Patriarch blieb bey seiner Gelassenheit. Fasset euch, mein Sohn, sagte er, und bedenket, daß ich ein Prediger des Friedens

bin, und alles zur Besänftigung erbitterter Gemüther beytragen muß. Walter entfernte sich und verließ die Versammlung mit Ungestüm, und Sankt Heraklius eilte zu Remigien, um sich mit ihr zu freuen, daß er sich sowohl an dem gerochen hatte, der ihm eine Viertelstunde vorher, durch die Stimme der Wahrheit so unsanft aus seinen Schlummer riß. Voller Unmuth kehrte Walter nach Hause zurück, wohin ihn bald der Ritter von Staufen und die Belforte folgten, — meine Leser erlauben mir, daß ich die zehn tapfern Engländer mit dem Ehrennahmen benenne, den sie vorigen Tages vom Großmeister erhalten hatten. — Keiner von ihnen war mit dem Hofe zu Jerusalem zufrieden und ein jeder hatte seine besondern Anmerkungen gemacht, welche, als sie zusammen getragen und allgemein erwogen wurden, unsern Rittern so viel Stoff zu Gesprächen gaben, daß sie sich erst gegen den Morgen trennten und zur Ruhe giengen; daher es kam, daß, ehe unser Walter noch aufgestanden war, sich schon ein Abgeschickter vom Patriarchen in seinem Vorzimmer meldete, mit einer dringenden Einladung, den heiligen Vater sogleich zu besuchen. Unser Held hatte wenig Lust zu diesem Gange, und würde ihn, nach dem, was gestern vorgegangen war, wahrscheinlich nie gethan haben. Auf Zureden Konrads bequemte er sich indessen nach Heraklius Bitte, und beschloß auch nochmahls zum Großmeister zu gehen, und zu versuchen, ob sich es heute vernünftiger mit ihm sprechen ließ als des vorigen Tages. Das Anbringen des Patriarchen war nichts als eine Entschuldigung wegen des gestern Vorgegangenen; und eine Bitte, seinem Ungestüm doch ein wenig Gränzen zu setzen, sich keine Feinde

zu machen, seine wahre Meinung zu verhehlen, die, so gut und edel sie seyn mögte, doch hier keinen Eingang finden würde, sich ein wenig nach dem hier herrschenden Tone zu bequemen, und was der höfischen Klugheitsregeln mehr waren, die Walter mit Stillschweigen übergieng, sich schnell zur Hauptsache wendete, und von dem Endzweck seines Daseyns, von der Beschützung des Landes, der vortheilhaften Vertheilung der mitgebrachten Völker, und der Demüthigung der Sarazenen zu sprechen anfieng. Aber der heilige Vater hatte Geschäfte, hoffte ihn des Abends bey Hofe wieder zu sehen, und verwies ihn an Terrikus.

Walter fand den Großmeister eben so freundlich wie gestern, und eben so wenig geneigt etwas Vernünftiges, zur Sache dienendes zu sprechen; nur dieses führte er ein, daß die Königin sehr großen Wohlgefallen an seiner Ankunft zu Jerusalem hätte, daß sie wünschte, er mögte mit seinen Völkern die Beschützung der Hauptstadt auf sich nehmen, und daß sie, um ihm hierüber das Nöthige zu sagen, sehr wünschte, daß er sich diesen Abend wieder bey Hofe einfinden mögte. — Auf diese Art ward unser Tempelherr nicht allein diesen, sondern auch viele folgende Tage aufgehalten, ohne daß etwas in der Hauptsache gethan worden wäre; man bestrebte sich ihn und die Seinigen, durch die üppigsten verführerischten Lustbarkeiten zu verstricken. Königin Sybille bot alle ihre Reize auf, um Walters Herz zu besiegen, indessen die junge Isabelle, Sybillens Tochter, die Gemahlin eines gewissen Grafen Herfrand, bey dem Ritter von Staufen die nähmliche Rolle spielen mußte; die Belforte fanden unter den zahlreichen Schönen dieses Hofs gleichfalls ein jeder

die Seinige, die es auf sich nahm, seine wilde Tugend zu bändigen, und die Geschichte sagt, daß nicht alle von ihnen so unüberwindlich waren als Walter und Konrad. — Zu der Zeit, als nun Sybille, Heraklius und der Großmeister alle Stunden warteten, daß Walter und die Seinigen völlig zu ihnen übertreten, sich völlig in den Schlumer würden einwiegen lassen, der ganz Jerusalem bezaubert hatte, entschloß sich Walter plötzlich, daß er von keinem Aufschub mehr hören, daß er Terrikus nochmahls um seine Entschlüsse fragen, und fielen diese nicht so aus wie er wünschte, sich schnell von Jerusalem entfernen, und zum Grafen Raimund von Tripoli ziehen wollte, welcher sich jetzt zu Tabaria aufhielt. Das Gespräch, welches unser Tempelherr mit dem Großmeister über diesen Punkt hielt, ist nicht wörtlich bis auf unsere Zeiten behalten worden; die Geschichte sagt nur so viel, daß Terrikus Waltern, als er in ihn drang, zweyerley Vorschläge that: entweder mit seinen Völkern zu Jerusalem in müßiger Ruhe zu bleiben, und es zu erwarten, ob Saladin ihn daselbst aufsuchen, und den Hauptsturm wagen würde, den man für unmöglich hielt; oder seine Kriegsleute rings um in das Land zu vertheilen, und allein zu Jerusalem zu bleiben, wo man, wie Terrikus sich ausdrückte, ihn so ungern vermißte. Bedenket, Ritter von Montbarry! setzte er hinzu, bedenket, wie viel ihr schon für das Beste der Christenheit gethan habt, ihr habt weder Mühe und Beschwerlichkeit, noch selbst euer Blut geschont, und was habt ihr dafür für Lohn gehabt? Sprecht, ists nun nicht endlich einmahl Zeit für euch, das Leben zu genießen, und wenigstens auf eine Weile euch zu erinnern, daß

ihr ein Mensch seyd, welcher sowohl Anspruch auf die Freuden der Welt hat, als ein andrer? — Glaubt mir, die Gefahren, die ihr euch vorstellt, sind nichts als eure eignen Hirngespinste. Saladin hat den Muth nicht, sich bis nach Jerusalem zu wagen, und thut er es, so wollen wir ihn empfangen wie er es nicht vermuthen wird. — Walter stand bey Endigung dieser Rede auf, rückte sein Schwert zurecht, und fragte, ob dieses sein endlicher Entschluß sey. — Ja, erwiederte Terrikus, und ich hoffe, ihr werdet euch erinnern, daß ihr dem Haupte eures Ordens Gehorsam schuldig seyd. Ich erinnere mich, sagte Walter mit einer gleichgültigen Miene, was ich dem gemeinen Besten schuldig bin; auch weiß ich wohl, daß meine Völker niemand als mir gehorchen werden, und daß ich sie also überall selbst anführen will. — Eure Völker? wiederholte Terrikus, — Ja, die Meinigen, sagte Walter, mir wurden sie von König Philippen anvertraut, und mir allein gehorchen sie, wie ich euch schon einmahl gesagt habe; ein Drittheil derselben ließ ich zu Akkon, um diesen so wichtigen und so schlechtbesetzten Ort zu schützen; das andre Drittheil, lasse ich euch hier zu Jerusalem, ich denke ihr werdet ihrer Hülfe bald nöthig haben, und mit den übrigen ziehe ich zu Graf Raimunden nach Tabaria, damit ihr hier zu Jerusalem ruhig schlafen könnt. — Terrikus getraute sich nicht dem mächtigen und entschlossenen Tempelherrn etwas einzureden, kaum wagte er es ihn zu fragen unter wessen Befehl die Völker stehen sollten, die er zu Jerusalem zurück zu lassen gesonnen wäre. Konrad von Staufen, erwiederte Walter, soll mit ihnen zurück bleiben, und meine Stelle vertreten. Ritter! sprach Terrikus in einem Tone voll

verbissenem Unwillens, ihr vergeßt wer ihr seyd und wer ich bin. — Und wo ist eure Macht, euch mir zu widersetzen? versetzte der andre; oder glaubt ihr, daß ich, wenn ich mich vergesse, gegen Odo, oder Andreas, oder auch selbst gegen Arnold eben so würde gehandelt haben? — Wir sind jetzt allein, und ich glaube, ich kann es euch ohne euch zu nahe zu treten, frey gestehen, daß ich nicht mit dem Großmeister, sondern mit dem weibischen Sklaven einer lasterhaften Königin zu sprechen denke.

Wie es einem Ritter möglich war eine solche Beschimpfung ungeahndet zu lassen, weiß ich nicht; genug, Terrikus übergieng sie mit Stillschweigen, vergaß aber nicht ihr Andenken, bis auf gelegene Zeit in seinem Herzen zu verwahren.

Achtes Kapitel.

Neue Züge zu dem Bilde der unvergleichlichen Königinn Sybille.

Walter machte alle Anstalten zum Aufbruch seiner Völker, und würde ohne Zweifel gleich des andern Tages die Stadt verlassen haben, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht ausgebreitet hätte, daß Graf Raimund des andern Tages daselbst eintreffen würde. — Wal-

ter hatte zu viel von diesem großen Manne gehört, er wußte zu gut, daß er der Einzige unter diesem verblendeten Volke war, mit welchen sich Dinge von Wichtigkeit, berathschlagen ließen, als daß er nicht um seinetwillen seine Abreise hätte aufschieben sollen. Zu ihm zu reisen war eigentlich sein Vorsatz; wie glücklich also für ihn, daß er ihn so unerwartet zu sprechen bekommen sollte. — Daß er Mathildens Vater war, kam jetzt kaum in Anschlag, denn sein Schicksal hatte jetzt wieder so eine Periode herbey geführt, da die Liebe von andern wichtigen Dingen fast ganz aus seinem Herzen verdrängt war. — Nur in der Einsamkeit, nur im Traume, stieg zuweilen das Bild seiner Geliebten schnell vor seiner Seele auf; aber er, welcher sich bewußt war, was Gedanken von dieser Art für eine Gewalt über sein Herz hatten, wenn er sie zu mächtig werden ließ, riß sich mit Heldenmuth von denselben loß, hatte Entschlossenheit genug, sich jetzt sogar die Betrachtung des Gemähldes zu versagen, das ihm Hunberga von Raimunds Tochter gab, und war mehr als einmahl im Begriffe, es Konraden eben sowohl aufzuheben zu geben, als er ihm das Bild und die Briefe seiner Mutter, anvertraut hatte; doch blieb es hierinnen immer beym bloßen Entschlusse. —

Die Ankunft des Grafen von Tripoli, welche Waltern so erwünscht war, hatte auf die Gemüther Sybillens, Terrikus, und des Patriarchen eine ganz entgegen gesetzte Wirkung. Die Königin scheute sich vor dem, der mit ihr die Vormundschaft des jungen Königs theilen sollte, und der allemahl ein strenger Tadler ihrer Handlungen gewesen war. Heraklius und der Großmeister, fühlten gleichfalls in seiner Gegenwart einen

gewaltigen Zwang; ein jeder seiner Blicke strafte das, was sie thaten, und oft ließ er es nicht bey strafenden Blicken bewenden. Sie waren nicht im Stande die Wahrheit zu widerlegen, welche aus seinem Munde sprach, und zu schwach, ihm auf andere Art Stillschweigen zu gebieten. Das einzige, was sie thun konnten, war, daß sie ihm durch ihre Lässigkeit, mit der sie die Sache der gemeinen Sicherheit trieben, Gelegenheit zu öftern Abwesenheiten gaben, weil seine Gegenwart bald an diesem bald an jenem Orte des Königreichs erfordert ward, wenn nicht endlich alles zu Grunde gehen, alles in Saladins Hände fallen sollte.

Da Walter seit einigen Tagen nicht mehr nach Hofe kam, so hätte er nichts von dem Empfange des alten Grafen daselbst gewußt, wenn nicht dieser ihm zuvorgekommen wäre, und ihm den ersten Besuch gegeben hätte. Es waren kaum einige Stunden nach seiner Ankunft in Jerusalem verflossen, als er sich bey unserm Walter melden ließ, und ehe er noch die Antwort seines Abgeschickten haben konnte, in sein Zimmer trat.

Ritter! sagte der edle Greis, ich hörte von eurer Gegenwart in dieser Stadt, und beschleunigte darum meine Ankunft. Wir brauchen eure Hülfe, und es ist nöthig, daß ihr sogleich mit euren Völkern aufbrecht. Saladin naht sich mit großen Tagreisen der Gegend von Tabaria, wo wir jetzt unsere Hauptmacht zusammen gezogen haben, und demohngeachtet ohne eure Hülfe vielleicht würden unterliegen müssen, da man hier sogar nicht darauf denkt, meine Bemühungen zu unterstützen. — Man urtheile, wie Waltern bey dieser Anrede zu Muthe ward, und wie sich sein ganzes

Herz gegen den aufschloß, der so überein mit ihm dachte, gleich starken Eifer für die gute Sache, gleich grossen Unwillen über die Schläfrigkeit fühlte, welche hier alle Gemüther bezaubert hatte, so oft es auf einen vernünftigen und heldenmüthigen Entschluß ankam. Drey Stunden vergiengen diesen Beyden wie Augenblicke, in einem Gespräch, in welchem sie ganz ihre Gedanken gegen einander enthüllten, alle die Klagen vor einander ausschütteten, die sie mit so vielem Recht gegen die hiesige Lebensart zu führen hatten. Ich komme jetzt von einer Unterhaltung mit der Königin, bey welcher ich fast gänzlich mit ihr gebrochen habe, sagte der alte Graf. Ihr habt den jungen König gesehen, dessen Vormund ich bin, und ich frage euch, ob ihr ihm das Alter von zwölf Jahren zugetraut hättet, wenn man ihm dasselbe nicht an seiner Statur ansehen könnte? Schon bey Lebzeiten des Königs, seines Vaters, eiferte ich über die weibische Erziehung, die man ihm gab; aber dieser ließ sich von seiner Gemahlin beherrschen, und ich ward nicht gehört. Nach seinem Tode drang ich, als sein ernannter Vormund mit mehrerm Ernst auf Verbesserungen in seiner Erziehung, und kam endlich dahin, daß man sich die Anstalten, die ich hierinnen machte, gefallen ließ. Bey meiner Abreise nach Sabaria, ließ ich mir beynahe eidlich von Sybillen versprechen, daß sie nichts in meinen Verfügungen ändern, ihm keinen der Lehrmeister nehmen wollte, die ich ihm zugab, ihn nach und nach zu ritterlichen Uebungen gewöhnen, und ihn vornehmlich von den Affenspielen ihrer Hoflustbarkeiten, hinweglassen wollte; und nun urtheilet, wie mir zu Muthe war, als ich jetzt zur Königin kam, und sie mir auf meine Frage

nach ihrem Sohne ein junges Mädchen vorstellte, das ich mit großem Erstaunen ansah, und endlich mit Mühe den jungen Balduin in dieser Kleidung erkannte. Der Grimm, in den ich gerieth, ist nicht zu beschreiben; bedenkt es selbst, mich so gehöhnt, meinen König in so einer unanständigen Gestalt, und mich so ganz, ganz in der Erwartung getäuscht zu sehen, die ich in dem Jahre, da ich abwesend war, hegte, bey meiner Wiederkunft an meinen Mündel, nur einige Besserung, nur einige Dämmerung von künftigen männlichen oder ritterlichen Eigenschaften zu finden. — Ich weiß nicht, was ich zu diesem Anblicke gesagt habe; die unsinnige Königin und ihre Weiber suchten mich zu begütigen, und schrien mir alle mit einem Munde zu, wie ich doch um so eine Kleinigkeit so viel Aufsehens machen könnte, die ganze Sache sey ja nichts als eine Verkleidung zu einem höchst sinnreichen Schauspiele, das ich diesen Abend mit ansehen, und die Talente des jungen Balduins bewundern sollte. Die Talente eines Schauspielers, eines Weibes bewundern? Sie an einem Könige bewundern? sagte ich, oder soll ich nicht vielmehr das Schicksal dieses jungen Sardanapals beweinen, der, ehe er ein Mann wird, seinen Feinden in die Hände gerathen, und ihnen dereinst durch kein ander Mittel als einen unrühmlichen Tod wird entfliehen können? — Ich weiß nicht, ob mich das unverständige Gewäsche Sybillens nur halb so sehr geärgert haben würde, so unaufhaltsam es auch zu ihrer Vertheidigung aus ihrem Munde strömte, als die Thränen, in welchen ihr heldenmüthiger Sohn sich badete, und in welchem die andern Weiber ihm treulich Gesellschaft leisteten. Sybille, die den Ernst sah, mit

welchem ich redete, und welche wußte, daß ich meinen Drohungen Kraft geben könnte, versicherte mich, daß ihr Sohn nicht so unerfahren in Dingen wäre, welche seinem Stande gemäß sind, und wollte schlechterdings, daß ich ihn mit ins Feld nehmen mögte. Aber ich habe mir diese Ehre verbeten. Balduins verzärtelter Körper würde nicht den Marsch eines einzigen Tages aushalten können, und wenn wir ihn gleich in dem sanftesten Wagen mit uns führten, und ein halbes Dutzend Hofdamen zu seiner Bedienung mit uns nähmen. Aber ich hoffe, wir werden durch eure Hülfe mit Saladin bald fertig werden, und dann will ich nicht von Jerusalem weichen, bis ich aus meinem Mündel nur einigermaßen einen Menschen gezogen habe. — So schloß sich die abentheuerliche Erzählung Graf Raimunds, welche Walter mit Erstaunen angehört hatte. Man machte sich des andern Tages nach Tabaria auf den Weg, nachdem man sehr kaltsinnig von der Königin und ihren Kreaturen Abschied genommen, und Raimund Sybillen noch einige Warnungen, so wie Walter dem zurückbleibenden Konrad von Staufen noch einige Verhaltungsbefehle ertheilt hatte.

Raimund und Walter giengen mit solchen starken Tagereisen fort, daß sie die Gegend von Tabaria einen halben Tag eher erreichten als Saladin. Er führte sein Heer in Person an, und obgleich seine Gegenwart sonst allemahl den Seinigen den Sieg mitbrachte, so war er doch diesesmahl nicht im Stande, zweyen solchen Helden wie die christlichen Anführer waren, die Waage zu halten; er ward gänzlich aus dem Felde geschlagen, und seine Person würde vielleicht selbst in Gefahr gewesen seyn, wenn seine bey-

den Ueberwinder, welche die Grausamkeit ihrer Glaubensgenossen kannten, nicht selbst für einen Mann gezittert hätten, welcher keinen Fehler hatte, als daß er ihr Feind, daß er ein Sarazene war.

Das siegreiche christliche Heer, brachte die Nacht auf dem erstrittenen Schlachtfelde zu. Raimunds Herz hieng nach dem, was er an diesem Tage von Walters Thaten gesehen hatte, ganz an diesem jungen Helden und er war ebenfalls im Umgange des Grafen von Tripoli so glücklich, als nur ein Sohn im Umgange des edelsten, würdigsten Vaters seyn kann. Ach! ihn einst Vater zu nennen, ihn durch Mathilden Vater nennen zu können, das war ein Wunsch, der an diesem Abende nach erfochtenem Siege tausendmahl aus seinem Herzen über seine Lippen gehn wollte, ohne daß er es gewagt hätte, diese Gränzen zu überschreiten. Nicht einmal getraute ich Walter Raimunden zu fragen, ob das Gerücht von der Anwesenheit seiner Tochter in Palästina gegründet sey; welches er doch ohne allen Verdacht, ohne alle Verletzung seiner Pflichten hätte thun können. Mathildens Nahme wurde gar nicht unter ihnen genennt. Graf Raimund wußte entweder nicht, daß Walter seine Tochter kannte, oder es war in den damahligen Zeiten nicht Sitte, daß Väter ihrer Töchter im Gespräch mit jungen Rittern gedachten, und der Tempelherr konnte sich, ich weiß nicht aus was für einer seltsamen Blödigkeit, nicht überwinden, die Unterredung zuerst auf sie zu bringen.

Man beschloß des andern Tages, sobald der Abend einbräch, und die unleidliche Hitze, welche unterschiedliche des Volks mehr angegriffen hatte als das feindliche Schwert, sich nur ein wenig gelegt hätte, nach

Jerusalem aufzubrechen. Aber Graf Raimund war durch einen seltsamen Zufall von einem so schnellen Aufbruch abgehalten. Des andern Tages, da die Sonne mit ihren senkrechtesten Strahlen brannte, langte eine Person im Lager an, auf welche, so unbedeutend sie auch vor sich selbst war, doch für die Einwohner zu Jerusalem, und also auch für Graf Raimunden vieles ankam, und um derentwillen er also genöthiget war, seinen Plan zu ändern. Die weise Königin Sybille, um Graf Raimunden von den ritterlichen Talenten ihres verzärtelten Sohns zu überzeugen, hatte den unseligen Einfall gehabt, den jungen Balduin in eine schwere Rüstung zu stecken, und ihn, bald nach der Abreise seines Vormunds nach Tabaria, unter einer sichern Begleitung von fünfzig Mann eben den Weg nehmen zu lassen, um daselbst, wo nicht an der Schlacht, doch an den Lorbeern des Siegs Theil zu nehmen. Sie bedachte nicht, oder wollte nicht bedenken, daß sie schon einen Sohn auf diese Art verlohren hatte, und niemand in dem großen mit weisen Männern erfüllten Jerusalem war, der Sybillen den ganzen Unsinn, der in diesem Einfall lag, demonstrirt hätte. Was nutzte dem Heere die Anwesenheit eines Menschen, der an Verstand und Kräften noch weit mehr als an Jahren ein Kind war? Wie war es ihr möglich, wenn sie nur halbe Muttergefühle hatte, ihren Sohn, der für jedes Lüftchen empfindlich war, den Gefahren des Weges, der Ermüdung, und dem brennenden Strahl der morgenländischen Sonne auszusetzen? — Zudem, eine Begleitung von fünfzig Mann, wie unanständig für einen König, wie gefährlich in einem Lande, wo man überall von Feinden umringt war? Warum so-

derte sie nicht dem Ritter von Staufen mehrere Völker ab? und überhaupt, was wollte sie mit der ganzen Kavalkade ausrichten? Raimunden zeigen, daß Balduin eben sowohl eine Rüstung als ein Mädchenkleid tragen konnte? Mehr gewiß nicht. Und um so eines elenden Zweckes willen das Leben eines Sohnes, eines Königes wagen? — Wir erzürnen uns, indem wir schreiben über das thörichte Weib, das so handeln konnte, und sind nicht ungeneigt, den Urtheilen Glauben beyzumessen, welche über diese That nachher so häufig sind gefällt worden, und die unsere Leser errathen werden, ohne daß wir nöthig hätten, sie ihnen zu sagen.

Balduin ward mit seiner ansehnlichen Begleitung vor Raimunden gebracht, welcher über diese Erscheinung in solche Wuth gerieth, daß, so gut er auch sonst war, nicht viel gefehlt hätte, daß es die Begleiter des Königs nicht hätten entgelten müssen, sie waren indessen lauter Leute von der niedrigsten Klasse, und man mußte ihre Entschuldigung, den Willen der Königin, dem sie zu wenig waren sich zu widersetzen, gelten lassen. —

Der junge König ward sogleich entwaffnet, er ward ohnmächtig als man ihm die schwere Rüstung abzog. Diese ungewohnte Tracht und die heiße Witterung, welche wohl einen stärkern Körper hätte zu Grunde richten können, wären schon genug gewesen, ihn dem Grabe nahe zu bringen, aber um ihn vollends aufs Aeusserste zu entkräften, war er die ganze vorige Nacht mit den Seinigen irre geritten, und am Morgen unter einen Trupp flüchtiger Sarazenen gerathen, denen er mit Mühe, und bloß durch die äusserste Anstrengung seines abgematteten Pferdes ent-

gangen war; seine Leute folgten ihm mit verhängtem Zügel, und holten ihn endlich an einer Quelle ein, wo er seinen Durst eben mit einem Trunke löschte, welcher ihm bey der tödtlichen Erhitzung, in der er war, nothwendig Gift seyn mußte. Raimund liebte seinen Mündel, und hatte bey weiten noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, dereinst einen König aus ihm zu ziehen, und man stelle sich also seinen Schmerz vor, als er den armen Knaben so dem Tode nahe, vor sich liegen sah. Er raufte sein graues Haar, nannte Sybillen eine Kindermörderin, und überließ sich einem Schmerz, der ihn beynahe unfähig machte, die nöthigen Anstalten zu Balduins Rettung zu treffen. — Walter vertrat indessen seine Stelle, sorgte dafür, daß der junge König zu Bette gebracht und der Sorge der Aerzte überlassen ward; sie zuckten die Achseln und besorgten ein hitziges Fieber, welches zu überwinden sie die Kräfte des Jünglings für zu schwach hielten. Raimund konnte sich nicht entschließen den Kranken zu verlassen; er bat Waltern, allein nach Jerusalem zurück zu kehren, und durch seine Gegenwart zu verhüten, daß der Tod des Königs, dafern er erfolgen sollte, keine nachtheiligen Folgen für das Beste der Christenheit nach sich zög.

Der Tempelherr langte an Sybillens Hofe an, und entledigte sich der Aufträge, die ihm Raimund an sie gegeben hatte, und die nicht die freundlichsten waren, ohne die mindeste Schonung. — Die Königin hörte die Nachricht von der Gefahr ihres Sohnes mit sehr wohlanständigen Thränen an, beklagte seine unglückliche Reise, ohne daß sie gestehen wollte, gefehlt zu haben, indem sie ihm dieselbe zumuthete, und

schrie

schrie Rache über den grausamen Grafen von Tripoli, welcher von dem zarten Könige mehr verlangt hätte als sein kindisches Alter leisten könne, und durch seine Härte allein an dem Untergang ihres Sohnes schuld wäre. Urtheilet selbst, sagte sie zu Waltern, was wäre nun dem unglücklichen Balduin besser gewesen, in Frauenzimmertracht ein Schauspiel aufführen helfen, oder in der Rüstung eines Helden ohne Noth und ohne Vortheil sein Leben aussetzen? Walter ergrimmte über die Boßheit, mit welcher sie ihre Schuld auf Raimunden wälzen wollte, und stellte ihr mit ziemlichen Nachdruck vor, daß nicht er, sondern ihre rasende Unbesonnenheit schuld an Balduins Untergang wäre; aber es war unmöglich etwas Vernünftiges mit ihr zu reden, sie blieb auf ihrer Behauptung, daß Raimund an allem schuld sey, und wer ihr zuhörte, mußte den Grafen von Tripoli für den härtesten Tyrannen, und sie für ein Muster mütterlicher Liebe halten. Walter ward endlich so aufgebracht, daß er sie ohne Abschied verließ, und wahrscheinlich gleich nach Tabaria zurück gegangen seyn würde, wenn ihn nicht Raimund so dringend gebeten hätte, zu Jerusalem zu bleiben, und durch seine Gegenwart alles Unheil zu verhüten. — Dieses Letzte zu leisten war er indessen zu schwach. Raimund hatte zu mehrerer Sicherheit des Königs, Walters Völker zu Tabaria behalten, und unser Held war nur mit wenigen Dienern in die Hauptstadt gekommen, wo er zwar noch unter Konrads Anführung einen guten Theil seines Heers liegen hatte, aber demohngeachtet gegen das, was wir bald hören werden, nichts ausrichten konnte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Des andern Tages nach Walters Ankunft breitete sich das Gerücht von Balduins Krankheit aus, welchem gar bald die Nachricht von seinem Tode hinzugefügt wurde. Die daraus entspringende Unruhe war unbeschreiblich. Das Volk fing an auf einen neuen König zu denken, einige stimmten auf Herfranden, den Gemahl von Isabellen, Sybillens Tochter, einige auf den Fürsten von Tyrus, Konrad von Montferrat, andere auf den Fürsten von Antiochien, die meisten aber auf die Mutter Balduins, die unvergleichliche Sybille, welche sich, ich weiß nicht wodurch, bey dem Volke sehr beliebt gemacht hatte. — Walter und Konrad von Staufen waren beschäftigt, ihre Kriegsleute auf jeden Fall, der sich begeben könnte, fertig zu halten, und durch ihre Macht die Entscheidung einer so wichtigen Sache wenigstens bis zu Raimunds Wiederkunft aufzuhalten. — Aber wie schon gesagt, sie waren gegen die vereinte Macht des Volks zu schwach. — Sybillens Kreaturen, die sie in allen Ständen hatte, brachten noch, ehe es Abend ward, die getrennten Partheyen alle zu einem einmüthigen Schlusse, welcher durch das geistliche Ansehen des Patriarchen bestätigt wurde. Sybille ward zur herrschenden Königinn ausgerufen, und durch eine Deputation vom Volke demüthigst ersucht, des Fördersamsten darauf zu denken, ihren verlassenen Unterthanen auch einen König zu geben, damit sich Jerusalem bis in die spätesten Zeiten ihrer und ihrer Kinder Regierung zu erfreuen hätte. — Walter und Konrad wurden in den geheimen Rath gerufen, wo die Königin mit dem Patriarchen, dem Großmeister und allen ihren Kreaturen versammelt war, man hatte die Gegenwart der

beyden Tempelherren nicht verlangt, daß sie ihre Stimme zu etwas hätten geben sollen, sondern nur um der Feyerlichkeit beyzuwohnen, mit welcher Heraklius und Terrikus in ihren und des Volks Namen, Sybillen das Königreich erblich zusprachen, und vorgedachte Bitte an sie wiederholten, deren Erfüllung die Königin mit vieler Huld versprach sich angelegen seyn zu lassen. — — Walter und Konrad verließen mit Unwillen die Versammlung, und eilten Graf Raimunden Nachricht von dem, was in Jerusalem, wahrscheinlich noch bey Lebzeiten seines Mündels vorgieng, zu geben. — Es vergiengen unterschiedliche Tage, ehe sie Nachricht aus Tabaria erhielten, in welcher Zeit bey Hofe tausend Kabalen geschmiedet wurden, indem ein jeder, der einigen Einfluß in die Staatssachen hatte, beflißen war, Jerusalem einen König, und Sybillen einen Gemahl zu geben. Diejenigen, deren Absichten das meiste Gewicht hatten, waren unstreitig die Königin selbst, der Patriarch und Terrikus, und gleichwohl dachte keins von diesen dreyen sonst so einigen Personen in diesem wichtigen Punkt überein. Der Großmeister, welcher ziemliches Wohlgefallen an Sybillens herbstlicher Schönheit und eine heiße innige Liebe zur Krone von Jerusalem hatte, wählte auf seine eigene Person. Der Patriarch würde das nämliche gethan haben, wenn die hohe geistliche Würde, die er begleitete, ihm erlaubt hätte auf weltliche Ehrenstellen zu denken, und wenn er geglaubt hätte, Sybille, die er eben nicht sehr mehr liebte, könne durch eine irdische Verbindung mehr sein Eigenthum werden, als sie es bereits seit langen Jahren, in geistlicher Liebe war. — Da es dem heiligen Vater also

nicht einfallen konnte, selbst König zu werden, so sann er wenigstens darauf, einen Menschen in diese Stelle einzuschieben, welcher nach der Weise der Könige von Jerusalem leicht zu regieren wäre, und der sich gern mit dem Titel absinden ließ, ohne eben darum die Rechte der königlichen Würde zu verlangen. Seine Wahl war schon fast völlig auf einen gewissen Veit von Lusignan gefallen, welcher alle erforderliche Eigenschaften eines Königs von Jerusalem in so reichem Maaße hatte, daß man geschworen hätte, er müsse in gerader Linie von den Balduinen abstammen, demohngeachtet war er nichts als ein gemeiner Edelmann, der nichts weiter thun konnte als die Stelle eines Hofjunkers ausfüllen, und der ohne seine Talente, die ihm die Natur zu der Würde gegeben hatte, die ihm der Patriarch zudachte, nie den geringsten Anspruch auf eine Krone hätte machen können. Er war sehr groß von Person, und sehr blond, stammelte und lispelte ein wenig, hatte ein wenig Verstand, so viel als man braucht eine Hoflustbarkeit anzustellen, oder derselben beyzuwohnen, so viel Witz als nöthig ist, über das Bonmot eines andern, das man nicht versteht, zu lachen, so viel Muth als dazu gehört, dem Feinde bis auf eine halbe Meile entgegen zu gehen und dann zu fliehen, nebst einem überschwenglichen Antheil von Biegsamkeit, Gelehrigkeit und guter Laune, welche fast durch keinen Unfall, keinen Schimpf und Beleidigung zu unterdrücken war. — So war der Mann beschaffen, den Heraklius zu Jerusalems künftigen König bestimmte, und wir werden sehen, ob das Schicksal seiner Wahl beypflichtete.

Sybille, welcher die Wahl eines Gemahls mehr am Herzen lag als irgend jemand, hatte ihre Augen auf ganz einen andern geworfen, als den übrigen nur in den Sinn kam. Terrikus gefiel ihr recht wohl zum Liebhaber, aber nicht zum Gemahl. Mit Veit von Lusignan tändelte sie so gern, und mit noch wenigerer Furcht als mit ihrer Meerkatze, weil er ein viel unschädlicheres Geschöpf war als diese; aber seine Talente zur königlichen Würde wollten ihr nicht einleuchten. Ganz anders waren ihre Gesinnungen gegen Waltern; so schlecht und verdorben auch ihr Geschmack seyn mogte, so konnte sie ihre Augen doch nicht gegen seine Verdienste verschließen. Der Stolz und die Verachtung, mit welcher er ihr begegnete, vermehrte ihre Leidenschaft für ihn eher, als sie selbige verminderte, und die Hoffnung, daß der Glanz einer Krone, die sie ihm jetzt anbiethen konnte, im Stande seyn würde ihn zu blenden, verleitete sie, alle Mittel anzuwenden, ihn nur erst zu einer geheimen Unterredung mit ihr zu bringen, da sie denn ihrer Schönheit und ihrer Ueberredungskunst schon so viel zutraute, ihn zur Einwilligung in ihre Wünsche zu bewegen.

Es war kein kleines Unternehmen Waltern zu bereden einen geheimen Besuch bey einer Person zu machen, die er so sehr verachtete als Sybillen, ihn, der von Natur einen Abschen vor allen geheimnißvollen Gängen und Anschlägen hatte, ihn, der dieselben doppelt verabscheuen mußte, wenn eine Person von den Sitten der Königin Antheil an denselben hatte. Sie und ihre Bedienten mögen am besten wissen, was für Mühe und vergebliche Wege es ihnen kostete, ehe sie Waltern dahin brachten, sich zu einer Privatunterre-

redung bey ihr einzufinden, auch ist mir nie kund worden, welche Bewegungsgründe oder welche Zaubermittel kräftig genug waren, seinen Entschluß nicht zu kommen, zu erschüttern. Ich weiß nur so viel, daß dieser so sehr gewünschte Besuch, weder zur Zufriedenheit des einen noch des andern Theils ausschlug. Walter kam voll Unmuth und Zorn in seine Wohnung zurück, und Ihro Majestät befanden sich des andern Tages vor Aergerniß so krank, daß sie kaum so viel Kräfte hatten den Großmeister zu sich kommen zu lassen, und ihm einen Auftrag an unserm Tempelherrn zu geben, welcher darinnen bestand, er solle Jerusalem je eher je lieber verlassen, und sich nie wieder daselbst blicken lassen. — Terrikus, welcher nicht blind gegen die Neigung war, welche die Königin bey allen Gelegenheiten gegen Waltern bezeugte, war ganz entzückt über diesen Ausbruch ihres Zorns, von welchem er wohl merkte, daß er eine Folge verschmähter Liebe war, die ein Weib wie Sybille, nie verzeiht. Er glaubte die beste Zeit getroffen zu haben, wegen seiner Angelegenheiten in sie zu dringen, und sich ihr mit aller ihm eignen Beredsamkeit zu ihrem König und Gemahl anzubieten; aber er irrte, und ward sehr unfreundlich empfangen. Er begieng die Thorheit, ihr seine Muthmaßungen wegen Walters Grausamkeit gegen sie zu entdecken, und verschlimmerte damit seine Sache vollends. Die Königin, um das Ansehen zu haben, als ob sie auf Waltern keinen persönlichen Unwillen hätte, ungeachtet sie ihn, wie sie sagte, aus Staatsursachen von Jerusalem verbannte, zog eine so beißende Parallele zwischen ihm und Terrikus, und setzte diesen in Vergleichung mit jenem so herab, daß

der Großmeister sie mit einem Herzen voll Gift und Galle gegen unsern Helden verließ, und ihren Auftrag an ihn mit doppelter Bitterkeit ausrichtete, oder vielmehr, weil er es sich nicht selbst getraute, ausrichten ließ.

Nichts hätte unserm Tempelherrn erwünschter kommen können, als ein königlicher Befehl, der ihn von dem unangenehmen Versprechen lossprach, das er Raimunden hatte thun müssen, bis zu seiner Ankunft in Jerusalem zu bleiben. — Was konnte er daselbst ausrichten? Sein Aufenthalt in dieser verlornen, verwahrlosten Stadt, diente zu nichts, als täglich neue Ausbrüche von Unsinn und Verblendung vor seine Augen und Ohren zu bringen, denen er keinen Einhalt zu thun vermogte, da indessen seine Gegenwart an tausend Orten nöthig war, die seinen Schutz und seine Vorsorge besser verdienten als das undankbare Jerusalem.

Die Meinung der Königin war eben nicht gewesen nebst Waltern auch seine Leute aus der Stadt zu verweisen; sie sah es gern, von diesen Helden beschützt zu werden, und ihr Anführer, der Ritter von Staufen, der ihr nach Waltern besser als irgend jemand gefiel, hätte vielleicht in der Verlegenheit, in der sie um einen Gemahl war, gar die Ehre gehabt, von ihr einen ähnlichen Antrag wie sein Freund zu bekommen. — Walter war indessen nicht gesonnen, so einsam wie Sybille wünschte, aus Jerusalem zu scheiden. Er machte sich mit allen seinen Völkern zum Aufbruch fertig, und kehrte sich nichts an die Gesandschaften, die man an ihn abfertigte, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen. — Die Königin war

ausser sich über die Fehlschlagung aller ihrer Entwürfe. Aufgebracht über Waltern, voller Unwillen über Terrikus, entschloß sie sich, um wie sie meinte, beyde recht zu kränken, ihre Hand so schleunig als möglich dem ersten dem besten zu geben, und dadurch zu zeigen, wie wenig sie die Verachtung des einen und die Liebe des andern achtete. —

Hätte wohl der Patriarch sich zu einer glücklichern Stunde als zu dieser bey ihr einfinden können? — Er kam, er that seinen Antrag wegen des edeln Veits von Lusignan. Sybille zuckte, schauerte ein wenig ob dem einfältigen Tropfen, dem sie die Krone aufsetzen sollte, und — willigte ein, wozu, wie die Geschichte meldet, die geistlichen Zuredungen des heiligen Vaters, welcher ihr weitläuftig vorstellte, daß für eine Dame wie sie, allemahl der einfältigste Gemahl für den größten Helden und Weltweisen zu wählen wäre, gewaltig viel beytrugen.

Walter verließ also Jerusalem, und hatte bey seinem Auszuge noch das Vergnügen, das Freudengeschrey des Volks über seinen neuerwählten König, den gerechten, den gütigen, den frommen, den weisen Veit von Lusignan zu hören. — Sybille hatte sich geirrt, er kränkte sich nicht, er lachte und hätte bey aller seiner natürlichen Ernsthaftigkeit, nicht so bald aufhören können, die possierliche Figur zu belachen, die Veit in Regalibus machen würde, wenn ihm nicht, ehe er eine Viertelstunde Weges über die Stadt zurückgelegt hatte, Graf Raimund mit seinen Leuten begegnet wäre, welcher auf Jerusalem zuzog, und mit seinem traurigen Blicke Walters Lust zum Lachen, auf einmahl in finstern Ernst verkehrte.

Neuntes Kapitel.

Graf Raimund predigt mächtig wie ein Prophet, und wird belohnt wie Jerusalem von jeher den Propheten zu lohnen pflegte.

Raimund begleitete die Leiche des jungen Balduins nach dem Grabe seiner Väter, lange hatte der arme Jüngling gelitten, und endlich doch der Wuth der Krankheit unterliegen müssen. Wer vermag den Kampf zu beschreiben! „den Kampf des vollen Lebens im Aufblühn und der innigen Liebe zu diesen blühenden Leben, mit dem Tode, diesem Traum als ob wir vergiengen!" — Umständlich erzählte Raimund Waltern die Geschichte von dem Tode des verwahrloßten Königs, und umständlich erzählte der Tempelherr dem Grafen alles, was bisher in der Hauptstadt vorgegangen war. Raimund erstaunte, daß der unglückliche Balduin schon so ganz von seiner Mutter und dem Volke vergessen war, daß er lange vorher vergessen worden war, ehe er die Welt noch wirklich verlassen hatte, denn nur wenige Tage waren erst seit seinem Tode verflossen, welche der Graf dazu angewendet hatte, dem Leichnam nur die erste Salbung geben zu lassen, damit man ihn vor der Fäulniß sicher nach Jerusalem bringen könnte, wo er völlig balsa-

mirt und beygesetzt werden sollte. Raimunden graute vor dem Empfange, den er mit seinem traurigen Gefolge an einen Ort finden würde, wo alles Freude athmete. Ein Schauer überlief ihn, wenn er sich Sybillen im königlichen Brautgewand und ihren ermordeten Sohn zusammen dachte; er meinte, der Leichnam würde anfangen zu bluten, wenn sie sich ihm nahte, denn er sowohl als Walter, und die meisten Personen der damaligen Zeit hingen der Meinung fest an, daß der Körper des Ermordeten bey Annäherung des Mörders ein Zeichen von sich gäbe.

Der Graf von Tripoli trennte sich ungern von dem Tempelherrn, er versuchte es, ihn zum Umkehren zu bereden. Aber Walter war zu froh, von einem Orte hinweg zu kommen, wo es ihm so wenig gefiel, als daß er dahin hätte zurück kehren sollen. Ich gehe nach Akkon, sagte er, indem er Raimunden treuherzig die Hand drückte, daselbst könnet ihr mich finden, wenn ihr meine Hülfe nöthig habt. Die beyden Helden trennten sich, und ich bin zweifelhaft, welchen ich begleiten, ob ich meinen Lesern die kriegerischen Geschäfte, die Waltern zu Akkon erwarteten, oder lieber das erzählen soll, was bey uns nach Raimunds Ankunft, bey den Abderiten von Jerusalem vorgieng. Ich wähle das Letztere und verspreche, mich kurz zu fassen, damit wir uns nicht lange von unserm Helden trennen mögen.

Eben das Volk, das vor wenig Stunden seinen neuen König den großen Veit von Lusignan mit der ausgelassensten Freude bis gen Himmel erhoben hatte, eben dasselbe empfieng nun die Leiche des jungen Balduins mit einem Klaggeschrey, und begleitete sie

mit tausend Lobeserhebungen, welche eher auf den König Salomo glorwürdigsten Andenkens, als auf einen zwölfjährigen Abkömmling der Balduine gepaßt hätte, nach dem königlichen Pallaste. — Ein Kämmerling der Königin wurde herabgeschickt, um Graf Raimunden zu bitten, er mögte die Ueberbleibsel seines Mündels nicht hieher, sondern gleich in eine Kirche oder an einen andern schicklichen Ort bringen lassen, auch mögte er der Königin verzeihen, daß sie jetzt schlechterdings nicht im Stande wäre, ihn vor sich kommen zu lassen; aber der alte Graf kehrte sich an nichts, ließ die Leiche in die untere Halle niedersetzen, und gieng ohne Umstände nach dem Zimmer der Königin, wo er sie in Gesellschaft des Patriarchen, des Großmeisters, und ihres würdigen Bräutigams antraf. Meine Leser werden sich wundern, daß Terrikus nach seinem letzten Gespräch mit der Königin, und nach der Erwählung des edeln Veit von Lusignan zu ihrem Gemahl, sich bey ihr konnte finden lassen; aber sie kennen den Ritter von Tremelai noch nicht, wenn ihnen dieses seltsam vorkommen kann. Terrikus besaß eine wundernswürdige Gabe, Dinge zu vergessen, und als ungeschehen anzusehen, die er vergessen wollte; — Er dachte nicht mehr an die Sottisen, die ihm die Königin gesagt hatte, um, wenn er daran dächte, nicht dadurch des Vergnügens ihrer Gesellschaft beraubt zu seyn. Daß Veit zum König erwählt und er übergangen worden war, das kränkte ihn weit weniger, als wenn Walter oder ein anderer Mann von Verdiensten diesen Vorzug vor ihm erhalten hätte, er freute sich vielmehr, da ihm nun einmal das Glück nicht günstig gewesen war, daß es die

Krone einem solchen hirnlosen Kopfe aufgesetzt hatte, welcher schlechterdings andere für sich mußte denken und handeln lassen. Er sah schon im Geist die Rolle die auch er bey seiner Regierung würde spielen können, und wünschte Veiten so herzlich Glück, daß man sich über sein gutes Gemüth verwundern mußte. — Sybille, welche seit den drey oder vier Stunden, daß Veit ihr Bräutigam war, ihn unausstehlicher als jemahls fand, freute sich, ihren beleidigten Liebhaber zurück kehren und in solcher Einigkeit mit ihren künftigen Gemahle zu sehen, und versprach sich daraus goldne Tage für die Zukunft. Heraklius war in einem tiefen Gespräch mit Remigien begriffen, und fühlte keine Eifersucht über die Süßigkeiten, die sich die Königin wechselsweise von den beyden andern sagen ließ. — In dieser Situation befand man sich in Sybillens Kabinet, als das Geschrey von der Ankunft der Leiche Balduins erscholl, welches keinen weitern Eindruck auf diese kleine Versammlung machte, als daß man geschwind einen Hofjunker mit den Befehlen an Raimunden hinunter schickte, die wir gehört haben, und die von ihm so wenig geachtet wurden. — Er trat ungemeldet ins Zimmer; Himmel! schrie Veit von Lusignan, der ihn zuerst gewahr ward, Himmel! der Vormund der Könige von Jerusalem! Ja, sagte Raimund, ich war der Vormund zweyer dieser Könige, und ich könnte es auch bey dem dritten seyn, da, wie es scheint, dieses Scepter aus der Hand des einen Unmündigen immer in die Hand des andern kommen soll. Man wird euch dieser Mühe überheben, sagte die Königinn, ihr wißt das Leben und das Glück eurer Mündel zu schlecht in Acht zu nehmen,

als daß man sich nach eurer Vormundschaft sehnen sollte. — Was auf diese unbesonnene Rede für eine Antwort erfolgte, ist leicht zu errathen. Sybille, der Patriarch, Terrikus und selbst Veit waren anfangs kühn genug, den Donnerworten, die aus dem Munde des alten Grafen gingen, ihr Geschwätz entgegen zu setzen, aber Raimund brachte einen nach den andern zum Stillschweigen, denn die Wahrheit war auf seiner Seite. Die Königinn weinte, der Patriarch biß sich in die Lippen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, Terrikus besahe den Griff seines Schwerdts, und König Veit stand mit in die Höhe gezogenen Schultern und Augenbraunen, mit herabgesunkenen Händen und zitternden Knien, — genung, in einer Stellung in einem Winkel, als ob er alle Augenblicke fürchtete, der Vormund von Jerusalem würde ihn mit einem Schlage für seinen Mündel erklären, den sonst nie die Könige, sondern nur ungezogene Knaben zu bekommen pflegen. — Endlich schwieg auch Raimund, lehnte sich auf seinen Sitz zurück, und betrachtete mit ineinander geschlagnen Armen und verächtlichem Lächeln die Verwirrung in die seine Zuhörer durch seine Worte gesetzt worden waren. — Wie sie da sitzen, stehen und gehen! rief er nach einer Weile, kann nur ein Einziges von ihnen ein Wort wider das, was die Wahrheit aus mir sprach, aufbringen? — Lebt wohl! setzte er hinzu, indem er aufstand, ich weiß, daß alles was ich sagte, in den Wind geredet war, ich weiß, daß ihr eure vergangenen Thorheiten und Unthaten sowohl als euer künftiges Unglück nicht sehen könnt und wollt, und ich trenne mich deßwegen von euch und überlasse euch eurem

Schicksal. Ich bleibe nur so lange zu Jerusalem, als ich Zeit zur Salbung und Beerdigung der Leiche des unglücklichen Balduins brauche. Niemand unter euch unterstehe sich, ihm zu seinem Grabe zu folgen. Unglück genug für ihn, daß er in seiner kurzen Lebenszeit von Thoren und Bösewichtern umringt war, die sein Herz verderbten, seinen Verstand verwahrlosten, und ihn dem Tode in den Rachen jagten; seine Asche müsse euch heilig seyn, und nicht durch eure Gegenwart veruuruhet werden! Nur seiner Mutter sey es vergönnt, noch einmahl die kalten Ueberreste ihres Sohns zu sehen, ob sich vielleicht ihr Herz über denselben erweichen, und Entschließungen fassen mögte, die ihrem Range und ihrem Alter anständig wären.

Raimund eilte zu dem Leichname seines Mündels, und brachte die wenigen Tage, die er zu seinem Aufenthalt in Jerusalem bestimmt hatte, auf die Art zu, wie er im Zimmer der Königinn gesagt hatte. Balduin ward beerdigt, und Sybille kam nicht, die kalten Ueberreste ihres Sohns noch einmahl zu sehen, und bey diesem Anblicke ihr Herz zu bessern Empfindungen erweichen zu lassen; vielleicht, daß sie auch insgeheim der Meinung beypflichtete, welcher Raimund und Walter, und die Meisten der damahligen Zeit zugethan waren, vielleicht daß sie auch zitterte, aus dem Leichnam des verwahrlosten Balduins bey ihrer Annäherung Blut hervorquellen zu sehen.

Der Graf von Tripoli war im Begriff die Stadt zu verlassen, und Terrikus rieth dem edeln Veit von Lusignan, welcher nun schon seit einigen Tagen Sybillens Gemahl war, sein königliches Ansehn dadurch zu beweisen, daß er dem Vormund von Jerusalem

nur für seine Person den Abzug gestattete, und ihm gebieten ließ, alle seine Völker zurück zu lassen. Raimund vernahm den Befehl des ohnmächtigen Veits, eiferte sich ein wenig darüber, wie man sich über den Hohn eines Knaben eifert, und zog mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, vor dem königlichen Pallast über, aus den Thoren von Jerusalem hinaus, ohne einen einzigen von seinen Leuten zurück zu lassen.

Er nahm seinen Zug nach Tabaria, und sorgte dafür, sich wider alle feindliche Anfälle zu schützen, recht als ob ihm das ahndete, was bald darauf erfolgte. Sybille war ausser sich vor Wuth über alle den Schimpf den sie von Raimunden hätte erdulden müssen. Die Verachtung, mit welcher er ihr und ihren Kreaturen begegnete, die Schande, von der Leichbestattung ihres Sohnes ausgeschlossen gewesen zu seyn, und die Einsamkeit, in welcher der Graf von Tripoli während seines Aufenthalts zu Jerusalem lebte, ohne die Königinn eines zweyten Besuchs zu würdigen, waren der Aufmerksamkeit des Pöbels nicht entgangen, und hatten Sybillens Ansehen gewaltig herabgesetzt. — Das wankelmüthige Volk, das vor kurzem die Namen Veit und Sybille wie Götternamen ausgesprochen hatte, fing an, sich mit allerley lästerlichen Gerüchten, und schimpflichen Liedern von ihnen zu tragen. Einige davon kamen vor die Ohren der Königin, und sie war unbillig genug, den großen, ernsten, edeln Raimund und seine Anhänger für die Urheber solcher Armseligkeiten zu halten, oder wenigstens auszugeben. Sie schnaubte Rache, und Terrikus, welchen die Noth der Christenheit bisher nicht aus seinem Schlummer hatte wecken können, mußte nun um

eines beleidigten Weibes willen die süße Ruhe zu Jerusalem verlassen und die Waffen hervor suchen. — Man bemühte sich ein Heer zu sammeln, aber es gieng sehr langsam damit zu. Die Einwohner von Jerusalem schlossen sich von diesem Zuge aus, da sie hörten, daß er wider Raimunden gehen sollte, wider den, der ihnen seit so langen Jahren Vater war, der ihnen so oft in Gefahr Schutz, und in Theuerung Brod, gegeben hatte. Der Großmeister sahe sich also genöthigt seine Ritter von allen Enden des Königreichs, wohin er sie vertheilt hatte zu sammeln. Nach Akkon, wo Walter, und Konrad, und Gerhard von Riedesser mit ihren Völkern waren, traute er sich nicht, weil er wohl denken konnte, daß er bey diesen keine Hülfe wider den Grafen von Tripoli finden würde; sein Heer würde also sehr klein und gar nicht furchtbar für Raimunden gewesen seyn, wenn nicht eben zu dieser Zeit die Hospitaliter mit einer ansehnlichen Macht aus England nach Jerusalem gekommen wären. Man war entzückt, als man hörte, daß sie Akkon vorbey gezogen waren und noch kein Wort mit Waltern und den Seinen gewechselt hatten. Man bemühte sich, sie auf die Seite der Königin zu ziehen, und Terrikus, dieser Meister in Verdrehungen, wußte dem Großmeister der Hospitaliter, dem aufrichtigen, arglosen Roger von Mulines, alles was bisher zu Jerusalem vorgegangen war, so gehäßig vorzustellen, Balduins Tod, Raimunds und Walters Abreise von Jerusalem, und tausend andere Dinge, ihm in einem so falschen Lichte zu zeigen, daß er seinen Zweck völlig erreichte. Ritter, sagte Roger zu Terrikus, wenn die Ritter eures eignen Ordens euch den Gehorsam

versa-

versagen, wenn sie Jerusalem die Völker entziehen, die bloß zu Vertheidigung dieser Stadt nach Palästina geschickt wurden, wenn selbst der alte Raimund, treulos wird, so verlaßt euch auf uns. Die Hospitaliter sind nicht gewohnt, von ihren Freunden abtrünnig zu werden. Morgen brechen wir mit euch auf, und sehen, ob wir den Grafen von Tripoli nicht zu vernünftigern Gedanken bringen können. — Ein Handschlag, und die Sache war richtig. Des andern Tages verliessen Roger und Terrikus Jerusalem mit einem sehr ansehnlichen Heere. Veit mußte, so sehr er auch bat, auf Befehl seiner Königin mit zu Felde ziehen; Terrikus versprach, ihn wohl in Acht zu nehmen, und Roger ärgerte sich nicht an seinen Schwachheiten, weil er dergleichen seit langen Jahren an den Königen von Jerusalem gewohnt war, und vermuthlich dachte, es müsse so seyn. — Man langte zu Tabaria an, und Graf Raimund sah sich auf einmal so hart, so ernstlich belagert, als er nicht vermuthet hatte. Er hatte nur auf einen Gegner wie Terrikus, gerechnet, aber den Hospitalitern war er nicht gewachsen. — Die Noth und Gefahr zu Tabaria ward mit jedem Tage dringender, Raimund schickte zu Waltern nach Akkon um Hülfe; aber dieser war selbst an diesem Orte von dem Techedin, den ihm Saladin über den Hals geschickt hatte, so enge eingeschlossen, daß er eher selbst Hülfe brauchte, als sie andern geben konnte. — Der unglückliche Vertheidiger von Tabaria wandte sich an den Fürsten von Antiochien, und Philipp von Flandern, welche, als er noch Vormund der Könige von Jerusalem war, immer eine besondere Freundschaft gegen ihm vergegeben hatten; aber auch hier

war sein Ansuchen vergebens, und er befand sich in einer Verlegenheit, in welcher es ihm wohl zu verzeihen war, wenn er einen Schritt that, der sich nicht ganz rechtfertigen ließ.

Zehntes Kapitel.

Ende der Belagerung von Tabaria und Akkon.

So sehr Tabaria auch bedrängt war, so hatten die Feinde diese Stadt dennoch nicht so enge eingeschlossen, daß nicht Bothschaften aus derselben und in dieselbe konnten gebracht werden, ohne daß der Feind es gewahr geworden wäre; nur die Zufuhr der Lebensmittel war den Belagerten abgeschnitten und das frische Wasser, ein so großes Bedürfniß bey der unleidlichen Hitze, begunte bald gänzlich zu mangeln, da der Hauptquell, welcher alle Brunnen der Stadt mit Wasser versah, in den Händen der Feinde war. Ansteckende Krankheiten fingen an zu wüthen, und rieben in kurzer Zeit eine große Anzahl der unglücklichen Einwohner von Tabaria auf. Raimunds Familie hatte bereits einen seiner jüngsten Söhne, und zwey seiner Enkelinnen eingebüßt, die übrigen fühlten schon bald alle die Vorboten der Seuche, und

seine Gemahlin war dem Tode nahe. Ein Trunk frisches Wasser hätte sie vielleicht gerettet oder wenigstens gelabt; aber wie war es möglich die Hülfe von den harten Feinden zu erbitten? — Raimund konnte das Elend der Seinigen nicht mehr mit ansehen, konnte das Schreyen der unglücklichen Tabarienser nicht mehr anhören. Er schickte Boten an Terrikus, um zu kapituliren, und zu hören, was für Bedingungen er gegen die Uebergabe der Stadt machen würde. Terrikus entzückt, seinen und Sybillens Feind gedemüthigt zu sehen, wünschte nunmehr auch, ihn ganz aufzureiben. Die Antwort, die er ihm sagen ließ, war: Er hätte keine Bedingungen zu machen, er wolle nur noch einige Wochen vor der Stadt verweilen, und dann gewiß abziehen ohne ihn weiter zu beunruhigen. — Das Leben der Einwohner von Tabaria konnte, wenn keine Aenderung vorgieng, keine Woche mehr gefristet werden, und der grausame Terrikus, redete von mehrern Wochen die vergehen sollten, ehe er die Belagerung aufheben wollte. Daß er nach dieser Zeit abziehen würde, war freylich sehr glaublich; warum hätte er länger vor einem Orte verweilen sollen, der alsdenn ganz verödet, und im Stande seyn mußte, mit dem Geruche seiner Leichen die ganze Gegend anzustecken? — Raimund überließ sich nach diesem Bescheid der finstersten Verzweiflung, und das Volk, welches etwas von demselben gehört hatte, sann darauf, die Stadtthore zu öffnen und den Feind einzulassen, weil man alsdenn doch noch auf einige Gnade hoffte. — Um die Gesinnungen des Belagerers indessen zu prüfen, und nicht auf Gerathewohl zu viel zu wagen,

entschlossen sich einige, heimlich zu Terrikus überzugehen, und zu sehen, wie sie aufgenommen werden würden; aber der Grausame ließ sie wider alle Rechte der Menschlichkeit theils niedermachen, theils in die Stadt zurück treiben. Was hätte Raimund und seine Familie zu erwarten gehabt, wenn sie, wie dem gebeugten Grafen manchmal einfiel, sich in ihres Feindes Hände geliefert hätten? In dieser äussersten Noth erhielt Raimund einen Brief, den ich hersetzen will, damit meine Leser von der Wirkung die er that, urtheilen, und den Grafen entschuldigen können.

Edler Greis!

Verzaget nicht. Ich weiß wie ihr von euren Feinden gedrängt werdet; aber ich, ob ich gleich selbst euer Feind bin, will euch retten. Morgen ehe der Tag anbricht, wird Saladin den verruchten Terrikus, den er noch von Odos Zeiten her haßt und verabscheut, angreifen, und den Einwohnern eurer bedrängten Stadt Luft machen. Lebensmittel und Erfrischungen werdet ihr überflüßig in dem Lager eurer Feinde finden, welches ich euch Preis gebe. Wenn ich euch einen Freundschaftsdienst erzeige, wenn ich euer und der Eurigen Leben rette, so foderte ich gern zur Belohnung, daß ihr mit den Eurigen eure undankbaren Glaubensgenossen verließet, und euch in die Arme dessen werfen möchtet, welcher eure Tugend und Weisheit zu schätzen weiß; aber ich will weder von Belohnungen noch Bedingungen sprechen, ich kenne eure Gesinnungen, ich weiß, daß ihr euch vielleicht schon ein Bedenken machen werdet, mit dem Feinde der Christen durch diesen Brief eine Art von heimlichen Verständniß zu haben. Sollte dieses seyn,

so bitte ich euch, euch zu beruhigen. Ihr seyd unschuldig an dem, was ich auf morgen euren Glaubensgenossen zugedacht habe; ihr fodertet mich nicht dazu auf, und nehmet nur gelegentlich eure Befreyung aus ihrer Niederlage. Ich würde euch nichts von der ganzen Sache gemeldet haben, wenn ich nicht eben heute euer äusserstes Elend erfahren hätte, welches ich durch Hoffnung lindern muß; denn ihr seyd ein Mensch, und die Verzweiflung könnte euch kurz vor der Aenderung eures Schicksals zu einem schrecklichen Entschluß bewegen. — Ich hoffe, ihr werdet nicht so unsinnig seyn, und euren Retter euren Feinden verrathen; solltet ihr es thun, so fürchtet die Rache

Saladins.

Was hätte Raimund in der Lage, in der er sich befand, nach Empfang eines solchen Briefs thun sollen, thun können? — Ich will es nicht entscheiden, sondern erzählen, was er that, und hinzusetzen, daß er meines Erachtens recht handelte. — Er dankte Gott für den Strahl der Hoffnung, der sich ihm zeigte, gab Ordre, daß man auf allen Thürmen der Stadt die Bewegungen, die im Lager vorgiengen, genau beobachten sollte, ließ dem schmachtenden Volke etwas von dem geringen Vorrathe austheilen, den man auf den künftigen Tag verspart hatte, und eilte zu seiner kranken Gemahlin und zu seinen Kindern, um die letzten mit dunkler Hoffnung zu trösten, und bey der ersten zu versuchen, ob der Funke des Lebens, der noch in ihr glimmte, sich noch so lang erhalten ließ, bis der morgende Tag, ihr und so vielen andern, welche mit ihr auf gleiche Art litten, völlige Rettung mit brächte. Er wich diese ganze Nacht

nicht von ihrem Bette, und man stelle sich die Angst vor, mit welcher er jede ihrer Bewegungen bewachte, und ihre scheidende Seele aufzuhalten suchte. — Kaum fieng die erste Dämmerung des Tages an zu scheinen, als von allen auf den Thürmen ausgestellten Wachten Botschaften über Botschaften von einer ungewöhnlichen Unruhe im Lager kamen. Das zunehmende Tageslicht zeigte Raimunden, welcher selbst auf eine Warte gestiegen war, um alles in Obacht zu nehmen, den Angriff der Sarazenen ganz deutlich. Terrikus und die Seinen wehrten sich tapfer, der Feind begann, wie es schien zu fliehen, aber der Graf von Tripoli, welcher alles übersehen konnte, merkte gar bald, daß es nur darum geschah, um die Belagerer zur Nachsetzung zu reizen, und den Belagerten Luft zu machen. Es ist unmöglich Raimunds Empfindungen zu beschreiben; Dankbarkeit gegen Saladin, Freude über die Aenderung seines Schicksals, Kummer über die Niederlage seiner Glaubensgenossen, die er vor Augen sah, und Widerwille, sich dieselbe zu Nutze zu machen, kämpften in seiner Seele. Und doch — es mußte seyn, es galt hier kein langes Bedenken. — Er ließ die Hauptleute der Stadtbesatzung vor sich fodern, entdeckte ihnen von der Lage der Sachen so viel ihnen zu wissen nöthig war, gab ihnen Befehl zu einen Ausfall, und nahm einen feyerlichen Eid von ihnen, sich an keiner Beute des Lagers, als denen ihnen so unumgänglich nöthigen Lebensmitteln und Erfrischungen zu vergreifen. — Die Tabarienser jauchzten als sie diesen Befehl und die Nachricht von dem Zustande im feindlichen Lager erhielten. Alle Thore wurden geöffnet,

das Volk strömte Haufenweis hinaus, und kam bald mit Ueberfluß von allen Arten Speisen und Getränken beladen zurück. Einige hatten sich durch den Geiz verleiten lassen, sich an einigen Kostbarkeiten zu vergreifen; aber die gute Aufsicht, welche Raimund hielt, entdeckte gar bald diesen Raub, welcher sogleich zurück gebracht werden mußte. Unter andern zum Theil unnützen Dingen, ward auch König Veit eingebracht, welcher sich nebst einigen seiner Sklaven beym ersten Anblick der Feinde versteckt, und auf diese Art gerettet hatte; sie hatten ihn nicht vermuthet, und nicht vermißt, und es war ihm also leicht gewesen zu entkommen. Graf Raimund schickte ihn mit einigen Aufträgen an Terrikus, die er vermuthlich nicht das Herz hatte auszurichten, ins Lager zurück, und König Veit nahm seine Freyheit mit tausend Danksagungen, tausend Bitten um Verzeihung und Versicherungen an, daß er keinen Theil an Terrikus grausamen Verfahren habe, und wider Willen genöthigt worden sey, ihn auf diesem Zuge zu begleiten. Raimund glaubte dieses gern, und hieß ihn gehen.

Saladin ließ sich, um den Tabarienſern Zeit zu gönnen, bis gegen den Abend von dem christlichem Heere verfolgen, und wandte sich alsdenn erst gegen sie zurück, und ließ sie den Nachdruck seiner Macht dermaßen fühlen, daß kaum die Hälfte des Heers flüchtig ins Lager zurück kam. Terrikus, welcher mit einigen Wunden davon kam, vernahm von dem Könige alles, was sich in seiner Abwesenheit begeben hatte. Der Schluß, den er aus dem Ausfall der Belagerten und aus ihrem ganzen Verfahren zog, ist leicht zu errathen. Graf Raimund lebte nach

seinen Gedanken in einem heimlichen Verständnisse mit den Sarazenen, und alle Grausamkeiten, die man sich bisher gegen Tabaria erlaubt hatte, wurden durch diese Entdeckung gerechfertigt. Man wird sich vielleicht gewundert haben, wie der redliche Roger von Mulinis, der mit Terrikus gemeinschaftlich diese Stadt zu belagern auszog, diesem Unmenschen in allen so freye Macht lassen konnte; aber wichtige Angelegenheiten seines Ordens hatten ihn gleich zu Anfang des Zugs wider Raimunden genöthigt, sich von Terrikus zu trennen, er hatte sich nur mit wenigen seiner Leute entfernt, und dem Großmeister den größten Theil seines Heers zu Ausführung seines Anschlags hinterlassen. Auf was für eine Art sich Terrikus seiner Macht bediente, haben wir gesehen; er ließ es nicht genug seyn, die bedrängte Stadt auf unerhörte Art zu ängstigen, er versagte ihr auch sogar alle Kapitulation, er ließ die Unschuldigen, die sich aus Verzweiflung in seine Hände gaben, auf die grausamste Art niedermachen. Oft war ihm bange gewesen, wie er dieses Verfahren, das sich nur von seinen eigenen bösen Herzen rechtfertigen ließ, von dem gerechten Großmeister der Hospitaliter verantworten wollte; aber nun, da er mit einigem Grunde der Wahrscheinlichkeit den Belagerten Bundbrüchigkeit und heimliches Verständniß mit den Sarazenen schuld geben konnte, nun zitterte er nicht mehr vor der Ankunft des edeln Rogers von Mulinis, welche noch denselbigen Abend erfolgte. Terrikus wußte dem Großmeister der Hospitaliter die Sache auf so eine Art vorzustellen, daß dieser sonst so sanfte und billigdenkende Mann in einen Zorn gerieth,

in welchem er im Stande gewesen wär, Raimunden mit eigner Hand nieder zu hauen, wenn er in seiner Gewalt gewesen wäre. Gemeine Sache mit den Sarazenen wider ein christliches Heer zu machen, war in den damahligen Zeiten der ärgste Hochverrath der sich denken ließ, und der nicht anders als mit dem Tode bestraft werden konnte. Der Großmeister des Tempelordens wußte Rogers Grimm wider Tabaria so anzufachen, daß er gewiß einen wüthenden Angriff auf die Stadt gewagt haben würde, wenn nicht das ganze Heer, welches dem Schwert der Sarazenen diesen Tag entgangen war, matt und verwundet gewesen wäre; man mußte sich also diese Rache vergehen lassen. Die Belagerung fort zu setzen, war auch keine Möglichkeit, weil die Tabarienser allen Vorrath an Lebensmitteln so sorgfältig aufgeräumt hatten, daß selbst König Veits Majestät diesen Abend halb hungrig zu Bette gehen mußte. Die gestärkten und gesättigten Einwohner der belagerten Stadt hatten indessen ihren Muth völlig wieder erhalten, man sahe auf den Mauern die besten Anstalten einen Sturm abzuschlagen, wenn einer sollte zu besorgen seyn, und bemerkte Bewegungen in der Stadt, welche den Belagerern vor einen Ausfall bange machten. Man bereitete sich deswegen diese Nacht im Lager zum Aufbruch, und des andern Morgens war das Feld völlig geräumt, und die Tabarienser konnten ruhig zu ihren Thoren aus und eingehen, ohne den Schatten von einem Feinde zu sehen. — Dieser so fröhliche Tag der Befreyung von allem Jammer sollte noch durch eine glückliche Begebenheit merkwürdig gemacht werden.

Unser Walter, von dem wir so lange nichts gehört haben, und welcher, wie wir wissen, bisher zu Akkon, fast so fest als Raimund zu Tabaria eingeschlossen gewesen war, nur daß sein Belagerer kein Terrikus, sondern der sarazenische Techedin war, unser Walter hatte unversehens in seiner Vestung eine Verstärkung von etlichen zwanzig seiner Ordensbrüder bekommen, welche sich, den Feinden unvermerkt, zu verschiedenen Thoren bey Nachtzeit in dieselbe einzuschleichen gewußt hatten. — Eine so geringe Anzahl wäre nun wohl nicht im Stande gewesen dem belagerten Akkon großen Vortheil zu bringen, wenn sie nicht eine Art von wirksamerer Hülfe als die Kraft ihrer Arme mit sich gebracht hätten. Einige von ihnen waren lange Zeit in der Sklaverey der Sarazenen gewesen, und hatten daselbst ihren Herren die Kunst, mit dem griechischen Feuer umzugehen, welche die Ungläubigen in der höchsten Vollkommenheit besaßen, so aus dem Grunde abgelernt, daß sie es nun wagen konnten, dieses fürchterliche Vertheidigungsmittel, wider sie selbst zu gebrauchen. Waltern waren diese Ankömmlinge mit ihrer verderblichen Kunst in der äussersten Noth, in der er sich befand, willkommen; und man gebrauchte sich derselben mit so gutem Erfolg, daß der Feind die Belagerung in kurzer Zeit aufheben, und Waltern freye Hand lassen mußte, zu ziehen, wohin er wollte. Walter wußte etwas von der unglücklichen Verfassung, in welcher der Graf von Tripoli sich zu Tabaria befand, und die Vorstellung von der Noth seines Freundes, vielleicht auch seiner Geliebten, (denn er glaubte immer noch zuweilen, daß Mathilde sich bey ihrem Va-

ter aufhielte,) war er, was ihn antrieb, sich aller Mittel, selbst des grausamen griechischen Feuers zu bedienen, um frey zu werden, und den Geliebten seines Herzens beyspringen zu können.

Die Sarazenen hatten nicht sobald die Gegend vor Akkon geräumt, als Walter sein Volk zusammen zog, nur so viel davon in der Stadt zurück ließ, als zur Beschützung derselben nothdürftig war, und mit dem größern Theil seiner Leute Graf Raimunden zu Hülfe zog, bey welchem er an eben dem Tage anlangte, da auch er von seinen Belagerern befreyt worden war.

Eilftes Kapitel.

Raimunds Weisheit und Walters Tapferkeit unterliegt der größern Anzahl der Thoren.

Der Graf von Tripoli war frey; seine Kinder fingen an zu genesen; seine Gemahlin war zwar noch dem Tode nahe, aber doch nicht mehr hülflos, und folglich auch nicht mehr ohne Hoffnung. Tabaria war gerettet; die Feinde aus dem Felde geschlagen, wie viel Ursachen zur Freude! und doch trauerte der unglückliche Graf. Die Vorstellung, daß Saladin,

daß der Feind der Christen sein Retter war, daß seine Befreyung die Folge von der Niederlage seiner Glaubensverwandten war, daß er vermuthlich bey ihnen den Namen eines Verräthers führen müßte, verbitterte ihm alle Fröhlichkeit. Kaum war Walters Erscheinung im Stande ihn ein wenig aufzurichten. Er erfuhr gar bald aus dem Munde des alten Grafen sein bisheriges Ergehen und seine Rettung, die Ursach der allgemeinen Freude, und seines Grams. — Walter bemühte sich seinen Freund zu trösten, und es gelang ihm einigermaßen. Seine Gewissenszweifel ihm zu benehmen, ihm begreiflich zu machen, daß er nicht anders handeln konnte als er gehandelt hatte, brauchte er nicht vielmehr als Saladins eignen Brief, der ihn selbst von aller Schuld an seinem Unternehmen wider die Christen freysprach, ihm deutlich sagte, daß er seine Befreyung nur als eine zufällige Folge, nicht als eine Ursach der Schlacht bey Tabaria anzusehen hatte, daß er bey der Wissenschaft, die er um Saladins Vorhaben hatte, nicht anders handeln konnte. Denn was würde es geholfen haben, wenn er seine Belagerer vor den Ueberfall der Sarazenen gewarnt hätte? Würde man ihm geglaubt, würde man ihm gedankt haben? Würde des Sultans Absicht dadurch vernichtet worden seyn? Und, hätte er nicht vielmehr, wie sich Saladin in seinem Briefe sehr richtig ausdrückte, unsinnig gehandelt, wenn er seinen Retter an seine Feinde verrathen hätte? — Unser Held war also in dem Versuch, Raimunds Gewissen zu beruhigen, ziemlich glücklich, ihn aber wegen der übeln Meinung, welche die Christenheit von seinem Verfahren haben mußte, zufrieden zu

stellen, dieses ward ihm ein wenig schwer. Ein alter Held, der die ganze Zeit seines Lebens redlich und untadelhaft handelte, kann es nicht gleichgültig ansehen, wenn ein Zufall ihm bald am Ziele seiner Laufbahn diesen Ruhm entreißt. Raimund war durch Walters Vorstellungen mit seinem eignen Verhalten nun so weit ausgesöhnt, daß er wünschte, jedermann mögte es nach allen seinen Umständen kennen, und es so beurtheilen, wie es beurtheilt werden mußte. Was Sybille, was der Patriarch, was Veit und Terrikus von ihm dachten, das konnte ihm nun endlich gleichgültig seyn; aber daß sie einen Schein in ihrer Gewalt hatten, seiner Tugend und Redlichkeit einen Schandfleck anzuwerfen, und sie mit einigem Grund der Wahrscheinlichkeit bey dem gutdenkenden Theil der Christenheit zu verleumden, das war ein Gedanke, der ihm das Herz abnagte, und für den Walter kein ander Mittel wußte, als das Versprechen, sich zum Unterhändler zwischen ihm und seinen Gegnern brauchen zu lassen, und ihn vor ihnen zu rechtfertigen. — Mit Terrikus und seinem Anhange eine solche Unterhandlung vorzunehmen, wäre nun wohl eine unnöthige Mühe gewesen, denn diese würden bey allen Vorstellungen doch nie weiter gesehen haben, als sie hätten sehen wollen; aber Roger von Malinis zählte sich, wie Raimund und Walter erfahren hatten, zu ihrer Partie, und sich vor so einem Manne zu rechtfertigen, das lohnte sich schon der Mühe; auch konnte man hoffen, daß er die Augen vor der Wahrheit nicht verschließen, und sähe er dieselbe ein, der beste unverdächtigste Zeuge von Raimunds Unschuld seyn würde.

Walter, der in allen seinen wohlüberdachten Handlungen schnell und mit Eifer zu Werke gieng, machte sich gleich des andern Tages nach seiner Ankunft in Tabaria, auf den Weg, das Verlangen seines Freundes zu erfüllen, und unsere Leser, welche wir schon vielleicht zu lange bey trocknen Kriegs- und Staatsangelegenheiten aufgehalten haben, werden uns erlauben, nur ganz kurz zu sagen, es glückte ihm.

Roger von Mulinis, an welchem sich unser Held eigentlich wandte, gab der Stimme der Wahrheit Gehör, er gestand, daß Raimund nicht anders hätte handeln können, und noch mehr, er sah auch alle Tücke ein, welche man bisher wider den Grafen von Tripoli gebraucht, alle Verdrehungen, deren sich Terrikus bedient hatte, sein und Walters Betragen, bey ihm, den Großmeister der Hospitaliter verdächtig zu machen, und ihn auf die falsche Seite zu ziehen. — Terrikus und sein Anhang würden vielleicht einer strengen Ahndung nicht entgangen seyn, wenn nicht Roger eingesehen hätte, daß das Beste der Christenheit allein auf der Einigkeit bestünde; und daß man, um einem so mächtigen Feinde wie Saladin, gewachsen zu seyn, sich durch keine Privatangelegenheiten müsse trennen lassen. Laßt uns das Vergangne vergessen, sagte er, Veit und seine Königin mögen ihr Leben fortführen wie sie es nicht anders können, für uns thut das wenig zur Sache. Terrikus soll seine heuchlerische Tücke lassen, und Walter soll nicht ganz vergessen, daß er gleichwohl der Großmeister seines Ordens ist. Dem unglücklichen Raimund soll nichts von den Begebenheiten zu Tabaria aufgerückt werden, so wie er gleichfalls die ihm angethanen Beleidigun-

gen vergessen, und dafern bey irgend jemand noch einiger Verdacht auf ihn haftete, sich bemühen wird, denselben durch tapfere Thaten wider die Sarazenen auszulöschen.

Niemand konnte etwas wider den weisen Ausspruch des edeln Rogers einwenden. Sein redlicher unbescholtener Charakter verdiente die Ehre Schiedsrichter zwischen Personen zu seyn, die unabhängig von ihm waren, und sich nur darum nach seinem Urtheil bequemten, weil sie es gerecht und unpartheyisch fanden.

Es ward eine allgemeine Versöhnung geschlossen, Raimund ward aus Tabaria nach Jerusalem geholt, man bat einander wechselsweise um Verzeihung, obgleich nicht überall mit gleich redlichem Herzen. Die Königin lächelte gnädig auf Waltern herab, Terrikus drückte ihm freundlich die Hand, und der Patriarch fragte, ob sein geliebter Sohn nun geneigt wäre, die Beschützung der Hauptstadt auf sich zu nehmen. Walter versprach alles, doch mit der Bedingung, daß man ihn in seiner Ruhe lassen, und ihn auf keine Weise nöthigen mögte, an den Lustbarkeiten oder Kabalen des Hofes Antheil zu nehmen.

So standen die Sachen eine lange Zeit, bis sich wieder Gelegenheit zu neuem Zwist zeigte. — Graf Raimund hatte seine Familie wegen der schwachen Gesundheit seiner Gemahlin zu Tabaria gelassen, und es erscholl plötzlich zu Jerusalem das Gerücht, daß Saladin auf diesen Ort anrückte, um ihn zu belagern. — König Veit, welcher jetzt wirklich zuweilen wie ein anderer König that und sprach, verhieß dem Grafen die Stadt zu entsetzen, und seine Familie zu

teilen. Raimund, um zu zeigen, wie wenig er gesonnen wäre, seinen Privatnutzen dem gemeinen Besten vorzuziehen, widerrieth dieses. — Saladins Macht, sagte er, ist zu groß, als daß wir uns wider ihn ins Feld wagen können, und es ist besser, Tabaria mit allen seinen Einwohnern kommt in seine Hände, als daß wir, wenn wir ihm entgegen gehen, unsere wenige Mannschaft schwächen, und Jerusalem die nöthige Hülfe entziehen. Terrikus lächelte hämisch, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß seinen Gedanken nach, hinter Raimunds Worten Verrätherey steckte. Tabaria, sagte er, wird sehr wohl in Saladins Händen aufgehoben seyn, und die Familie des Grafen von Tripoli hat freylich bey seinem alten Freund und Retter, dem Sultan der Sarazenen nichts zu fürchten. Walter ward um seine Meinung gefragt, und diesem lag die Möglichkeit, daß seine Mathilde zu Tabaria seyn könne, noch so fest im Sinne, daß er darauf stimmte, Tabaria müßte unausbleiblich entsetzt und den Sarazenen nicht überlassen werden. — König Veit fiel endlich, da die andern fast alle sich auf Walters Seite schlugen, nach seiner löblichen Gewohnheit den mehrsten Stimmen bey, und der Aufbruch aus Jerusalem ward auf den dritten Tag festgesetzt. — Auf Terrikus Anrathen, welcher seinen heimlichen Groll auf Raimunden nicht lassen, und keine Gelegenheit versäumen konnte, ihm einen Schimpf anzuthun, durfte dieser unglückliche Graf, der nun einmal bey den schwachen Köpfen zu Jerusalem in Verdacht der Verrätherey war, nicht mit zu Felde ziehen, sondern mußte zu Jerusalem bleiben, um wie man vorgab, die Stadt zu decken.

Rai-

Raimund verstand alles, ohne daß man es ihm zu erklären brauchte, und trennte sich mit solcher Wehmuth von Waltern, als wenn er besorgte, ihn nicht wieder zu sehen.

Um mich nicht zu lange bey diesem Heerszuge, der so unglücklich ablief, aufzuhalten, will ich nur alle Vorgänge desselben kürzlich erwähnen. Das christliche Heer stieß bey Marsteck auf Saladin, und würde ihm gewiß obgesiegt haben, wenn nicht der König von Jerusalem, sobald er einige Gefahr zu sehen glaubte, die unglücklichen Tempelherren nach der Weise der Balduine im Stiche gelassen hätte. Die Schlacht dauerte einen ganzen Tag, ohne daß die Tempelherren gänzlich überwunden worden wären. Alle Ritter, selbst Terrikus, der auch tapfer seyn konnte, wenn er wollte, thaten Wunder bey dieser Aktion. — Innerliche Verrätherey, Uebergang einiger Hauptleute, die noch mit in der Belagerung von Tabaria gewesen waren, und vor allen Dingen Mangel an Lebensmitteln spielte den Sarazenen des andern Tages den Sieg fast völlig in die Hände. Der weise Veit hatte nicht vergessen, allen Proviant mit nach Salnubia zu nehmen, wohin er geflohen war. — Saladin siegte endlich völlig; die meisten der Tempelherren, und auch der Großmeister Terrikus kamen in seine Hände. Walter schickte das heilige Kreuz, um es, da alles unter und über gieng, zu retten, nach Salunbia; aber König Veit sahe nicht sobald, daß dieser Ort, wo er sicher zu seyn glaubte, auch angegriffen ward, als er diesen größten Schatz der Christenheit willig hingab, und dadurch seine geheiligte Person zu retten glaubte. Die Sarazenen verstanden indessen nichts von dieser Auslösung,

sie nahmen das Kreuz und nahmen den tapfern König von Jerusalem, und brachten beydes an den Ort, wo auch Terrikus hingeführt worden war, welcher sich sehr wunderte, so gute Gesellschaft zu bekommen und stündlich harrte, auch Waltern als seinen Mitgefangenen zu sehen; aber zum Glück erfolgte dieses nicht. Unser Held zog alle Macht, die ihm noch übrig war, zusammen, um Jerusalem zu Hülfe zu ziehen, aber er kam zu spät; Saladin hatte während der Schlacht bey Marsteck durch den Tschedin einen Angriff auf Jerusalem thun lassen. Graf Raimund hätte diese Stadt mit seinen Leuten retten können, wenn man ihm nicht aus Furcht der Verrätherey, deren man ihn immer noch beschuldigte, die Obergewalt über die Besatzung so sehr eingeschränkt hätte, daß er wenig ohne Einrede thun konnte. Der Patriarch und die Königin mischten sich in alles, und verderbten dadurch alle gute Anschläge des alten Helden von Tripoli. — Einer der unsinnigsten Einfälle des heiligen Heraklius war dieser, daß er an eben dem Tage, da man sich den Hauptsturm vermuthen konnte, eine Fasten und einen großen Kirchgang anstellte, von welchem Graf Raimund für sich und einige hundert Mann mit Mühe Dispensation erhalten konnte. Saladin wählte unglücklicher Weise eben die Zeit, da man in der größten Andacht begriffen war, zum Angriff. Raimund war zu schwach zum Widerstande. Die Stadt gieng über, und Heraklius, Sybille und alles, alles was Jerusalem enthielt, kam in die Hände der Sarazenen. — Walter erfuhr diese schreckliche Zeitung noch zeitig genug, daß er sich von Jerusalem ab, nach Salnubia ziehen konnte. Die Nach-

richt, daß auch diese Stadt, daß auch das Kreuz in Feindes Händen sey, schlug ihn fast zu Boden; er faßte indessen seinen Entschluß kurz, eilte nach Akkon, sprach die dasigen Tempelherren auf, ihm zu folgen, nahm den gefangenen Nureddin mit sich, und setzte sich, da fast alle feste Städte hinweg waren, und er sich zu schwach fühlte Akkon zu vertheidigen, in einer kleinen Burg fest, von wo er anfieng in Unterhandlung mit Saladin zu treten. Es ward ihm nicht so leicht als er geglaubt hatte, gegen Nureddin, diesen geliebten, so viele Jahre von seinem Oheim getrennten Neffen, den Großmeister des Tempelordens und das Kreuz einzutauschen. Er stellte Terrikus den Brüdern vor, und ermahnte den einen und die andern, sich das Wohl der Christenheit angelegen seyn zu lassen; er aber nahm das Kreuz, den Schlüssel zum heiligen Grabe und zum Thurm Davids, nebst noch einigen sehr verehrten Heiligthümern, und setzte sich, in Begleitung Konrads und der Belforte zu Schiffe, um in Europa Hülfe zu suchen.

Zwölftes Kapitel.

Ritter Konrad ist irre, und zieht Waltern gleichfalls in einen Irrthum.

Wie ganz anders war unserm Walter bey seiner jetzigen Einschiffung zu Muthe, als damals, da er von seiner Reise nach Europa zurück kam und zu Joppe anlandete; der hohe Muth der ihn damahls beseelte, war durch den schlechten Erfolg, den die meisten seiner Bemühungen in Palästina gehabt hatten, fast ganz niedergeschlagen; die ansehnliche Begleitung von Kriegsleuten, die er aus Frankreich mitbrachte, hatten fast alle Blut und Leben zugesetzt, und nichts damit gewonnen. Man stand auf dem nämlichen Punkte wie vorhin, oder vielmehr auf einem noch schlimmern; Jerusalem und fast ganz Palästina war in der Sarazenen Gewalt, und er reiste in weit geringerer Begleitung, mit weit schlechtern Hoffnungen, um Hülfe in einem Lande zu suchen, wo man sich so lange zu besinnen pflegte, ehe man sich entschließen konnte, sie zu geben, wo man sich den Gedanken ungescheut erlaubte, den er, wenn er in seinem Herzen zuweilen aufstieg, als gottlos verdammte, den Gedanken, daß man besser thun würde, den Sarazenen ein Land nicht länger zu bestreiten, das bereits so viel Blut

gekostet hatte, und dessen ruhige Besitzung für die Christen keinen andern Nutzen haben konnte, als jährlich eine Menge müßiger Pilger an sich zu ziehen, welche Gott durch Sorge für ihre Familien, und Fleiß in ihren Berufsgeschäften weit wohlgefälliger als durch die heißeste Andacht bey dem heiligen Grabe hätten dienen können. Durch Vorstellungen von dieser Art ganz niedergeschlagen, und oft auf die Meynung gebracht, welche einem Manne von seiner Art erschütternd seyn mußte, daß er den schönsten Theil seines Lebens zu Verfolgung eines Schattens angewendet habe, daß er in einem Stande lebte, der bey weiten nicht so heilig, nothwendig, verdienstlich und Gott wohlgefällig sey, als er bisher geglaubt hatte, suchte er sich bald seine Zweifel zu widerlegen, bald von denselben loszureißen. — Seine eignen Angelegenheiten, die er bisher ganz aus der Acht gelassen hatte, um sich für andere aufzuopfern, gaben ihm hierzu den besten Anlaß, und er nahm sich vor, auf der gegenwärtigen Seereise wie auf der vorigen, sie nochmahls zu überlegen, und sich zu dem vorzubereiten, was in Europa, was in England, wohin er diesesmahl seinen Weg richten wollte, auf ihn warten mögte. Zu diesem Geschäfte waren ihm die Briefe Rosemundens unumgänglich nöthig, und er nahm keinen Aufschub, dieselben von dem Ritter von Staufen, welcher sie noch immer in seiner Verwahrung hatte, zurück zu fodern. Ihr sollt sie haben, antwortete Konrad, und das Bild — setzte er hinzu, indem er die goldne Kapsel mit einem Seufzer aus dem Busen zog, da ist es, nehmt es hin dieses schöne Denkmahl, wie oft bey einem Weibe der Blick eines Engels mit dem treu-

losesten Herzen verbunden seyn kann. — Walter stutzte über diese seltsamen Worte, glaubte nicht recht gehört zu haben, und verzog, die Hand nach dem Gemählde auszustrecken. — Ja, ja, fuhr Konrad fort, nehmt es nur hin dieses gefährliche Bild, welches mich bald zu eurem Mitbuhler gemacht hätte, wenn ich Schönheit ohne Treu und Tugend lieben könnte. — Zu meinem Mitbuhler? fragte der erstaunte Walter, kennt ihr das Original dieses Bildes, es ist meine Mutter. — Wie? rief Konrad, ist das nicht Graf Raimunds Tochter? Ist das nicht die Mathilde von Tripoli, die ihr so sehr liebtet, von deren Liebe ihr mir so viel erzähltet, und die doch im Stande war einen Mann wie ihr. — Himmel! schrie Walter, was sagt ihr da? was wißt ihr von Mathilden. — Der Ritter von Staufen weigerte sich eher etwas zu sagen, bis ihm der andere das Original des Bildes genannt, und ihm etwas genauer mit demselben bekannt gemacht hatte, und Walter sahe sich genöthigt, um seinem Ungestüm Einhalt zu thun, ihm das Hauptsächlichste von der Geschichte seiner Mutter zu entdecken, ihm sogar einige von ihren Briefen zu lesen. Konrad gerieth nach Endigung dieser Nachrichten in einen Tiefsinn, aus welchem nichts ihn erwecken konnte. Walter brannte vor Ungeduld, eine Erklärung über die räthselhaften Worte zu hören, deren er sich in Ansehung der Untreue deren er Mathilden beschuldigte, bedient hatte; aber er mußte für diesen Tag darauf Verzicht thun, und Konraden von sich lassen, welcher in einer Bewegung war, die ich so wenig zu beschreiben vermag, als Walter sich dieselbe erklären konnte. — Ich übergehe die fürchterlichen Vorstellun-

gen, die sich unser Tempelherr von demjenigen machte, was er von seiner Mathilde hören würde, und in welchen ihm nichts zum Troste diente, als daß Konrad in der Person irre war, und daß, so wie er die längst verstorbene Rosemunde für Mathilden gehalten hatte, auch wohl das, was er von der letzten zu sagen wissen konnte, ein Mißverständniß, eine Verwechselung der Gegenstände zum Grunde haben konnte.

Mit beschämten Blick, erschien Konrad des andern Tages bey Waltern, setzte sich an seine Seite und fieng nach einem langen Stillschweigen folgender Gestalt an:

Ich muß mich zwingen, Ritter! muß euch meine Schwachheit gestehen, muß bekennen, daß ich, so lange ein Spötter und Verächter der Liebe, endlich ein Raub dieser fürchterlichen Leidenschaft geworden bin, ein Raub der thörichtsten Liebe, welche je in einem Herzen existirt haben mag. Das öftere Anschauen des Bildes, das ihr mir aufzuheben gabt, entriß mir mein Herz, ich hielt es für Mathilden von Tripoli, und ihr könnt euch vorstellen, daß ich mich nicht ohne Widerstand entschloß der Nebenbuhler meines besten Freundes zu werden. Zu schwach der Zauberkraft die in diesen Gesichtszügen liegt zu widerstehen, überließ ich mich endlich meiner thörichten Neigung, und tröstete mich mit der Hoffnung, daß ihr und ich, beyde geweihte Ritter, auch beyde eine Person mit gleichem Glück lieben könnten, ohne Feinde zu seyn. Die Leichtigkeit, mit welcher ihr euch des Besitzes dieses Bildes entschlagen, und euch der Ausübung eurer Pflichten überlassen konntet, ohne ein einzig mahl nach demselben zu fragen, erregte zuweilen gar den Gedan-

ken in mir, daß eure Liebe schwächer als die meinige seyn, und es euch vielleicht mit der Zeit möglich seyn könne, euch derselben um meinetwillen zu entschlagen. — Wenn ihr jemahls recht geliebt habt, so müßt ihr alle die Unmöglichkeiten kennen, mit welchen ein Liebender im Stande ist sich zu schmeicheln. — Nichts wäre fähig gewesen mich von meiner thörichten Leidenschaft loßzureißen, als die Entdeckung die ich in den letzten Tagen unsers Aufenthalts in Palästina machte, daß Graf Raimunds Tochter, welche ich für das Original meines angebeteten Bilds hielt, treulos, einem Walter treulos, und folglich der Achtung eines Herzens wie das meinige ganz unwürdig sey. — Ich hatte mich schon fast völlig überwunden, hatte das gefährliche Bild in mehrern Tagen nicht angesehen, und nun muß ich aus eurem Munde den rechten Gegenstand meiner Liebe kennen lernen, muß erfahren, daß mein Herz mich nicht täuschte, daß ich keine verrätherische Mathilde, daß es einen Engel anbetete, für die ich mein Leben hingeben müßte, wenn er noch auf Erden wandelte. — Glaubt ja nicht, daß meine Leidenschaft durch die Vorstellung geschwächt wird, daß sie eine längst Verstorbene zum Gegenstande hat; sie wird dadurch nur noch mehr angefacht, und mit Freuden setze ich alle meine Hoffnungen über das Grab hinaus, wo ja überhaupt allein alles Glück existirt, das Leute von unserer Art zu hoffen haben. — Mit diesen Worten sank der unglückliche Konrad wieder in einen Tiefsinn, der für Waltern ein fürchterlicher Anblick war. Er zitterte für den Verstand seines Freundes, fieng an, alles was er ihm von Mathilden gesagt hatte, für Träumereyen eines zerrütteten Gehirns zu halten, und

nahm sich vor, ihm keine Frage mehr über diesen Gegenstand vorzulegen. Um indessen seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, zog er Mathildens Bild hervor, zeigte es ihm und foderte sein Urtheil über dasselbe. Konrad betrachtete es, legte es kaltsinnig hinweg und griff nach Rosemundens Gemählde, aus dessen Anschauen er sich nach einer langen Weile mit einem tiefen Seufzer empor riß, Waltern die Hand drückte, und plötzlich das Zimmer verließ. — Dieser und viele folgende Tage verflossen, ohne daß die beyden Freunde ein Wort über diesen seltsamen Vorgang gewechselt hätten. Konrad schien sich vor Waltern zu schämen, und dieser suchte ihn eben so geflissentlich auf, als ihn jener zu vermeiden suchte. Keine Künste der Freundschaft, ein krankes Herz zu heilen, wurden gespart, aber sie würden wahrscheinlich vergebens gewesen seyn, wenn nicht Konrad selbst Stärke genug besessen hätte, seine Schwachheit endlich zu überwinden. — Ritter, sagte er eines Tages zu Waltern, ich muß euch bitten, die Gespräche, die vor einiger Zeit über ein gewisses Bild zwischen uns sind gewechselt worden, gänzlich zu vergessen. Sollte ich in Zukunft aus euren oder irgend eines andern Munde ein Wort hören, das mir auf die entfernteste Art eine Schwachheit vorzuwerfen schien, die wie ich denke, nunmehr besiegt ist, so würde mich keine Verbindung in der Welt hindern, eine solche Beleidigung mit Blut zu rächen. Ich bin ein Mensch und konnte fehlen, aber wehe dem, der mir meine Fehler aufrückt! — Walter antwortete auf diese Drohungen seines Freundes, die er von keinem andern würde haben gelassen anhören können, mit einem freundlichen Blick, und der Bitte, sich zu beruhigen,

— Eben so unausstehlich, fuhr Konrad fort, würde es mir seyn, wenn ihr, da ich in einem Stück ein Thor war, mich im Ganzen für unsinnig halten solltet. Ihr fragt nicht nach den Winken, die ich euch von der Treulosigkeit eurer Mathilde gab; haltet ihr sie vielleicht auch für Phantasien eines Träumers? oder ist euch so wenig daran gelegen, diejenige kennen zu lernen, die ihr würdigtet eure Geliebte zu nennen? — Ach Konrad! erwiederte Walter, ich zittere, aus eurem Munde zu hören, daß das, was ich so gern für Träume halten mögte, Wahrheiten sind. — Ich bin jetzt gefaßt genug euch alles zu sagen, fiel ihm Konrad in die Rede, und ich will eilen, euch zu zeigen, daß derjenige, dessen Herz an den Reizen einer Verstorbenen hängt, vielleicht nicht ganz so thöricht liebt, als der, welcher sich von einer Treulosen nicht loszureißen vermag, welche nicht für ihn leben will.

Dreyzehntes Kapitel.

Gar eine verwirrte Geschichte, welche sich erst lange darauf in der Folge aufklärt.

Walter schwieg, und der Ritter von Staufen fieng seine Erzählung auf folgende Art an:

Um euch das, was ihr zu wissen verlangt, aus dem Grunde zu sagen, wird es nöthig seyn, daß ich

euch in jene Zeiten zurück führe, in welcher der gutdenkende Theil unserer Brüder, sich unter eure Anführung begab, um Nureddin, Saladins Neffen, den meuchelmörderischen Händen des Grafen von Flandern und derer, die in seine teuflischen Anschläge willigten, zu entreißen. Ihr beehrtet mich mit dem Auftrage, die Beschützung des gefangenen Jünglings über mich zu nehmen, und ihr wißt, mit welchen Freuden ich denselben annahm. — Ich ließ es nicht dabey bewenden, den jungen Sarazenen in seinem Gefängnisse zu bewachen, ich nahm ihn in mein Haus, suchte ihm das, was er in seinem Kerker erduldet hatte, denn ein Kerker war sein bisheriger Aufenthalt, zu vergüten, und brachte alle Zeit, die mir von meinen Geschäften überblieb, in seiner Gesellschaft zu. Unser gegenseitiger Umgang, mein Mitleid mit seinem Schicksal, und seine Dankbarkeit gegen mich, ward bald der Grund einer Freundschaft, welche wenig ihres Gleichen kennen wird. Ich brannte vor Begierde ihn zu befreyen, und ward durch die Pflichten, die ich der Christenheit schuldig war, von demjenigen abgehalten, was ich wohl hätte thun können, da ihr euch in allem auf mich verließet und in nichts Rechenschaft von mir fodertet. Nureddin war zu edel mir etwas wider meine Schuldigkeit zuzumuthen, zu edel, seine Befreyung auf andre Art als öffentlich und mit gegenseitiger Bewilligung solcher Vortheile zu wünschen, die der Wichtigkeit seiner Person angemessen waren. Der Himmel weiß, wie sehr ich alle Vorschläge, die Saladin seinetwegen so oft thun ließ, begünstigte, und wie ich trauerte, daß man auf unserer Seite so hart war, und Nureddins Gefangenschaft immer ein Jahr nach dem

andern verlängerte. Er sah wie unglücklich mich meine Schwachheit, etwas zu seinem Glück beyzutragen, machte, und suchte bey unsern Zusammenkünften diesen Gegenstand so viel als möglich aus unsern Gesprächen zu entfernen. — Unsere Schicksale, unsere Reisen wurden denn meistens bey unsern Unterhaltungen hervorgesucht, und ich kann mich nicht ohne Entzücken, an so manche schöne und wahre Bemerkung, so manchen edeln und großen Gedanken erinnern, den er gegen mich äusserte, und der mir in dem Munde eines Sarazenen doppelt auffallend war. — Aber Nureddin war kein gewöhnlicher Mensch; sein Oheim Saladin hatte nichts gespart, sein Herz und seinen Verstand zu bilden, er hatte ihn frühzeitig der Erziehung seines Vaters, des wilden Asad, entrissen, und ihn, ohne Rücksicht auf die Gefahr, in die seine Religion kommen könnte, die Jahre seiner frühesten Jugend an verschiedenen christlichen Höfen zubringen lassen. Am Hofe des griechischen Kaisers, und am Hofe des Königs von Zypern hatte er sich am längsten aufgehalten, und ich bemerkte allemal, wenn er auf den letztern zu sprechen kam, daß er sich länger dabey verweilte, und etwas auf dem Herzen zu haben schien, das er sich nicht vorzubringen getraute. Ich muthmaßte schon damals auf eine Liebesbegebenheit, gab mir aber sehr wenig Mühe sein Geheimniß zu erfahren. Nureddin kannte mich als einen Feind und Spötter der Liebe, und blieb also in diesem Punkt allemal zurückhaltend gegen mich, ohne daß übrigens unsere Vertraulichkeit darunter gelitten hätte. — Auf diesen Fuß lebten wir mit einander, als ihr, ich und die Belforte, durch das Loos, oder vielmehr durch die Wahl unsers Freundes

Gerhard, zu Begleitern des Großmeisters auf der Reise nach Europa ernannt wurden. — Ich trennte mich von meinem Freund Nureddin, und beschwor Gerharden, sich seine Beschützung und Versorgung eben so angelegen seyn zu lassen, als sie mir gewesen war; er versprach es, und wir reisten ab. —

Bey unserer Rückkunft nach Palästina war eine meiner ersten Fragen an Gerharden nach dem Ergehen Nureddins. — Ich verlangte ihn zu sehen, aber Gerhard wußte immer so viel scheinbare Ausflüchte zu finden, daß unser Aufbruch nach Jerusalem heran kam, ohne daß ich meinen Freund gesprochen hätte. Die Begebenheiten daselbst, und das traurige Ansehen, das die Sache der Christenheit gewann, nebst den Feinden, die ich in meinem eigenen Herzen zu bestreiten hatten, brachten Nureddins Bild eine Zeit lang aus meinem Gedächtniß; aber die Freundschaft zu ihm erwachte mit neuer Stärke, als ihr, da alles für uns verlohren war, den Entschluß faßtet, aus der Gefangenschaft des sarazenischen Prinzen einigen Vortheil zu ziehen. Ich zitterte, daß ihr die Bedingungen seiner Freyheit zu schwer machen, und Saladin, der ohnedem alles in Händen hatte, lieber seinen Neffen noch länger gefangen sehen als ihn durch wichtige Plätze auslösen mögte. Wie ich gedacht hatte, so gieng es. Ihr wißt, daß Saladin euch gegen Nureddin weder Graf Raimunden, noch Roger von Mulinis, noch eine unserer Hauptfestungen frey geben wollte. Auf mein wiederholtes Bitten gabt ihr endlich nach, fordertet nebst dem heiligen Kreuze nichts als den Großmeister unsers Ordens, welches euch auch endlich zugestanden wurde. Mit Entzücken eilte ich auf euren

Befehl zu Gerharden, um ihm Nureddins Freyheit anzukündigen, und meinem Freunde die fröhliche Botschaft, daß er zu Saladin zurück kehren könne, selbst zu bringen; aber wie erstaunte ich, als ich Gerharden in die größte Verlegenheit gerathen sahe, und endlich das von ihm erfuhr, was ihr sogleich hören sollet.

Nureddin war schon seit langer Zeit nicht mehr in seiner Gewalt; da er ihn nicht so sorgfältig bewachet und nicht so fleißig besucht hatte als ich, war es kein Wunder, daß sich das ereignete, was wirklich geschahe. Er fand eines Tages, als er einmal seinem Gefangenen zusprechen wollte, an seiner Statt eine verschleyerte Dame, die sich ihm zu Füßen warf, sich Graf Raimunds Tochter und Nureddins Geliebte nannte, und ihn bat den Betrug, den die Liebe sie begehen gemacht, zu entschuldigen und zu verhehlen. — Durch Bestechung der Wache, sagte sie, glückte es mir zu meinem Geliebten zu kommen. Die Bitten der zärtlichsten Liebe bewegten ihn endlich, durch die Mittel, die ich ihm an die Hand gab, seine Freyheit zu suchen und mich hier zurück zu lassen. Glaubt nicht, fuhr sie gegen Gerharden fort, daß meine Gegenwart hier in eurem Gefängnisse euch unnütz seyn wird, mein Nureddin liebt mich so sehr, daß er, wenn ihr meine Auswechselung dereinst zu eurem Vortheil für nöthig findet, seinen Oheim bewegen wird alles für meine Freyheit zu thun. — Gerhards Gedanken bey diesem Vortrage kann ich nicht genau bestimmen, nur so viel weiß ich, daß er es für gut gehalten hat, diese seltsame Vertauschung der Gefangenen zu verschweigen, und er selbst hat mir gestanden, daß die Gesell-

schaft der großmüthigen Geliebten Nureddins ihm endlich so unentbehrlich geworden sey, daß er mit Zittern daran dachte sich von ihr trennen zu müssen. Ihr kennt ja die weiche gefühlvolle Seele, wie leicht war es, daß weibliche Schönheit ihn bestrickte, da wohl Stärkere in dieses Netz fallen können.

Ich konnte mich nicht enthalten, genauer nach dieser Person zu fragen, und er sagte mir genug, um mich zu überzeugen, daß sie eure Mathilde, daß sie eben diejenige wäre, welche ich damals für das Original meines angebeteten Bildes hielt. Der Name Graf Raimunds Tochter, — unter einer andern kannte er sie nicht, — und der Umstand, daß sie bisher in Zypern gelebt habe, und erst seit kurzem nach Palästina gekommen wäre, trugen das Meiste dazu bey, mich in meinen Gedanken gewiß zu machen. Nach ihrer Gestalt fragte ich gar nicht, hatte auch wenig Verlangen diejenige zu sehen, die euch um eines Sarazenen willen untreu werden konnte, und dadurch alle meine Achtung verlohren hatte. — Ich versprach Gerharden sein Geheimniß, so lange wir in Palästina wären, vor euch zu verschweigen, und überließ es ihm die nöthigen Vorkehrungen zu machen, damit es euch und jedem andern verborgen blieb. — Ihr truget kein Verlangen den Gefangenen, den ihr euch von Akkon nachführen ließet zu sehen, und es war Gerharden also leicht Graf Raimunds Tochter in Mannskleidern an den Techedin auszuliefern, welcher, wie ihr wißt, um den Gefangenen in Empfang zu nehmen, uns auf halbem Wege entgegen geschickt wurde. Dieser Techedin war niemand anders als Nureddin selbst, welcher seit seiner geheimen Befreyung, unter verdeckten Na-

men uns so viel Schaden gethan, welcher nur neulich noch den wüthenden Angriff auf Akkon gethan hat, den ihr mit Mühe durch das griechische Feuer zu nichte machtet, und welcher im Grunde auf nichts als auf die Befreyung seiner Dame, der tugendhaften Mathilde abgesehen war, dieser treuen Geliebten, die ihren Walter vergessen, und nach Palästina reisen konnte, um die Freyheit eines Sarazenen mit ihrer eignen zu erkaufen. — O Weiber, Weiber! uns zum Unglück seyd ihr gebohren; einige von euch täuschen uns durch ihre Reize, und überlassen sich lieber jedem andern als dem wahren treuen Liebhaber, und die guten, frommen, unschuldigen Seelen, die Engelsreize mit Engelsherzen verbinden, diese Rosemunden, gehen hin in ein besser Land, und lassen uns hier auf Erden vergebens suchen, ob wir ihres Gleichen finden werden. — — — Walter hatte dem letzten Theile von Konrads Erzählung mit einem Erstaunen zugehört, welches ihm die Fähigkeit benahm, ihn zu unterbrechen. Es war ihm unmöglich zu glauben, daß Mathilde die Rolle bey der Befreyung Nureddins hätte spielen können, die sie hier gespielt haben sollte, und gleichwohl wenn er alles zusammen nahm, was der Ritter von Staufen von Nureddins Geliebten hatte erfahren können, und was so wohl, so vollkommen mit Mathildens Geschichte übereinstimmte, so durfte er fast nicht an der Wahrheit ihrer Beschuldigung zweifeln. Er fragte Konraden, ob er denn die Gestalt der Dame nicht mit einem Blick gesehen habe, um ihm Gelegenheit zu geben, daß er sie mit Mathilden vergleichen könnte? — Ihre Gestalt habe ich gesehen, erwiederte der andere, als wir sie dem Teche-

din, oder vielmehr ihrem Nureddin entgegen führten, und ich sahe so viel, daß sie in der männlichen Kleidung, die sie trug, ein großes und majestätisches Ansehen hatte; sie genauer zu betrachten, hatte ich weder Lust noch Gelegenheit. Ich haßte sie als diejenige, die euch untreu geworden war, und fürchtete ihren Zauberblick, weil ich sie für das Original meines geliebten Bildes hielt, von dessen Reizen ich mich, wie ich fühlte, mit Gewalt losreißen mußte. — Ich war so unmuthig, daß ich mich meinem Freund Nureddin nicht einmal offenbarte, welchen ich gleich unter der Gestalt des sogenannten Techedins erkannte, ich kehrte voll Unmuth zu euch zurück, und trachtete nach der Gelegenheit die sich heute gefunden hat, euch von der Liebe zu einer Treulosen abzumahnen. Walter fragte, ob er ihm nicht jemanden unter denen, welche mit zu Schiffe gegangen wären, zu nennen wüßte, welcher bey der Ueberlieferung des vermeinten Nureddins gegenwärtig gewesen wäre, und Konrad besann sich auf einen der Belforte, welcher sogleich vorgerufen und befragt wurde. Der Ritter war so nahe bey dem ausgewechselten Gefangenen gewesen, daß er vollständige Nachricht von seinen Gesichtszügen geben konnte. Er beschrieb eine morgenländische Schönheit mit feurigen schwarzen Augen, einer bräunlichen Gesichtsfarbe und lockigtem schwarzen Haar. — Walter wußte genug, er verlangte nichts mehr zu hören, und überließ sich von diesem Tage an dem tiefsten Gram, aus welchen ihn Konrad, welcher sich aus seiner unmöglichen Leidenschaft zu der verstorbenen Rosemunde, ein wenig besser zu reißen wußte, oft mit großer Mühe erwecken mußte. —

So wie Walter Stunden hatte, in welchen ihm die Ursach seines Grams, Mathildens Untreue, völlig erwiesen war, so kamen hingegen wieder andere, in welchen er sich mit tausend Zweifeln, die er in die ganze fabelhafte Geschichte setzte, zu trösten suchte, und es wäre zu wünschen gewesen, daß sein Freund die Klugheit besessen hätte, dieselben zu nähren, und ihn auf diese Art aufzurichten; aber Konrads Charakter ließ dieses nicht zu. Eine Sache, von welcher er selbst überzeugt war, konnte er um der Ruhe eines andern willen nicht für falsch ausgeben. Die Redlichkeit seines Herzens, ließ nicht die mindeste List, nicht die kleinste Verstellung zu, und er war allemal so bereit Walters Zweifel, mit denen er sich schmeichelte, zu zernichten, als ob die Glückseligkeit seines Lebens von ihrer Widerlegung abgehangen hätte. Wenn Waltern einfiel, wie Saladin, der doch schon längst der Gegenwart seines Neffen wieder genoß, diese ihm so vortheilhafte, den Christen so nachtheilige Sache hatte verhehlen, wie er sich hatte bereden können, für Nureddin, der schon längst frey war, noch hinten nach eine Auslösung zu geben, so wußte ihm Konrad dieses mit der Liebe des jungen Prinzen für die an seiner Statt gefangene Dame, und mit seiner Pflicht auch sie frey zu machen, aufzulösen. Wenn denn Walter weiter fragte, warum Gerhard von Riedesser nicht Graf Raimunds Tochter an ihren Vater ausgeliefert hätte, so versicherte ihm Konrad, daß er diese Frage gleich anfangs an Gerharden gethan, und dieser ihm gesagt habe, wie Nureddins Geliebte ihn oft mit Thränen gebeten hätte, dem Grafen von Tripoli nicht von ihrer Anwesenheit zu sagen, indem er von ihrer

Ueberkunft nichts wisse, und sie nur für Nureddin diese Reise unternommen habe. Rechnet zu diesen Umstande, setzte Konrad hinzu, noch die Neigung, die Gerhard für seine Gefangene hatte, und die ihn nur gar zu bereitwillig machte, den Bitten seiner Dame Gehör zu geben, und auf diese Art ihres Anblicks so lange als möglich zu genießen. Auch könnt ihr euch vorstellen, daß ihm vor der Verantwortung grauen mußte, die er zu gewarten hatte, wenn man die Verwechselung der Gefangenen innen wurde, welches ja unausbleiblich geschehen wäre, wenn er Graf Raimunds Tochter ihrem Vater überliefert hätte. — Walter war unwillig seine Fragen so gut, so mehr als wahrscheinlich beantwortet zu sehen, und nahm sich vor, seinen Freund, der so wenig geneigt war ihm zu schmeicheln, keinen von seinen Zweifeln inskünftige vorzulegen, sondern allen Trost und alle Hoffnung bey sich selbst zu nehmen. — Die beste Aufklärung aller Widersprüche erwarte er bey Hunbergen, und er sahe mit Verlangen dem Zeitpunkte entgegen, da er ans Land steigen und dem geliebten Kloster zu Brignolle würde zufliegen können.

Da Wind und Wetter ihm diesesmal günstig waren, und weder Sturm noch Windstille seine Fahrt verzögerten, so lief er eben als er hätte erwarten können, im Hafen zu Marseille ein, fertigte seine Ritter an den Vikomte von Barral ab, um ihm seine Ankunft zu melden, und ihn daselbst zu erwarten, er aber richtete seinen Weg ganz einsam nach Brignolle, um in den Schooß seiner Pflegemutter, der Gräfin von Flandern, sein Herz auszuschütten, und Rath und Trost bey ihr zu holen.

Vierzehntes Kapitel.

Hunberga sieht weiter als Walter, und tröstet ihn.

Walters Ankunft in dem Kloster de la Celle, seine Aufnahme bey Hunbergen, und die Freude, welche seine Ankunft über die ganze Schwesterschaft von der Aebtißin bis auf die Pförtnerin verbreitete, sind Dinge, welche ich meinen Lesern nicht umständlich erzählen darf, um mir die Zeit zu Erzählung wichtigerer Dinge nicht hinweg zu nehmen, auch sind sie bereits mit Hunbergens Klosterschwestern, und mit ihrem Aufenthalte ein wenig bekannt. Gutherzige, umgängliche, freundliche Geschöpfe waren diese Nonnen de la Celle, und meine Leser werden es ihnen zutrauen, daß sie nichts sparten, dem, der sie zu besuchen kam, seine Höflichkeit zu vergelten, und ihm den Aufenthalt bey ihnen so angenehm zu machen, als ihnen möglich war.

Man wird sich erinnern, wie viel unserm Helden seit der Zeit begegnet war, da er so plötzlich durch seinen Waffenträger von der Gräfin von Flandern abgerufen ward. Alle diese Begebenheiten, und noch mehr die Briefe der schönen Rosemunde, die ihm Hunberga nachschickte, und tausend Dinge, die er über

dieselben zu sagen und zu fragen hatte, nahmen die ersten Gespräche hinweg, welche sie Gelegenheit hatten ohne Zeugen mit einander zu führen; aber zu der Frage, die Waltern am meisten auf dem Herzen lag, zu der Frage nach Mathilden, fehlte ihm immer Muth und Anlaß. Meine Leser kennen seine Schüchternheit in diesem Stücke, welche jetzt noch durch die Furcht vermehrt wurde, Hunberga mögte, wenn er ihr seine eifersüchtigen Grillen in Ansehung Mathildens entdeckte, ihm mit der Frage dazwischen kommen, die er nur gar zu oft an sich selbst that, was er für ein Recht habe, Mathildens Handlungen zu meistern, oder sie untreu zu schelten, wenn sie einen andern liebte als ihn, den sie in so langer Zeit nicht gesehen, von dessen Liebe sie so wenig Beweise hatte? Auf diese Art ward immer der Name Mathildens unterdrückt, und eine Frage, die er um ihrentwillen angefangen hatte, plötzlich in seinem Munde verändert, und auf Rosemunden, oder eine andere Sache angewendet, welche ihm jetzt bey weiten nicht so am Herzen lag. —

Hunberga sah seine Verlegenheit, und ermahnte ihn, ja nichts auf dem Herzen zu behalten, was er ihr etwa zu sagen hätte. Denn, setzte sie hinzu, wir haben dießmal wenig Zeit mit einander zuzubringen, deine Angelegenheiten erfodern deine schleunige Abreise nach England, und ich wüßte mir nichts Erwünschteres zu denken, als deine Ankunft, ohne welche es hätte geschehen können, daß du dein Vaterland für dein Glück viel zu spät gesehen hättest. — Schon vor vier Monaten erhielt ich diesen Brief vom König von Eng-

land, welcher dich, seinen Sohn so nahe angeht, daß du ihn selbst lesen mußt.

Walter nahm den Brief aus Hunbergens Hand, küßte ihn, und las folgende Zeilen.

Werthe Gräfin!

Die Undankbarkeit der Söhne Eleonorens vergilt mir es reichlich, daß ich für die Kinder meiner unglücklichen Rosemunde so wenig that. Von Henrichen und Gottfrieden will ich nichts erwähnen; sie sind dahin, ein früher Tod war die Strafe ihrer Undankbarkeit. Richarden wieder in meine Arme zu bekommen, habe ich mehr gethan, als vielleicht ein Vater thun sollte, habe ihm alle unbescheidene Foderungen bewilligt, die er an mich that, habe ihm und allen seinen Mitrebellen volle unbedingte Vergebung ertheilt, aber Himmel! daß ich unter den Namen dieser begnadigten Rebellen, auch den Namen meines liebsten Sohns finden mußte, daß Johann von Irrland, dessen Treue ich für unerschütterlich hielt, auch seinen Vater verrathen hat, das ist mehr als ich ertragen kann. Ich verzeihe ihm, und lege mich hin zu sterben; doch wünschte ich vor meinem Tode meinen Sohn Walter noch zu umarmen, und ihm das Land zu bestätigen, das ich, wie ihr wißt, fast von seiner Geburt an, für ihn bestimmte. — Eilet, liebe Gräfin! und rufet ihn aus Palästina in die Arme seines sterbenden Vaters. Verlieret keine Zeit, ich bin sehr schwach. —

Diesen Brief, setzte die Gräfin hinzu, als sie sahe, daß Walter vor Bewegung nicht sprechen konnte, hatte ich nicht sobald erhalten, als ich einen Boten nach dem gelobten Lande abfertigte, dessen langes Ausbleiben mich auf die Gedanken brachte, er müsse dich nicht

getroffen haben. Vor kurzer Zeit schickte ich einige andere ab, deren Wiederkunft du, Gottlob! durch deine Gegenwart zuvor gekommen bist. — Ich habe seit der Zeit fleißige Nachricht von deinem Vater gehabt, er ist fast völlig wieder hergestellt, aber ich halte es demohngeachtet für nöthig, daß du deine Abreise beschleunigest; — König Henrich ist alt, die Zeit ist kostbar, und du darfst keinen Tag verlieren, den du noch im Umgange dessen zubringen könntest, dem du das Leben zu danken hast.

Walters Gespräch mit Hunbergen hatte durch diese wichtige Nachricht wieder eine ganz andere Wendung bekommen. Die rückständigen Umstände von Rosemundens Geschichte, welche sie ehemahls versprechen hatte, ihm mündlich zu erzählen, kamen wegen angelegentlicher Dinge nicht einmahl an die Reihe, wie viel weniger würde an Walters Zweifel wegen Mathildens Treue gedacht worden seyn, wenn er nicht ganz auf die Letzt, als er schon einmahl von Hunbergen Abschied genommen hatte, wieder umgekehrt wäre, und ihr das entdeckt hätte, was ihm so schwer auf dem Herzen lag, und wozu er den ganzen langen Tag über keine Gelegenheit hatte finden können. — Hunberga hörte seiner Erzählung mit Verwunderung zu, stand einige Augenblicke in Gedanken und fieng dann mit einem kleinen Lächeln an: Beunruhige dich nicht, mein Sohn! so wenig ich im Stande bin, alle diese räthselhaften Umstände aufzulösen, so kann ich dir doch so viel versichern, daß deine Mathilde vor zween Monaten noch in Zypern war; ich hatte damahls die letzte Nachricht von ihr, und sie versprach mir, daß ich bald wieder von ihr hören würde, welches ich nun täglich

erwarte. — Nureddins Geliebte kann sie auf keine Weise seyn; denn erwäge nur den einzigen Umstand, von dem ich nicht weiß wie er deiner Aufmerksamkeit hat entgehen können: Rechne die Jahre zusammen, in welchen der sarazenische Prinz in der Gefangenschaft war; wo hätte er in dieser Zeit Mathilden sollen kennen lernen, welche erst lange, nachdem er seine Freyheit verlohren hatte, nach Zypern kam, und vorher nie da gewesen ist. Oder glaubst du, er hat sie in England gesehen, wo er vielleicht nie gewesen ist? oder sie hat sich ihm in Palästina gezeigt, welches Land sie seit ihrem zehenten Jahre nicht betrat? — Gehe, gehe, mein Sohn, quäle dich mit keinen unnützen Hirngespinsten, sondern brauche deinen Verstand; rechne dir die Möglichkeiten zusammen, und tröste dich. — Für diesen Abend lebe wohl, morgen vor deiner Abreise will ich dir noch einige kleine Erinnerungen, wegen deiner Angelegenheiten in England geben. — Der getröstete Walter umarmte bey diesen Worten Hunbergen, und verließ sie.

Fünfzehntes Kapitel.

Träume.

Die Tröstungen der Gräfin von Flandern erfüllten das Herz unsers Walters mit einem Entzücken, welches ihm den größten Theil der Nacht schlaflos erhielt. — Tausend angenehme Bilder giengen vor seiner Seele über, er fühlte sich so glücklich als er kaum je gewesen war, der Kummer wegen Mathildens Wankelmuth, der ihn bisher so sehr gequält hatte, war gänzlich gehoben; je mehr er der Sache nachdachte, je unwahrscheinlicher fand er es, daß sie und Nureddin einander je könnten gesehen haben. Die ganze Sache war also eine Verwechselung der Personen; Graf Raimund hatte ja vielleicht mehr Töchter, eine von ihnen konnte eben sowohl als Mathilde, lange aus ihrem Vaterland entfernt, eben sowohl wie sie in Zypern gewesen seyn. Die Aehnlichkeit, die sich nach der Beschreibung des Ritters Belfort, zwischen Mathilden und Nurredins Gebieterin fand, bestand ja in nichts, als in der Farbe der Augen und Haare, in dem bräunlichen Teint, und in der majestätischen Gestalt, welche fast allen morgenländischen Schönen eigen war. — Walter fand dieses alles so wahr, so in die Augen fallend, daß er sich gar nicht erklären konn=

te, warum ihm dasselbe nicht längst eingefallen war, warum er erst nöthig hatte, von Hunbergen auf diesen Weg geführt zu werden. —

Ein anderer Gegenstand seiner angenehmen Betrachtungen, in dieser schönen schlaflosen Nacht, war der Gedanke, daß er nun seinen Vater bald sehen, daß er ihn nicht, wie er aus seinem Briefe fürchtete, dem Tode nahe, sondern völlig wieder hergestellt sehen sollte. — Dieser liebreiche Vater, streckte die Arme nach ihm aus, er wollte in seinem Anblick die Treulosigkeit seiner andern Söhne vergessen, und Walter nahm sich vor, ihm die kindliche Liebe in vollem Maaße sehen lassen, die ihm seine andern Kindern versagt hatten; er sollte in seinen Armen alle Leiden dieser Art vergessen, sein Beyspiel sollte auch seine Brüder zu ihrer Schuldigkeit zurück bringen, und König Henrich sollte den Abend seines Lebens so schön und heiter sehen, als vielleicht kaum der Morgen desselben gewesen war.

Der Gedanke, daß König Henrich, indem er ihn zu sich berufte, die Absicht hatte, ihm den Besitz des schönen Landes, das er ihm bestimmte, zu bestätigen, war auch kein kleiner Theil seines Vergnügens. Vielleicht hätte er mit Freuden auf den Besitz weltlicher Herrschaft Verzicht gethan, und wäre Zeitlebens dem Kreuze gefolgt, wenn keine Mathilde auf der Welt gewesen wäre; aber sie war es, die ihm den Titel eines Grafen von Anjou nicht mit gleichgültigen Augen ansehen ließ. Sein Plan war gemacht. So bald als die ersten süßen Tage des Umgangs mit seinem königlichen Vater verflossen wären, sobald als er die Gewalt über sein Herz erlangt hätte, mit der er sich schmeichelte,

so wollte er ihn bewegen, den verlassenen Christen in Palästina ein solches Heer zuzuschicken, als noch kein europäischer Fürst zu einem Kreuzzuge bewilligt hatte, er wollte dasselbe so viel als möglich aus seinem ihm bestimmten Lande verstärken, wollte vom König von Frankreich die Völker fodern, die er ihm ehemahls versprochen, und bey weiten noch nicht alle geliefert hatte, wollte seine durch ihn bekehrten Brüder, Johann und Richard, auch zu einem ansehnlichen Beytrag bewegen, und nun sich mit einem Heer aufmachen, das ganz Palästina überschwemmen, die Sarazenen völlig demüthigen, Jerusalem in seine Gewalt bringen, und ihn in den Stand setzen könnte, dem heiligen Lande Gesetze vorzuschreiben, welche den Christen auf ewig den Besitz desselben versichern sollten. Zuweilen gieng er in diesen Vorstellungen so sehr ins Detail, daß er schon vor den künftigen König zu Jerusalem sorgte, und sich vornahm, dem alten Raimund diese Krone aufzusetzen; auch war er entschlossen, große Veränderungen bey seinem Orden vorzunehmen, den boßhaften Terrikus abzusetzen, und den tapfern edeln Konrad zum Großmeister zu machen. — Wenn nun alle diese großen Dinge zu Stande gebracht wären, denn wollte er, überzeugt seinen heiligsten Pflichten Genüge gethan zu haben, seinen Orden und sein Gelübde niederlegen, wollte vor Mathilden gar nicht im Ordenskleide erscheinen, sondern sie in weltlicher Tracht aus Zypern abholen, sie nach England zu seinem Vater führen, und aus seiner Hand das edelste Geschenk nehmen, das ein Mann sich wünschen kann, eine tugendhafte, schöne, fromme, treue Gattin. — — O wie gerieth seine Einbildungskraft in Feuer, wenn er

sich Mathilden als die Seinige dachte, wenn er sich die Tage mahlte, welche er als Graf von Anjou, als Vater seines Volks, gehorsamer Sohn seines Vaters, treuer Bruder seiner Brüder, Helfer alles Elends das er lindern konnte, mit der Freundin seines Herzens verleben wollte! — Auf diese Art verwachte er die ganze Nacht, und träumte bey den schönen Bildern seiner Phantasie nicht davon, daß schon der nächste Morgen, einige von seinen schönsten Hoffnungen zernichten, und ihn dadurch schlechte Vorbedeutung für die Erfüllung der andern geben würde.

Sechzehntes Kapitel.

Walter lernt zwey seiner Brüder kennen.

Walter war des andern Morgens eben im Begriff sich auf den Weg nach dem Kloster zu machen, als ein Bote von Hunbergen erschien, welcher einen Brief an ihn brachte, und die Durchlesung desselben so eilend machte, daß er ihn mit Unruhe erbrach, und folgendes las:

Mein Sohn!

Wenn du deinen königlichen Vater noch lebend antreffend willst, so eile nach Chinon bey Saumür, wo er sich, nach der Nachricht, die ich vor einer halben Stunde erhielt, gegenwärtig aufhält; er ist dem To-

de nahe, er verlangt darnach, dir noch seinen Segen zu ertheilen, und es ist nothwendig, daß du keine Zeit verlierst, nicht einmal von mir Abschied nimmst, wenn du denselben noch erhalten willst.

Hunberga.

Die Gräfin von Flandern stellte Walters Abreise so nothwendig, so eilig vor, daß wir uns nicht überreden können, sie durch eine weitläuftige Erzählung seiner Empfindungen bey dieser unerwarteten Nachricht zu verzögern.— Er reiste ab, und setzte seinen Weg mit solcher Eile fort, daß er sich sogar die nöthige Nachtruhe abbrach, um bald an den Ort zu gelangen, wo er den zum ersten, und wahrscheinlich auch zum letzten Male sehen sollte, welchem er sein Leben zu danken hatte. Aber er kam zu spät. König Henrich hatte schon an eben dem Tage seinen Geist aufgegeben, da sein an Hunbergen abgefertigter Bote zu Brignolle angelangt, und Walter von da abgereist war.

Er fand zu Chinon alles in der tiefsten Betrübniß. Der königliche Leichnam war an dem Morgen des Tages, da Walter in dieser Stadt ankam, nach der nahe gelegenen Abtey Fontevraul abgeführt worden, wo er, wie man ihn berichtete, noch so lange zur Schau ausgestellt werden sollte, bis Prinz Richard der ungezweifelte Erbe der Krone, sich einstellen, und der Beysetzung beywohnen würde. Man setzte noch hinzu, der Verstorbene habe dieses so verordnet, um durch den Anblick seines entseelten Körpers einige Empfindungen der Reue in dem Herzen des Sohnes zu erwecken, der ihm bey seinem Leben so viel Herzeleid gemacht hatte. — Prinz Johann, er, dessen Untreu dem Herzen des Vaters, der ihn so vorzüglich liebte,

den letzten Stoß gegeben hatte, war bereits des vorigen Tages zu Chinon angekommen; aber der traurige Anblick der Leiche, verbunden mit den Erinnerungen, welche ihm der Bischof von Lincoln im Namen des verblichenen Königs hatte geben müssen, hatten ihn in eine so wüthende Verzweifelung gestürzt, daß er die Stadt halb sinnlos verlassen, und bey seinem Abschied, wie einige gehört haben wollten, gefährliche Absichten wider sein Leben geäussert hatte; einige andre aber, welche den guten Prinzen besser kennen wollten, versicherten, daß sein Schmerz gewiß eben so bald nachgelassen haben würde, als er sich von dem Anblick entfernt hätte, der denselben erregte, ja sie setzten sogar hinzu, daß er vermuthlich eben darum Chinon so schnell verlassen habe, um bey der schuldigen Betrübniß über den Tod seines beleidigten Vaters so leicht als möglich hinweg zu kommen, und geschwind zu seinen gewohnten Vergnügungen zurück kehren zu können.

Walter schauderte über die Gesinnungen derjenigen, die er seine Brüder nennen mußte, und klagte den Himmel an, daß er ihnen das Glück gegönnt hatte, einen Vater zu kennen und seiner Liebe zu genießen, den er nur im Tode erblicken sollte; einen Vater, den sie kränkten und beleidigten, und den er, hätte er ihn gekannt, ach wie sehr geliebt haben würde, den aus dem Grabe zurück zu rufen, er noch jetzt bereit gewesen wäre, sein Leben hinzugeben. — Man erlaube mir, daß ich Walters Empfindungen, bey dieser Gelegenheit nicht umständlicher auseinander setze, ein jedes fühlendes, mit kindlicher Liebe erfülltes Herz kann sich dieselben vorstellen. — Er riß sich,

von dem Uebermaß derselben so viel als möglich loß, und da er in der Erzählung, die man ihm gemacht hatte, den Namen des Bischofs von Lincoln unterschiedliche mal gehört hatte, so fragte er nach demselben, um bey ihm mehr von denjenigen zu hören, was jetzt seine ganze Seele einnahm. Man sagte ihm, dieser geistliche Herr wäre es eben, der dem König fast allein in seinen letzten Stunden beygestanden habe; und er habe sich auch nach seinem Tode nicht von seinem Leichname trennen wollen, habe ihn persönlich nach Fontevrault begleitet, wo er auch, wie man sagte, bis zur Beysetzung verweilen wollte.

Walter fühlte nach dieser Beschreibung des ehrwürdigen Vaters, daß sich sein ganzes Herz zu ihm hinneigte; er liebte den Mann der so handeln konnte, und eilte nach Fontevrault, nicht allein die Leiche seines Vaters zu sehen, sondern auch den kennen zu lernen, der würdig gewesen war, die letzten Seufzer desselben aufzufassen, und aus dessen Munde er erwarten konnte so vieles zu hören, das ihm in seinem gegenwärtigen Zustande wichtig und tröstlich seyn mußte.

Es war Nacht als er zu Fontevrault ankam. Er stieg vor der Wohnung des Bischofs von Lincoln ab, aber man sagte ihm, daß er ihn in der Kirche bey der Leiche des Königs antreffen würde. Mit zitternden Schritten nahte er sich dem Orte, wo man ihn hinwies, und welchen er, um keinen Zeugen bey dem Auftritte zu haben, der ihm bevorstand, ohne Begleiter betreten wollte. — Die Nacht verbreitete tiefe Stille umher, das Volk, welches bey Tage um die Ueberreste seines guten Königs zu sehen und zu

beweinen, unabläßig in dem Gotteshause ab- und zuströmte, hatte sich verlaufen; die Kerzen, welche sonst in unzählicher Menge in dem heiligen Gewölbe zu brennen pflegten, waren bis auf einige wenige, die bey dem Leichname und auf dem Altare angezündet waren, ausgelöscht; die Gewohnheit, Tag und Nacht ohne Andacht bey der Asche der Verstorbenen murmelnde Gebete zu sprechen, war damals noch nicht durchgängig eingeführt, und nichts unterbrach das tiefe feyerliche Schweigen, das bey Walters Eintritt in dem Gotteshause herrschte. Eine kalte Luft wie aus einem Grabe wehte ihm aus dem düstern Gewölbe entgegen, welches ihm anfangs ganz öde zu seyn schien, bis er hier und da die Gestalten einiger theils schlafenden, theils wie in tiefes Denken versunkene Wächter unterscheiden konnte. In der Ferne, auf den Stufen des Altars, welcher der Thüre, zu welcher er eintrat, entgegen stieß, entdeckte er die Gestalt eines Betenden, der bloß mit sich und dem, den er anrief, beschäftigt, nichts wahrzunehmen schien, was um ihn vorgieng. — Walter trat weiter hervor. — In der Mitte des Gewölbes, nicht auf einem kostbaren Paradebette, sondern auf einer kleinen Erhöhung von schwarzen Marmor ruhte der Sarg, der den königlichen Leichnam enthielt; seine Tracht war nicht das königliche Gewand, sondern das schlechte ungezierte Ritterkleid, das er beym Leben beständig zu tragen pflegte. Sein Haupt war unbedeckt, und nur mit einigen grauen Locken geziert, welche seine Schläfe dünn beschatteten und die hohe majestätische Stirn ganz unbedeckt ließen; seine Augen waren wie zu einem tiefen und ruhigen Schlafe geschlossen, eine Idee, welche durch

die

die tief eingefallenen Schläfe und Wangen, und durch einen schmerzhaften Zug um den Mund schnell vernichtet, und mit dem Bilde des Todes verwechselt wurde. Keine Abzeichen königlicher Hoheit sahe man nicht um ihn her, als zu seinen Füßen auf einen noch niedrigern Stein als der Marmor, auf welchen der Sarg ruhte, wie unachtsam hingeworfen, die Krone, die dem, der hier schlummerte, bey seinem Leben oft so eine drückende Last war, und welche, wenn man die Miene des Verstorbenen deuten wollte, kaum die Stelle verdiente, die man ihr, verächtlich genug, bey seinem Sarge gegeben hatte. — Walter stand jetzt dicht an der Seite seines verblichenen Vaters. Mit in einander geschlungenen Armen, mit fest auf das ehrwürdige Gesicht des Todten gehefteten Augen stand er da; er hatte sich das, was er sehen würde, zu lebhaft vorgebildet, hatte sich zu fest vorgenommen, ein Mann zu seyn, und sich nicht von der Gewalt seiner Empfindungen hinreißen zu lassen, als daß er sich nicht lange hätte aufrecht halten sollen, ohne den Gefühlen seines kindlichen Herzens unterzuliegen. Aber endlich siegte die Menschheit; der Schmerz ward ihn zu mächtig, er sank auf die Knie vor dem, dessen Knie er nie lebend hatte umarmen können. Seine Thränen strömten auf die kalte Hand dessen, der ihn so gern vor seinem Tode gesegnet hätte. Seine Empfindungen drückten sich durch Schluchzen und gebrochne Worte aus. Er stand auf, küßte die ehrwürdigen Wangen des Verstorbenen, sank wieder an seine Seite nieder, und würde vielleicht durch das Gedränge von Bildern, die auf seine Einbildungskraft zustürmten, alle Besonnenheit verloren haben, wenn

nicht eine sanfte Hand ihn ergriffen, und einige freundliche, mit einer fast weiblichen holdseligen Stimme ausgesprochene Worte, ihn zu sich selbst gebracht hätten.

Der beschämte Walter, welcher es seinem Stande für schimpflich hielt, sich von dem Uebermaaß irgend eines Gefühls zur Erde beugen zu lassen, erhub sich plötzlich, und sahe den an, der ihn so liebreich erweckte. Er erblickte die schlanke Gestalt eines jungen Mannes, der noch fast an das Alter des Jünglings gränzen mußte; er war in gemeine Priestertracht gehüllt, und nur die Hauptzierde zeigte, daß er einen etwas höhern Rang in der Kirche behaupten mußte. — Sein Gesicht, ob es gleich bleich, und von den Zügen des tiefsten Grams entstellt war, war von einer fast blendenden Schönheit, und für Waltern desto rührender, desto auffallender, weil es ihm das vollkommene Bild seiner Mutter Rosemunde vorstellte. Er trat für Erstaunen einige Schritte zurück. Das, was er in den Briefen seiner Mutter von seinem Bruder Gottfried gelesen hatte, fiel wie ein schneller Lichtstrahl in seine Seele, er kannte den, der vor ihm stand, er eilte auf ihn zu, und schloß ihn mit dem Nahmen Bruder, in seine Arme.

Das Bild zweyer Brüder, die sich an der Seite ihres verblichenen Vaters zum ersten Mahl umarmen, zu schildern, ist meine Feder zu schwach; ich übergehe daher diese Scene mit Stillschweigen, und sage nur so viel, daß Gottfried in den Zügen Walters, den Sohn König Henrichs eben so bald entdeckte, als dieser in den seinigen den Sohn der schönen Rosemunde gefunden hatte, und daß er ihn mit eben so

heisser, inniger Liebe an seine Brust drückte, als Walter zuerst gethan hatte. — Ach Bruder, rief Gottfried, nachdem er sich ein wenig von dem ersten Sturm der Gefühle erholt hatte, ach, wo hast du so lang verweilt! Wie hat sich unser Vater nach deinen Anblicke gesehnt! seine Seele schien zu zögern, schien immer in den schon fast erstarrten Körper wiederzukehren, aber du kämst nicht, und der Tod brachte dich um das Glück, den Segen aus seinem Munde zu hören, den er mir für dich zurück gelassen hat; nimm ihn an von meinen Händen! Ewig, ewig sey er kräftig über dir und mir, und das Gebet unsers Vaters am Throne Gottes bestätige ihn!

Walter sank vor seinen Bruder auf die Knie, er legte die Hand auf seine Stirn, und segnete ihn mit den Worten des sterbenden Heinrichs, die kurz und voll Nachdruck, Walters ganze Seele erschütterten, und eine Ahndung von demjenigen in ihm erregten, was ihm nur gar zu bald bevorstand. Mich dünkt, sagte er, indem er aufstand, mich dünkt, du habest mich zum Tode eingesegnet; du sprachst viel von Leben und Glückseligkeit, aber unser Vater meynte das wohl für eine andre Welt, für diese ist der Grund meiner liebsten Hoffnungen umgekehrt, da ich ihn nicht mehr lebendig angetroffen habe. — Was Gottfried hierauf antwortete, so wie auch der Inhalt ihres darauf folgenden Gesprächs, ist nicht wörtlich bis auf unsere Zeiten behalten worden; die Geschichte sagt nur so viel, daß sie dasselbe kurz abbrachen, und nach dem Altar eilten, wo Gottfried vorher gekniet hatte, um daselbst gemeinschaftlich für die Ruhe der Seele ihres Vaters zu beten. — Was nach dieser feyerlichen

Handlung unter ihnen vorfiel, läßt sich errathen. Walter wünschte den Bischof von Lincoln zu sprechen, um von ihm umständliche Nachricht von den letzten Stunden seines Vaters zu erhalten, und Gottfried gestand ihm mit einigem Erröthen, daß er, ungeachtet seiner Jugend dieses Amt verwaltete. Du weißt, setzte er hinzu, daß man Aemter von dieser Wichtigkeit ungern jemand vor dem funfzigsten Jahre ertheilt, und ich bin noch nicht dreyßig; aber ich bemühe mich, um die Gnade dessen, der mich so erhob, nicht zu beschimpfen, den Mangel der Jahre durch Fleiß und Eifer in meinen Pflichten zu ersetzen. Und wenn du, erwiederte Walter auf Gottfrieds bescheidene Rede, in deinem ganzen Amte noch nichts gethan hättest das dich desselben würdig machte, so hättest du es durch dasjenige verdient, was du, wie dir jedermann bezeugt, an unserm Vater in seinen letzten Stunden thatest. Gottfrieds Thränen drangen bey der Erinnerung an den Todeskampf seines Vaters hervor, Walter begleitete sie mit den seinigen, und der Bischof begann, nachdem er sich etwas gefaßt hatte, die umständliche Erzählung von König Henrichs Tode, welche wahrscheinlich den beyden Brüdern wichtiger war, als sie meinen Lesern seyn würde; sie verweilten während derselben, und bey den durch sie veranlaßten Gesprächen, bald bey der Stelle wo sie gebetet hatten, bald giengen sie zu der Leiche, bald rissen sie sich, vom Schmerz übermannt, von diesem traurigen Anblicke loß, und suchten in den entferntesten Gewölben des Gotteshauses Linderung. — So verstrich eine der merkwürdigsten Nächte in dem Leben unsers Walters, eine Nacht, die, so traurig sie war, doch mit keiner

von den festlichen Nächten, die an Königin Sybillens Hof unter rauschenden Lustbarkeiten verstrichen, zu vertauschen gewesen wäre.

Der Morgen fieng bereits an den dämmernden Schein der erlöschenden Kerzen bey Henrichs Grabe zu verdunkeln, und der von vielen Wachen ermattete Gottfried hatte sich auf einem niedrigen Sitze am Sarge niedergelassen, und sich ein wenig an die Seite seines Vaters zurück gelehnt, um zu schlummern, indessen Walter, dem kein Schlaf in die Augen kam, mit starken Schritten in einiger Entfernung auf und abgieng, als man ein starkes Geräusch von Pferden am Thore des Gotteshauses hörte, und bald darauf einen Mann in Begleitung vieler Kriegsleute hereintreten, und nach der Stelle wo der Leichnam des unglücklichen Königs ruhte, zueilen sahe. — Wilde Verzweiflung sprach aus seinen Blicken; er faßte die kalte Hand des Verblichnen, und ließ sie schnell fahren, indem er mit einem Tone, der sich nicht beschreiben, nur hören läßt, ausrief: Todt? mein Vater todt? und ich sein Mörder? — Gottfried war bey den ungestümen Eintritt der Ankommenden aus seinem Schlummer aufgefahren, und Walter hatte sich der Leiche genaht. Beyde wurden von kaltem Schauer übergossen, als sie auf die Worte des Fremden, König Henrichs bleiches Gesicht mit einem Strom von Blut überdeckt sahen, das aus seinen Augen quoll, und sein Gewand sowohl als die erstarrten Hände fürchterlich entstellte. — Bist du Richard? fragte Gottfried den Ankommenden mit einem Blick der sein ganzes sanftes Gesicht veränderte. — Ja, sagte der andre, ja, ich bins; dieses Blut, das über mich um Rache schreyt,

sagt es, daß ich Richard, daß ich der Mörder meines Vaters bin! —

Der Unglückliche sank bey diesen Worten sinnloß zur Erde, und kam auf wiederholtes Bemühen der Umstehenden nur darum zu sich, um einen verborgenen Dolch zu zücken, mit welchem er sich das Herz durchbohrt haben würde, wenn nicht ein junger Mann in Minstrelstracht, welcher besonders um ihn beschäftigt war, ihm denselben aus der Hand gewunden hätte. Nicht nur Gottfrieds Herz erweichte sich bey der fürchterlichen Angst, in der er seinen Bruder sahe, auch Walter, der ihn anfangs mit Wuth und Abscheu angesehen hatte, ward bewegt. — Er nahte sich Richarden, und bemühte sich gemeinschaftlich mit dem Bischofe von Lincoln ihm Trost zuzusprechen, eine Bemühung, welche ganz vergebens war, denn Richard hatte den Gebrauch seiner Vernunft völlig verlohren, und man war genöthigt ihn mit Gewalt von diesem Orte des Schreckens hinweg zu tragen. Gottfried ließ ihn in seine Wohnung bringen, und bat Waltern, ihn dahin zu begleiten. — Er selbst blieb zurück, um ehe die Kirche mit Leuten erfüllt wurde, Anstalten zu machen, die um allen Aufruhr zu verhüten, höchst nöthig waren. Was würde das Volk gesagt haben, wenn es die Leiche seines geliebten Königs mit Blut überströmt gesehen, und erfahren hätte, daß sich dieses schreckliche Zeichen bey der Annäherung Richards, ihres künftigen Königs begeben hätte. — Gottfried fand, als er den Sarg seines Vaters zudecken lassen wollte, den Dolch, welchen man Richard entrissen hatte, und an welchen etliche Tropfen seines Blutes hiengen, weil sein Ritter die Stärke des Stoßes zwar hat-

te hemmen, aber ihn nicht ganz verhindern können. — Der Bischof von Lincoln hob ihn auf und trat mit demselben zu der Leiche des Königs, welche, so sehr man sich bemühte sie von dem hervorquellenden Blute zu reinigen, doch immer von neuem damit überdeckt ward. O! sagte er, indem er den Mordstahl langsam aus der Hand zu Henrichs Füßen fallen ließ, o daß das Blut des unglücklichen Richards, die Stimme dieses Blutes hemmen könnte, das hier zum Himmel schreyt! o daß sich der Fluch, den der sterbende Vater über seinen ungehorsamen Sohn aussprach, sich in Segen verwandeln, daß, wenn er sich in den Wohnungen der Seligen unserer erinnert, Richard ihm hinfort so theuer als Gottfried und Walter seyn möge! — Mit gefalteten Händen und starr vor Erstaunen standen die Mönche, welche um Henrichs Leichnam beschäftigt waren, gegen Gottfrieden da, dessen gegen Himmel gerichtetete Blicke, bey Aussprechung dieser Worte etwas übermenschliches zu haben schienen. — Er trat zurück; das Blut hörte auf zu fließen; man verschloß den Sarg und die Kirche, und der Bischof von Lincoln eilte, um seinen unglücklichen Bruder zu besuchen, von welchem er, nach der Weise seiner Zeit aus dem Zeichen, das er eben gesehen hatte glaubte, daß er nun völlig mit seinem beleidigten Vater ausgesöhnt, und fähig wäre, Theil an allen den Tröstungen zu nehmen, die sein frommes brüderliches Herz ihm zubereitetete. — Kein Wort sollte er von den schrecklichen Aufträgen erfahren, die der sterbende Henrich ihm an ihn gegeben hatte. Die Absicht des gekränkten Vaters war keine andere, als Reue in dem Herzen seines verführten Sohns zu erwecken, und wie hätte er

dieselbe in höherm Grade fühlen können, als er sie diesen Morgen geäussert hatte? — Gottfried glaubte nicht unrecht zu thun, wenn er den Fluch Henrichs für Richarden in Segen verwandelte, und nahte sich dem Zimmer, worinnen er zu Bette gebracht worden war, mit der Miene, welche vor Zeiten die Engel hatten, wenn sie den Sterblichen eine Friedensbothschaft brachten.

Siebenzehntes Kapitel.

Auch Blondel von Nesle erscheint.

Gottfried hatte den trostvollen Zuspruch, den er im Sinne hatte, für seinen Bruder umsonst bereitet; er war nicht fähig seine Stimme zu hören; er lag entweder in todtenähnlichen Schlummer, oder er erwachte aus demselben zu einem fürchterlichen Toben, welches zu bezähmen bey seiner außerordentlichen Stärke, welche durch die Wuth der Krankheit vermehrt ward, die Kraft seiner Wächter, so zahlreich sie waren, oft kaum hinlangte; das weiche Herz des Bischofs von Lincoln vermogte nicht solche Anblicke auszuhalten, und Walter bat ihn also sich hinweg zu begeben, für die Beerdigung des Königs, und für die Befriedigung des Volks zu sorgen, welches von Richards Ankunft gehört hatte,

und ihn als seinen künftigen Beherrscher zu sehen verlangte. Gottfried zeigte sich ihnen und meldete ihnen Richards Kranheit; sie sahen dieselbe als die Folge kindlicher Betrübniß bey dem Tode eines beleidigten Vaters an, verfluchten die, welche Uneinigkeit zwischen Henrichen und seinen Söhnen stiften konnten, und erhuben die kindliche Zärtlichkeit ihres künftigen Königs, die ihn ihren Gedanken nach in diesen Zustand gestürzt hatte, bis an den Himmel.

König Henrichs Beysetzung ward diesen Abend in aller Stille veranstaltet; niemand als seine beyden Söhne Walter und Gottfried sahen ihn einsenken, und sprachen den Segen der Auferstehung über die heiligen Gebeine ihres Vaters.

Die hierauf folgenden Tage brachte Walter fast beständig bey dem unglücklichen Richard zu, für welchen er, wo nicht Liebe, doch ein unaussprechliches Mitleiden fühlte. — Man sagt immer, daß in einem Zustande, da ein Mensch seiner Vernunft nicht mächtig ist, sich die unverdächtlichsten Züge seiner Seele entwickeln. Walter mußte dieser Meinung zugethan seyn, denn er glaubte in Richards Phantasien so viel Kennzeichen eines grossen und guten Charakters zu entdecken, daß er sein Schicksal immer mehr zu beklagen, und immer gewisser zu glauben anfing, er würde bey genauerer Kenntniß seiner Geschichte, Gründe zu Verminderung seiner Schuld und Hoffnung finden, dereinst einen Bruder in ihm zu umarmen, der seiner ganzen Liebe würdig wäre. — Richards Krankheit fing an sich zu mindern, und die tobende Wuth verkehrte sich nach und nach in eine todtenähnliche Schwäche; seine Vernunft war zurück gekehrt, und

er war jetzt im Stande, Gottfrieds und Walters freundliches und trostvolles Zureden zu verstehen, und zu erwiedern. Er fing an stärker zu werden, und sich um andere Dinge zu bekümmern, als um die fürchterlichen Ideen, die ihm anfangs beständig vorschwebten, und die man ihm mit Mühe benehmen konnte. — Eine von seinen ersten Fragen in diesem Zeitpunkte war nach seinem Freunde Blondel. Blondel? wiederholte Walter, als er den jungen Minstrel seinem Bette nahen sahe, der Richarden das Leben rettete, und sich bisher gemeinschaftlich mit ihm seiner Pflege angenommen hatte. Blondel? rief er aus, indem er ihn in seine Arme schloß, mit dir konnte ich so lange umgehen, ohne in deinen Zügen den ersten Freund meiner Jugend zu erkennen? Und du konntest den Nahmen deines Walters täglich hören, ohne dich ihm zu offenbaren? Wie konnte ich, antwortete Blondel, an irgend eine Freude denken, so lange mein Richard in Gefahr war? Mit diesen Worten eilte er aus Walters Armen zu dem Kranken, welcher sich hoch aufgerichtet hatte, um das, was unter den beyden Freunden vorgieng, mit anzusehen. Blondel mußte auf sein Verlangen ihm die Freude erklären, die Walter über seinen Nahmen äußerte, und er erfuhr nicht sobald, daß unser Tempelherr eben der Walter wäre, den er aus Blondels Erzählungen schon seit langer Zeit kennte, als sich sein ganzes Gesicht aufheiterte, und er über diese Entdeckung ein Vergnügen bezeugte, welches Blondels Empfindungen bey dieser Gelegenheit fast übertraff. Wie? sagte er, eben der, den Gottfried meinen Bruder nennt, eben der, den ich diese ganze Zeit über, so oft ich mich ein wenig erholte, an meinem Bette

erblickte, eben dieser ist dein Walter, den ich mir so oft zum Freunde gewünscht habe? — O komm in meine Arme, kein Nahme auf der Welt, selbst der Brudernahme, kann dich mir so theuer machen, als der Nähme des Freundes meines Blondels. — Die beyden Freunde erschracken über das Feuer, mit welchen Richard diese Worte aussprach, und besorgten von denselben einen Rückfall seiner Krankheit; aber sie hatten sich geirrt, seine Besserung nahm täglich zu, und die Tage, welche Walter, Gottfried und Blondel an seinem Bette zubrachten, fingen an ruhig, und durch die Hoffnung seiner baldigen Wiederherstellung oft gar heiter zu werden. Eine dieser heitern Stunden, da Richard in einem erquickenden Schlummer lag, ward von Blondeln zu Erfüllung einer Bitte angewendet, welche Walter schon oft an ihm gethan hatte, und die er ihm, um in der Seele des Kranken keine unangenehmen Erinnerungen zu erregen, nicht gewähren konnte, wenn dieser Zeuge davon war.

Achtzehntes Kapitel.

Blondel vertheidigt seinen Freund, und erzählt seine Geschichte.

Du hast, sagte Blondel von Nesle, so oft die Erzählung meiner Geschichte und der Begebenheiten dei-

nes Bruders Richard von mir gefodert, und ich eile dir sie in dieser stillen ruhigen Stunde beyde auf einmal zu geben, da sie beyde auf das Genaueste mit einander verwebt sind. Vielleicht, daß das, was ich dir sagen werde, dich zu billigern Gedanken gegen deinen vortreflichen Bruder bringt, als ich weiß, daß du gegenwärtig von ihm hast, und als er selbst von sich hegt. — Der Unglückliche nennt sich den Mörder seines Vaters, und gleichwohl, was hat er mehr gethan, als seine Brüder, die geliebter wie der von jeher vernachläßigte, zurückgesetzte Richard sich weit mehr gegen einen gütigen Vater versündigten, als er gegen den, der jederzeit streng gegen ihn war. Er wurde aufs Grausamste verführt und getäuscht, und sie hatten wenig andre Verführung als ihr eignes böses Herz. Er war jederzeit bereit zu seinem beleidigten Vater wiederzukehren, und ihm ward seine Gnade fast nie so milde, so väterlich angeboten, als denen andern, die weit schuldiger als er, sie tausendmal verschmähten. — Nun kommt er, der reuige Sohn auf den ersten Wink seines Vaters, ist bereit, auf alle Bedingungen Verzicht zu thun, die andere in seinem Nahmen vorgeschlagen hatten, will sich unbedingt der Gnade seines Königs überlassen, und findet ihn — todt. — Er nennt sich seinen Mörder; — der erstarrte Leichnam fängt an zu bluten; — der mit Vorurtheilen angesteckte Richard nimmt dies als Bestätigung seiner Schuld an. — O Walter, laß mich abbrechen. Gern mögte ich meine Augen vor den Gräueln eures Aberglaubens verschließen, mit denen die edelsten Seelen unserer Zeit, selbst die Walter und Richarde angesteckt sind.

— Nie hielt ich viel von dergleichen Zeichen, aber das gegenwärtige wendet mich vollends ganz von dem Glauben an solche Dinge ab. — Wenn König Henrichs Blut um Rache wider seinen Mörder schreyen sollte, warum quoll es nicht bey der Annäherung des gottlosen Johannes aus dem Leichnam hervor? — Wenn einer von Henrichs Söhnen sich den Mörder seines Vaters nennen kann, so ists gewiß dieser, dessen Untreue wie jedermann weiß, das Herz des unglücklichen Greises vollends gebrochen, und ihn ins Grab gestürzt hat? — Blondel gerieth bey Endigung dieser Worte in ein tiefes Nachdenken, und Walter überließ sich der angenehmen Vorstellung mit Entzücken, den edeln Richard nicht ganz so schuldig zu finden, als die Meisten, und als er sich selbst hielt.

Blondel von Nesle kam nach einer Weile aus seinen tiefsinnigen Betrachtungen zurück, und nahm das Wort von neuen. — Ich muß dich bitten, Walter, sagte er, die Gesinnungen, die ich jetzt gegen dich geäussert habe, vor jedermann, selbst vor deinen Bruder Gottfried zu verschweigen; er ist gut und edel, und es würde mich kränken, wenn er um meines Unglaubens willen schlecht von mir dächte. Er ist ein Geistlicher, und die Lehre von den Vorzeichen gehört ja leider bey uns unter die Glaubenslehren, die man nicht ohne Ruchlosigkeit bezweifeln kann; aber noch einmal, ich bleibe dabey, daß das Bluten der königlichen Leiche von natürlichen Ursachen herkommen kann, und daß mein Richard um dieses Umstandes willen, nicht um ein Haar mehr Schuld an dem Tode seines Vaters ist als seine Brüder. — Walter getraute sich nicht etwas auf diese Meinung sei-

nes freydenkerischen Freundes zu sagen, welcher er im Grunde gern beygepflichtet hätte, und erwartete den Anfang von Richards Geschichte, welche ihm Blondel folgendermaßen gab.

Die Umstände, begann er, in der Erzählung von Richards Begebenheiten sind so zahlreich, daß ich, um dich nicht zu lange bey denselben aufzuhalten, dir das Meiste nur Auszugsweise werde liefern, und dabey vielleicht manchen kleinen Umstand werde übergehen müssen, welcher eine kräftige Apologie meines Freundes seyn könnte; aber auch das Wenige was ich dir sagen werde, wird hinlänglich seyn, ihn in den meisten Fällen zu entschuldigen.

Du erinnerst dich der Zeit, da ich England zum erstenmahl sah, um in diesem Mutterlande der fröhlichen Kunst, zu der ich mich bekenne, meine Laufbahn als Minstrel anzutreten. — Die englischen Minstrels, welche mich nach England begleiteten, und Rollo, welcher lange an König Henrichs Hofe gelebt hatte, und vorzüglich von ihm geschätzt wurde, führten mich bey ihm ein, und verschaften mir eine Aufnahme, welche fast meine Erwartung überstieg. — Die Uneinigkeiten zwischen König Henrichen und seinen Söhnen, hatten damals bereits verschiedne Jahre fortgedauert. Königin Eleonore, das boßhafteste Weib das ich jemals gesehen habe, eine Person, der ihr ganzer Charakter aus den Augen sprach, hatte sichs angelegen seyn lassen, das Herz ihres ältesten Sohns, des jungen Henrichs, bey Zeiten wider seinen Vater, ihren Gemahl, den sie haßte, weil sie, nicht eben mit Unrecht, seine Treue in Zweifel zog, zu empören. Des alten Henrichs Liebe zu seinem erstgebohrnen Sohn

hatte gemacht, daß er mit vieler Leichtigkeit in alle unbescheidene Foderungen, die dem jungen Prinzen und seiner Mutter in den Sinn kamen, gewilligt hatte. Der junge Henrich hatte bereits die Salbung als Nachfolger seines Vaters erhalten; man hatte ihn mit der französischen Prinzeßin Margaretha vermählt, ihn sammt ihr zu Rouen schon im Voraus die Krone aufgesetzt, die sie erst nach des Königs Tode tragen sollten, und ihm überdieses, um ihm indessen einen Vorschmack von der königlichen Hoheit zu geben, die Besitzung der Grafschaft Anjou, Maine und Touraine überlassen. Zur Belohnung dieser mehr als königlichen Gnade, die meines Erachtens sehr nahe an Thorheit und Unbesonnenheit gränzte, trennte er sich ganz von seinem Vater, hieng nur an seiner Gemahlin und an ihrem heimtückischen Vater, dem Könige Ludwig von Frankreich, und war durch keine Bitten, keine Vorstellungen des Königs von England zu bereden, die ihm überlassenen Lande zuweilen zu verlassen, und am Hofe seines Vaters zu leben. — Die ganze Welt weiß, und es kann also auch dir nicht unbekannt seyn, wie weit sich diese Widerspenstigkeit erstrecket, zu was für immer größern Foderungen an seinen Vater er sich nach und nach verleiten ließ, und wie es endlich dahin kam, daß er die Waffen wider ihn ergriff.

König Henrich sahe den Fehler ein, den er in Ansehung seines ältesten Sohns gemacht hatte, und er nahm sich vor, denselben an seinen drey jüngern Söhnen zu verbessern. Was er dem ersten zu viel gegeben hatte, das gab er denen andern zu wenig, besonders hatte mein Richard das Schicksal, hinter alle seine Brüder zurück gesetzt zu werden. Gottfrieds

Lebhaftigkeit — ich meine nicht Rosemundens, sondern Eleonorens Sohn — und Johannes einschmeichelndes Wesen erwarb ihnen noch zuweilen eine königliche Gnade; aber Richard, welcher keine von diesen beyden Gaben besaß, der immer ernst, immer nur mit denen ritterlichen Uebungen beschäftigt war, in denen er vollkommen zu werden suchte, bekam wenig freundliche Blicke von seinem Vater. — Die Vollkommenheit, zu der er es in allen kriegerischen Künsten brachte, seine unglaubliche Stärke, sein Heldenmuth und die Tapferkeit, von der er bey seiner großen Jugend bereits wichtigere Proben abgelegt hatte, machten ihn seinen Brüdern verhaßt, und seinem Vater furchtbar. — Der unglückliche Richard mogte sich bemühen wie er wollte, dem König durch seine großen Eigenschaften Freude zu machen, ein munterer Einfall von Gottfrieden, oder eine Schmeicheley des falschen Johannes that allemal bessere Wirkung. König Henrich sahe in Richarden nicht den Helden, der ihm nachzuahmen strebte, nicht den Sohn, der einst die Stütze seines Reichs geworden seyn würde, sondern einen zweyten Henrich, einen Feind, der ihm noch furchtbarer seyn mußte, da er alle große Eigenschaften des ältern Prinzen in doppeltem Grade besaß. Himmel! wie war es möglich, daß ein so guter, so weiser König ein Herz, wie das Herz meines Richards so verkennen, so von sich hinweg schleudern konnte? Warum sahe er nicht ein, daß Richards Tapferkeit, da sie nicht mit dem Stolze und der übeln Gemüthsart seines ältern Bruders verbunden war, ihm nicht nachtheilig seyn konnte? Unmöglich wär es gewesen, daß der König sich selbst so

hätte

hätte täuschen können, wenn nicht die beyden Prinzen Johann und Gottfried die Kunst gewußt hätten, ihn auf einen falschen Weg zu leiten, und alle Handlungen ihres Bruders verkehrt vorzustellen. Sie hatten zu Boßheiten von dieser Art einen getreuen Gehülfen und Anführer an dem jungen Grafen von Leicester, dessen Name dir schon aus der Geschichte der Fräuleins Anna und Edita bekannt seyn wird. Er war ein Mensch, dessen ganzer Sinn nur darauf gerichtet war, Unheil anzurichten; er that Böses, nicht um einiges Vortheils willen, sondern darum, weil es böse war, er konnte heute auf dieser, morgen auf der andern Seite seyn, dann von dem Feinde zum Freunde, und wieder von diesem zu jenen übergehen, ohne einen andern Nutzen dabey zu haben, als jedermann gegen einander aufzubringen, und seine Freude an der daraus entstehenden Unordnung zu sehen. Graf Leicester war ein ganz guter Freund Prinz Richards, und einer von seinen eifrigsten Gefährten in ritterlichen Uebungen, Richard hatte ihn nie beleidigt, als etwa durch höhere Talente, und doch spielte er in Ansehung seiner fast wie nur zum Zeitvertreib, eine solche Rolle. —

König Henrich ward durch fleißiges Zureden seiner beyden jüngern Söhne und ihres würdigen Gefährten, so furchtsam gegen den unschuldigen Richard gemacht, daß er ihn vom Hofe entfernte. — Der junge Prinz, welcher sich den Vorwand, den man zu seiner Entferunng brauchte, so nichtig er seyn mogte, gern gefallen ließ, und zu wenig geneigt war, etwas Arges zu denken, bat um Erlaubniß nach Guienne zu seiner Mutter gehen zu dürfen. König Henrich, wel-

cher den bösen Einfluß kannte, den Eleonorens Ueberredungen haben konnten, und der sie aus dieser Ursach sehr weislich vom Hofe entfernt hatte, schlug diese Bitte ab, Graf Leicester, welcher diese Botschaft überbringen mußte, richtete sie auf so eine Art aus, hütete sich so sorgfältig eine einzige Ursach einzuführen, warum der König seinen Sohn von seiner Mutter entfernt halten wollte, daß Richard aufgebracht wurde, und auf einige verrätherische Winke, die ihm Leicester gab, sich entschloß, des Verbots seines Vaters ungeachtet, die Königin zu besuchen. — Dieses war der erste Ungehorsam, den er seinem Vater bewies, seinen Gedanken nach, da es einer Mutter zu Liebe geschah, ein sehr unschuldiges, unschädliches Vergehen, aber für ihn der Grund tausendfacher Verirrungen, aus denen er sich nie ganz wieder hat heraus finden können.

Unter verdecktem Namen kam er zu seiner Mutter, die er seit seinen Kinderjahren nicht gesehen hatte, und die ihn mit einer Zärtlichkeit empfing, welche ihm, der nie von elterlicher Liebe etwas wußte, etwas ganz Neues war, und sein ganzes Herz zu Eleonoren hinriß. Er lebte lange glücklich bey ihr, die einzigen trüben Stunden die er bey ihr hatte, waren diejenigen, da sie ihn mit Klagen über seinen Vater unterhielt. Seine Untreue gegen sie, vornemlich die Begebenheiten mit Rosemunde Klifford. — Verzeihe mir Walter, daß ich diesen dir heiligen Namen hier nenne — die Grausamkeit, mit welcher der König sie, seine Gemahlin vom Hofe verstieß, und ihr sogar den Anblick ihrer Söhne mißgönnte, die Ermordung des Thomas a Becket, des Beichtvaters Eleonorens, und

eine Menge andere Dinge wurden Richarden von seiner Mutter so oft, und auf so eine Art vorgebracht, daß er, so ungern er diese Gattung von Gesprächen auch hörte, und so sehr er auch immer die Partie seines Vaters nahm, doch oftmahls ingeheim dachte, Eleonore hätte nicht ganz unrecht, und König Henrich sey zu tadeln. Nach und nach gieng die Königin weiter. Sie beklagte die Härte seines Vaters gegen ihn, legte es ihm deutlicher vor Augen als er es zu sehen wünschte, wie sehr er seinen übrigen Brüdern nachgesetzt würde; sie erinnerte ihn an die Liebe, die Johann und Gottfried vor ihm genossen, und an die Vortheile, die sein Vater seinem ältesten Sohne vor allen seinen übrigen Kindern eingeräumt hatte. Bey diesem Punkte hielt sie sich am längsten auf, und machte dem ehrgeizigen Richard die verächtliche Rolle, die er gegen seinen Bruder Henrich spielte, so sichtbar, daß er kein Mensch hätte seyn müssen, wenn nicht ein Funken von Unwillen in seinem Herzen angeglommen wäre. Ihm, diesem so sehr begünstigten Bruder, gab man große Länder ein, gab ihm den Titel eines Königs, da er indessen unter erborgten Nahmen, in der Dunkelheit, von der Gnade seiner Mutter leben mußte. Den jungen Henrich gab man eine der schönsten und größten Prinzessinnen zur Gemahlin, an ihn dachte man nicht, und wenn er selbst an sich dachte, wenn er seine Augen auf diese oder jene Dame warf, so trat man ihm gleich in den Weg, und suchte alle seine kleinen Intriguen zu zernichten; dieses letztere, das ihm so lange er am Hofe seines Vaters war, so oft begegnete, gieng seinem zur Liebe geneigten Herzen am allernächsten. Alle Schönheiten die er angebetet hatte,

und die man ihm schnell aus den Augen rückte, stellten sich seiner Phantasie vor, und er fing von neuem an das zu beklagen, was er längst verschmerzt hatte. — Eleonore sahe die gute Wirkung, welche ihre Worte auf das Herz Richards thaten, sie fieng an weniger von diesen Dingen zu sprechen, und überließ sie seinem eigenen Nachdenken. — Doch säumte sie nicht lange, ihn zu einem Schritte zu verleiten, der noch bedenklicher war als der Besuch, den er wider seines Vaters Willen bey ihr gemacht hatte.

Eleonorens ältester Sohn Henrich, dankte seiner Mutter das, was sie ehemahls für ihn that, so schlecht, daß er kein Bedenken trug, sich unter mancherley Vorwand, eines Theils ihrer Besitzungen in Guienne zu bemächtigen, und sie zu seinen Ländern zu ziehen. Anstatt wegen dieser Ungerechtigkeit Hülfe bey ihrem Gemahl zu suchen, beredete sie Richarden, an den französischen Hof zu gehen, seinen Bruder wegen seines Verfahrens zur Rede zu setzen, und ihn zu bedrohen, daß man, im Fall er sich weigerte, das angethane Unrecht zu vergüten, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen suchen würde. — Ein ansehnliches Heer stand zu dieser Absicht bereit, und es ist kein Zweifel, daß Richard, der es anführen sollte, durch dasselbe alles würde haben erlangen, und seinen Bruder ziemlich in die Enge treiben können.

Richard trat seine Reise an, aber er hatte nicht sobald seine Unterhandlungen mit seinem Bruder begonnen, als man in England schon alles, und noch vielmehr wußte, als wahr war. — Graf Leicester hatte dafür gesorgt, daß König Henrich zeitig erfuhr, daß Richard seinem Befehl zuwider, sich alle diese Zeit über

bey Eleonoren aufgehalten hatte, seine Reise nach dem französischen Hofe wurde auf die gehäßigste Art vorgestellt, und der unglückliche Prinz mit seinem rebellischen Bruder völlig in eine Reihe gesetzt. — König Henrich, welcher ein großer Freund von geistlichen Waffen war, schickte nach Rom, und ließ sich einen Bannstrahl wider seine ungehorsamen Söhne ausbitten, den er unweigerlich erhielt. Der junge Henrich, der von der freyen Denkungsart am französischen Hofe angesteckt war, machte sich wenig aus dem Donner des heiligen Vaters, aber Richards noch unverdorbenes, unverführtes Herz wurde durch den Gedanken, von der Gemeindschaft der Christenheit ausgeschlossen zu seyn, um eines Verbrechens willen von derselben ausgeschlossen zu seyn, dessen Nahme ihm schon abscheulich war, ganz zu Boden geschlagen. — Er war anfangs willens nach England zu gehen, und sich seinem Vater zu Füßen zu werfen; aber die Vorstellung, daß man ihn doch nicht als einen Unschuldigen, der er war, sondern nur als einen reuigen Sünder aufnehmen würde, empörte seinen Stolz. Er wollte der Welt zeigen, daß er kein Rebell war, daß er die Hoheit seines Vaters zu beschützen, nicht zu erschüttern suchte. — Aller Gift, den Eleonore in sein Herz ausgegossen hatte, um ihn gegen König Henrichen aufzubringen, und der nicht allemahl seine Wirkung verfehlte, war jetzt ohne Kraft. — Er brachte die Angelegenheiten seiner Mutter mit seinem Bruder zur Richtigkeit, und verließ Frankreich plötzlich, um nach Schottland zu gehen, und daselbst die grausamen Beschuldigungen seines Vaters durch die That zu widerlegen. — Du weißt, mein Walter, wie viel Unruhen Wilhelm von Schottland dem Könige

von England in den damaligen Zeiten machte, auch wirst du vielleicht etwas von den Gegenanstalten gehört haben, die König Henrich machte. — Ansehnlich war das Heer, das er Wilhelmen entgegen schickte, aber die Anführer waren schlecht, und alles würde verlohren gegangen seyn, wenn Richards Heldenarm der Sache nicht ein anderes Ansehen gegeben hätte. Wilhelm von Schottland ward gänzlich gedemüthigt, und diejenigen vom Heere, welche Richarden kannten, bestanden darauf, ihm die Krone dieses Landes aufzusetzen. Mit Abscheu verwarf er diesen Antrag, und eilte nach England, um den überwundenen Wilhelm zu seines Vaters Füßen zu führen, und sich ihm zu zeigen, als der, der er wirklich war, kein Rebell, sondern der Schützer der Hoheit seines Königs und Vaters. —

Das Gerücht von dem Siege über die Schottländer war Richards Ankunft zuvorgekommen, und man war, als er erschien, schon so mit dieser fröhlichen Zeitung bekannt, daß man sie fast vergessen hatte. König Henrich hatte zu der Zeit als die erste Nachricht von Wilhelms Niederlage nach England kam, eben eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Thomas a Becket gethan, dessen Ermordung man ihm schuld gab. — Jedermann behauptete, daß die Vorbitte des lieben Heiligen diesen Sieg über die Schottländer zu wege gebracht hätte; was hatte denn also der tapfere Richard dabey gethan? — Man empfieng ihn sehr kaltsinnig, und entließ ihn mit Mühe des Verdachts, daß er Schottland aus rebellischen Absichten betreten habe. Das eroberte Land, die Furcht von Richards Siegen wollte man anfangs dem Prinzen Johann, des Königs Lieblinge geben, aber man besann sich doch anders,

meinte, Johann könnte indessen mit Irrland zufrieden seyn, und bestätigte den überwundenen Wilhelm in Besitz von Schottland, welches er vom König von England zur Lehn nehmen sollte.

Richard war das Letzte wohl zufrieden, aber daß er sich sonst so in Ansehung seines Empfangs bey seinem Vater geirrt hatte, das durchbohrte sein Herz. Man besann sich lange, ob man ihn des päbstlichen Banns und der väterlichen Ungnade gänzlich entnehmen sollte, und als man dieses nicht Umgang haben konnte, so gab man ihm wenigstens zu verstehen, er mögte nicht bey Hofe bleiben, sondern sich auf ein gewisses geringes Kastell begeben, das ihm verehrt wurde. Nach Frankreich zu gehen, sollte ihm untersagt seyn, denn man hielt dieses Land für die Tugend der englischen Prinzen höchst gefährlich. Prinz Gottfried war vor einiger Zeit heimlich dahin gegangen, und man fieng an Zeitungen von ihm zu hören, welche nicht die besten waren.

Richard sehnte sich nicht nach König Ludwigs Hofe, aber seine Mutter hätte er gern in Guienne besucht, und ich weiß nicht, was er des Verbots seines Vaters ungeachtet gethan haben würde, wenn ihn nicht die Ueberredungen der Freundschaft davon abgehalten hätten.

Alle diese Dinge, mein Walter, trugen sich vor meiner Ankunft in England zu, und ich habe das Hauptsächlichste, das Innere derselben, erst nach der Zeit, zum Theil erst kürzlich erfahren. — Als ich König Henrichs Hof zum ersten Male sah, waren schon einige Jahre nach dem Siege in Schottland verflossen, und Prinz Richard hatte alle diese Zeit über auf seinem Kastelle in trauriger Einsamkeit gelebt, die er

nur zuweilen mit einem ganz kurzen Besuche bey seinem ungewogenen Vater verwechselte, welchen Prinz Johann, Graf Leicester und andere seines Gleichen so umlagert hielten, daß sich Richard keiner einzigen Privatunterredung mit dem Könige rühmen konnte. — Doch fieng der alte Henrich an, Richarden ein wenig geneigter zu werden, als er täglich neue widrige Zeitungen aus Frankreich von seinen rebellischen Söhnen Henrich und Gottfried erhielt, und hingegen das stille und unsträfliche Leben sah, das Richard vor seinen Augen führte.

Dieses stille, eingezogne Leben würde indessen nicht sehr nach dem Geschmack des feurigen Richards gewesen seyn, wenn nicht die Widerwärtigkeiten, die er erlebt hatte, seinen Muth niedergeschlagen, und ihm einen Hang zur Schwermuth gegeben hätten, den er zuvor nicht hatte. Musik und Dichtkunst waren seine Hauptbeschäftigungen in seiner Einsamkeit, und die Liebe zu diesen beyden Wissenschaften, die bis zum Enthusiasmus gieng, war es auch die mir die Freundschaft des edelsten Herzens erwarb, das ich kenne. Verzeihe mir, mein Walter, wenn ich dich durch diesen Ausdruck beleidige. Es ist wahr, du bist mein ältester Freund, und ich weiß deinen Werth zu schätzen; aber du warst beynahe noch ein Kind als ich von dir getrennt ward, ich habe dich erst seit kurzem wieder, und du kannst meinem Herzen also bey weitem das noch nicht seyn, was mir mein Richard in so vielen Jahren geworden ist.

Er sah mich bey einem von den kurzen Besuchen am Hofe seines Vaters, er hörte meine Lieder, hörte mein Harfenspiel, lud mich zu einem Besuch auf

seinem Schlosse ein, und von da an, wurde ich ein unzertrennlicher Gefährte seiner Einsamkeit. — Alle seine Anliegen schüttete er in meinen Schooß aus, alle seine Angelegenheiten stellte er mit mir in Rath, und ich kann mich rühmen, daß ich vielleicht manche seiner raschen Entschließungen gehindert, mancher eine bessere Wendung gegeben habe, als sie ohne die Leitung eines Freundes erhalten haben würde. — Ich war es, der ihn immer von dem Entschluß abhielt, wider den Willen seines Vaters seine Mutter zu besuchen, und die Wahrheit zu gestehen, that ich dieses nicht sowohl aus Ehrfurcht gegen das königliche Verbot, als weil ich eine schlechte Meinung von Königin Eleonoren hatte, und es ihr nicht gönnen konnte, mit ihren giftigen Anschlägen das Gemüth meines Freundes anzustecken. — Richard hörte mein Einreden gefällig an, und folgte gern meinen Rathschlägen. Er sagte mir oft, daß, seit er mich kenne, ihm das Leben wieder anfange lieb zu werden, daß er um meine Freundschaft kein Königreich eintäuschen mögte, und daß er in meinem Umgange die ganze übrige Welt vergessen könne. — Seit ich bey ihm war, besuchte er den Hof seines Vaters seltner als jemals, und das Gerücht von den glänzenden Festen, die man in London feyerte, konnte ihn nicht bewegen seine Einsamkeit zu verlassen. — Ich, ein Liebhaber der Freude, tadelte ihn oft wegen seiner Eingezogenheit, und nöthigte ihn zuweilen Menschen zu sehen, weil ich fürchtete, das Leben, das er auf dem öden Kastelle führte, mögte nach und nach der Gesundheit seines Leibes oder Geistes schädlich werden; aber wenn ich ihn zuweilen zu einem Besuch bey Hofe beredete, so fand er

allemal daselbst so viel Stoff zu neuem Mißvergnügen, daß ich Tage lang zu thun hatte, ehe ich sein Gemüth wieder aufheitern konnte, und daher selbst anfieng, die Einsamkeit für ihn zuträglicher, als das Hofleben zu finden.

Um diese Zeit war es, als das Gerücht in unsere Einöde erscholl, König Henrichs Hof würde bald einen sehr seltenen, sehr unerwarteten Besuch bekommen, auf welchen man, so wenig man sich auch denselben zur Ehre oder Freude schätzte, die größten Zubereitungen machte.

Nachdem der heilige Thomas a Becket, sich durch seine Vorbitte so wunderthätig erwiesen, und mit derselben König Henrichen Schottland unterwürfig gemacht hatte, war der Ruf seiner Heiligkeit, und der Kraft seines Gebets in alle Lande ausgegangen, und hatte der Kirche zu Canterbury, wo er begraben lag, häufige Wallfahrten und Opfer zugezogen. — Was Richarden und mich anbelangt, wir wallfahrten nicht zu ihm, ob wir gleich in der Nähe seines Heiligthums lebten, und ob es uns gleich nicht an mancherley Anliegen fehlte, in welchen uns die Hülfe eines Heiligen erwünscht genug gewesen wäre; aber nicht gerechnet, daß wir Minstrels, wie uns die Welt schuld giebt, nicht in allen Stücken einen Glauben mit der heiligen Kirche haben, so fühlten Richard und ich auch einen besondern Widerwillen wider den heiligen Erzbischof Thomas a Becket, weil er einen Eingriff in unsere Ehre gethan, und sich den Sieg in Schottland angemaßt hatte, den der tapfere Richard mit seinem Blute erkaufte, ohne zu argwohnen, daß ihm das Gebet eines Heiligen, diesen Ruhm streitig machen wür-

de. Bey diesen Gesinnungen war uns die Post, daß König Ludwigs Majestät sich aus Frankreich zu einer Wallfahrt herüber bemühen würde, mehr ärgerlich als angenehm, und wir beschlossen, weil wir auch übrigens nicht viel von König Ludwigen hielten, bey keinen von den Festen zu seyn, die um seinetwillen angestellt werden sollten. Kaum konnten wir uns entschließen, nach der Ursach seiner Andacht zu fragen, und als wir erfuhren, daß er das Leben seines kranken Sohns, des Prinzen Philipp, vom heiligen Thomas erbitten wollte, so waren wir einig, daß dieses Geschäft nicht der Mühe lohnte, einen so weiten Weg zu unternehmen, und daß König Henrich um so einer Kleinigkeit willen, nicht so bereitwillig hätte seyn sollen, einen Feind, mit dem er nur nach Hofart ausgesöhnt war, in sein Land zu lassen.

Ludwig von Frankreich langte mit aller seiner Andacht an König Henrichs Hofe an, und wir erhielten bald Nachricht, daß er seine Tochter Alice mitgebracht habe, ob durch ihr Gebet für das Leben ihres Bruders mehr beym heiligen Thomas auszurichten als er von dem Seinigen hoffte, oder ob er durch ihre Gegenwart andere Endzwecke zu erreichen suchte, kann ich nicht entscheiden, oder vielmehr ich konnte es damals nicht, denn nach der Zeit fiel es jedermann, ausser Richarden, deutlich genug in die Augen, daß König Ludwig sich der Schönheit seiner Tochter bedienen wollte, noch einen von den englischen Prinzen in sein Netz zu ziehen, so wie es ihm vormals durch Margarethens Reize bey dem jungen Henrich geglückt war.

Ich weiß nicht, ob Prinz Johann der Prinzeßin Alice und ihrem Vater, keine Eroberung von genugsamer Wichtigkeit zu seyn schien, oder was sie sonst bewegen mogte, ihre Absichten mehr auf Richarden zu richten. — Genug, es war offenbar, daß man seine Augen auf ihn, auf ihn allein gerichtet hatte. — König Henrich hatte seinen Sohn nie aus seiner Einsamkeit zu irgend einem Feste, das bey Hofe gefeyert wurde, einladen lassen, jetzt kamen dergleichen Einladungen sehr oft, und ich erfuhr nachher, daß dieselben nicht die Wirkung des guten Willens König Henrichs, sondern der dringenden Bitten des Königs von Frankreich gewesen waren. Richard nahm keine von diesen Einladungen an, und machte damit seinem Vater eine herzliche Freude, der jetzt nicht sowohl aus Widerwillen gegen Richarden, als aus Furcht, er mögte mit den Gästen aus Frankreich in irgend eine Verbindung gezogen werden, seine Gegenwart bey Hofe nicht gern gesehen hätte. — Als König Ludwig sahe, daß alle seine Bemühungen Richarden bey Hofe zu sehen, vergebens waren, so ließ er sich gefallen, ihm einst ganz unvermuthet einen Besuch auf seinem Schlosse zu geben. — Es ist unglaublich, was für Mühe er sich bey dieser Gelegenheit gab, meinem Richard zu gefallen; es glückte ihm nun gar zu gut, und ich kann nicht leugnen, daß ich selbst eine Zuneigung für diesen huldreichen König zu fühlen und zu glauben anfieng, er könne wohl nicht so falsch und boßhaft seyn, als man ihn insgemein schilderte.

Der König von Frankreich fand die Gegend und vornehmlich die Waldung in dem Distrikte unsers Kastells sehr schön, und bat Richarden, zuweilen hier

jagen zu diesen; wer konnte Ludwigen etwas abschlagen? Richard liebte die Jagd selbst, sie war die einzige ritterliche Uebung, die er seit einiger Zeit zu treiben pflegte, und es wurden von diesem Tage an so fleißige Jagdpartien in Richards Wäldern gemacht, daß man bey Hofe davon zu sprechen anfieng, und dem Prinzen zu verstehen gab, er würde seinem Vater einen Gefallen erweisen, wenn er den Umgang mit König Ludwigen einschränkte. So geneigt Richard gewesen war, die Höflichkeiten des Königs von Frankreich zu erwiedern, so bereitwillig war er auch, dem Befehl seines Vaters zu gehorchen; und als er kein anderes Mittel wußte, sich der Zudringlichkeiten Ludwigs zu erwehren, so trug er kein Bedenken, dem Könige von Frankreich nach seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit die Ursach zu gestehen, warum er genöthigt wäre, sich seiner Gesellschaft zu entziehen. König Ludwig lachte, versicherte Richarden, daß er lange so ein Verbot von dem mißtrauischen König von England vorausgesehen hätte, daß er der Schwachheit des guten Königs nachgeben, und seine Besuche bey ihm einschränken wollte, und daß er übrigens hoffte, es würde den Vornehmsten seiner Hofstatt nicht versagt seyn, sich zuweilen in seinen Wäldern mit der Jagd zu belustigen.

König Ludwig kam von dieser Zeit an nicht mehr, uns in unserer Einsamkeit zu besuchen. Seine Leute besuchten unser Jagdrevier fleißig, und Prinz Richard hielt es nicht für seine Schuldigkeit, Theil an ihrem Vergnügen zu nehmen; ihr Umgang war seinem Stolz zu geringe, und er wußte nicht, ob ihm nicht dersel-

be, wenn er auch Gefallen daran gefunden hätte, bald ebenfalls vom Hofe würde verboten werden.

Verschiedne von unsern Jägern, welche den Jagden unserer französischen Gäste beywohnten, erzählten, daß sich oft auch Damen in unserm Walde einzufinden pflegten, davon sie die eine besonders schön beschrieben. Es wird die Prinzeßin Alice seyn, dachte ich, und sagte Richard, ohne daß einer von uns Neugierde genug besessen hätte, ihr zu Gefallen einen Ritt zu thun. Wir hielten uns eingezogen in unserm Schlosse, und erhielten dafür, wie wir von unsern Leuten erfuhren, von den schönen Jägerinnen, die oft nach Prinz Richarden fragten, den Namen Menschenfeinde, und mürrische Einsiedler. — Ich scherzte oft mit meinem Freunde über die Mühe, die sich Alice seinetwegen gab, er nannte sie weibliche Neugier, und versicherte, daß er sie nie befriedigen würde. Ich leugne es nicht, setzte er hinzu, daß ich ein Freund der Damen, ein Anbeter der Schönheit von jeher gewesen bin, aber sobald ich bey einem Weibe ein größeres Bestreben nach meiner Gesellschaft merkte — sollte es auch aus bloßer Neugier entsprungen seyn, — als ich nach der ihrigen bezeugte, so verlohr sie alles Interessante für mich, und ich flohe sie gewiß in eben dem Maße als sie mich aufsuchte.

Es ist zu glauben, daß Richard seinem Grundsatze treu geblieben seyn würde, wenn ihm Alice nicht näher getreten wäre, und ihn mit der ganzen Macht ihrer Reizungen angegriffen hätte.

Es war an einem trüben Tage, der uns, ungeachtet wir Männer waren, auf keine Weise ins Freye gelockt haben würde, da sich eine Begebenheit ereig-

nete, welche der Sache auf einmal eine ganz andere Wendung gab. Der Himmel hieng voll Gewitterwolken; der Donner ließ sich bereits von Weiten hören, und abwechselnde Regengüsse kühlten die Hitze, die das Land schon verschiedne Tage gedrückt hatte. Richard und ich saßen in der untern Halle des Schlosses, verkürzten uns die Zeit mit mancherley Gesprächen, mit Gesang und Saitenspiel, weideten uns an den Wohlgerüchen die uns aus der erfrischten Gegend entgegen dufteten, und freuten uns des majestätischen Schauspiels, das das immer näher kommende Gewitter unsern Augen gab. Es kam heran, mit so fürchterlichen Blitzen und Schlägen, und mit so einem überschwemmenden Regen, daß wir genöthigt waren, den Eingang unsers Saals, den wir gegen das Feld geöffnet hatten, verschließen zu lassen, um vor dem überhandnehmenden Sturme sicher zu seyn. Er hatte bereits über eine Stunde in einem fort getobt, als unsere Leute herein traten, und meldeten: eben wäre ein ganzer Trupp französischer Jägerinnen in unserm Schlosse abgestiegen, welche vom Ungewitter im Walde übereilt, bey uns Zuflucht suchten; die Ueberbringer dieser Zeitung hatten noch nicht ausgeredet, als wir das Geräusch der Kommenden hörten, und eine Menge Damen eintreten sahen, die, so übel ihnen das Ungewitter auch mitgefahren hatte, doch einen schönen Anblick machten. Vornehmlich zeichnete sich die Vorderste von den andern aus, die ich mir aus ihrem Vortritt und der prächtigen Kleidung, die sie trug, gleich vom Anfang als die, die sie war, als die Prinzessin Alice vorstellte. Sie trug ein bleichgrünes Jagdkleid, das ein demantner Gürtel umschloß, und

ein funkelnder Stein von gleicher Kostbarkeit, hoch über das linke Knie hinauf zog, um den schönsten Fuß zu zeigen, den man sich denken kann. Ihre Gestalt war schön und zierlich, ob sie gleich kaum das Mittelmäßige erreichte, ihre Brust und Arme waren kaum zur Hälfte bedeckt, und der Glanz ihrer funkelnden Augen wurde durch die von der Erhitzung erhöhte Farbe ihrer Wangen, und durch das dunkle Haar, das sie in wilder Unordnung umflatterte, fast verblendend gemacht. — Richard fuhr voll Erstaunen auf, sie zu empfangen, er war über ihren Anblick so außer sich selbst gesetzt, daß er kaum vermogte ihr etwas auf die Worte, mit welchen sie ihn in dem einnehmendsten Ton anredete, zu antworten. — Und das war Alice? unterbrach hier Walter die Erzählung seines Freundes; ists möglich, daß irgend jemand an der Figur dieser Prinzessin etwas Einnehmendes finden kann? — Was mich anbelangt, ich habe sie gesehen, und nichts an ihr bewundern können, als ihre Frechheit, und den Hang zu der zügellosesten Lebensart, der ihr aus den wilden Augen blickt.

Kann wohl seyn, erwiederte Blondel, aber du bedenkst nicht, daß eine Dame von Alicens Gattung, eine andre Figur am Anfang ihrer Laufbahn, als am Ende derselben macht. — Genug, damahls war sie noch schön, sehr schön, und unterließ nicht, uns beyden zu gefallen, doch Richarden etwas mehr als mir. — Ich vermißte freylich in ihrer Person, in ihrem ganzen Wesen den Zauber der Sittsamkeit, der mich bey dem weiblichen Geschlecht immer am Meisten hingerissen hat; aber Richard übersahe diesen kleinen Mangel bey ihren übrigen Reizen. Er nannte das,

was

was mir schon damals ein wenig frech an ihr vorkam, Lebhaftigkeit; die üppige Nachläßigkeit in ihrer Kleidung, die sich nicht nur diesen, sondern alle künftige Tage, die sie bey uns verweilte, an ihr zeigte, Ungezwungenheit, oder jugendliche Unachtsamkeit, und kurz diese Zauberin nahm das Herz deines Bruders in wenig Tagen so völlig ein, daß er ganz an ihr hieng, für nichts Gefühl hatte, als für sie, und die kleinen Erinnerungen, die ich zuweilen wagte ihm zu geben, auf so eine Art aufnahm, daß ich endlich für gut hielt zu schweigen.

Ich habe schon von mehrern Tagen gesprochen, und du wirst also errathen, daß sich Alice keine kleine Zeit bey uns aufhielt. An Zeitvertreib konnte es ihr nicht bey uns fehlen, denn sie hatte ja die Jagd, und da Richard sie allemal auf derselben begleitete, so ist zu glauben, daß ihr diese Uebung noch angenehmer seyn mußte als zuvor. — Was mich anbelangt, so konnte ich nichts thun, als die Verblendung meines Freundes betrauren. So wenig ich Alicen ihre Schönheit ableugnen konnte, so gefiel sie mir doch gar nicht mehr; tausend Spuren ihres leichtsinnigen Charakters entdeckte ich täglich an ihr, und ich hätte ihr noch gern alles vergeben wollen, wenn ich mich nur hätte versichern können, daß sie die redliche Liebe meines Freundes, eben so redlich erwiederte; aber dawider hatte ich große Zweifel, unter denen die freundlichen Blicke, die sie mir oft nur gar zu freygebig verlieh, noch die geringsten waren. — Du kannst wohl denken, daß ich nicht ermangelte, Richarden meine Gedanken hierüber zu entdecken, aber Alicens Jugend und Lebhaftigkeit entschuldigte alles, und ich hatte geirrt. Doch

merkte ich, seit meinen freundschaftlichen Erinnerungen eine große Verminderung der Vertraulichkeit gegen mich bey dem Prinzen; ich erfuhr wenig von seinen Unterhaltungen mit Alicen; sie reiste ab, er begleitete sie, und ich hörte erst bey seiner Rückkunft, daß er einen geheimen Besuch bey König Ludwigen gemacht, ihm seine Absichten auf seine Tochter entdeckt, und ihm angelegen habe, auf Mittel zu denken, wie die Einwilligung seines Vaters zu erlangen wäre. König Ludwig hatte ihm Alicen zugesagt, hatte sich erboten, alles beym Könige von England durchzusetzen, aber zugleich auch versichert, daß es ihm unmöglich sey, seine Tochter einem Prinzen ohne Land zu geben, und daß er darauf dringen würde, daß König Henrich ihn wenigstens eben so gut als seinen ältesten Sohn mit einigen Ländern versähe, deren Beherrschung er sogleich antreten könne.

Dieses war das Signal zu allen den mannigfaltigen Mißhelligkeiten, die nach der Zeit zwischen Richarden und seinem Vater fast nicht aufgehört haben. König Ludwig fieng seine Unterhandlungen sehr listig mit der Vorbitte für Richarden an, daß sein Vater doch einigermaßen auf seine Versorgung denken mögte. König Henrich ward beleidigt, daß Richard Ludwigen zum Fürsprecher wählte, und schlug alles ab. Der König von Frankreich ließ sich nicht abweisen, und erhielt endlich, daß Richarden Poitu und Guienne angewiesen wurde, beydes Landschaften, die seine Mutter besaß, und die ihr eigenthümlich gehörten, weil sie selbige König Henrichen zugebracht hatte. Richard wurde beleidigt, daß man ihn mit den Gütern seiner Mutter belehnte; aber ich beredete ihn, alles

anzunehmen, weil er auf diese Art am besten im Stande seyn würde die Königin bey ihrem Eigenthum zu schützen, ohne nöthig zu haben, sich eines Rechts über dasselbe anzumaßen. Königin Eleonore, welche man insgeheim darum befragte, war es zufrieden, daß Richard Graf von Guienne und Poitu hieß, und versprach, ihn bey diesem Titel durch ansehnliche Einkünfte aus ihren Landen zu unterstützen.

König Ludwig konnte sich bey König Henrichs Mildigkeit in diesem Stücke nicht beruhigen, er verlangte eine bessere Versorgung für seinen künftigen Schwiegersohn, und trat allgemach mit den Vorschlägen zu Richards und Alicens Vermählung hervor, welche aber mit solchem Unwillen aufgenommen wurden, daß der König von Frankreich sich entschloß, nebst seiner schönen Tochter England zu verlassen; welches mit desto besserm Anstand geschehen konnte, da er die scheinbare Absicht seiner Reise erreicht, und Nachricht aus Frankreich erhalten hatte, wie Sankt Thomas a Becket den Prinzen Philipp völlig gesund gebetet habe.

König Ludwig reiste ab, und es ward ihm leicht den aufgebrachten Richard zur Mitreise zu bewegen. So wenig Gefallen ich auch an seiner Verbindung mit dem französischen Hofe hatte, so konnte ich mich doch nicht überreden, ihn zu verlassen; ich begleitete ihn, und ich hatte bald Gelegenheit, ihm als Freund, in neuen Widerwärtigkeiten beyzustehen. König Ludwig hatte eine Wallfahrt für das Leben seines Sohns gethan, und recht, als ob er dasselbe mit seinem eigenen erkaufen sollte, ward er vom Schlage getroffen, ehe er noch seinen wiederhergestellten Sohn zu sehen

bekam. Richard begleitete seine Alice nach Rouen, ward aber von dem neuen Könige Philipp so schlecht empfangen, daß er, weil er keine Macht hatte sich zu rächen, weichen, und seine Zuflucht bey seiner Mutter in Guienne suchen mußte.

Es würde zu weitläuftig fallen, dir alle Unruhen und Zwistigkeiten zu erzählen, die in einer Zeit von etlichen Jahren, zwischen dem Könige von England und seinen Söhnen, und zwischen diesen unter einander vorfielen; es sey genug dir zu sagen, daß, wenn von Bestrafung der Rebellen die Rede war, der unschuldige Richard, der sich ganz ruhig bey seiner Mutter verhielt, oben an stand, da er hingegen, wenn eine Streitigkeit zwischen ihm und seinen Brüdern, oder irgend etwas, das seinen Vortheil betraf, zu entscheiden war, allemal nachstehen mußte.

Ich weiß nicht was es war, das zu derselben Zeit dem alten Henrich auf einmal gütigere Gesinnungen gegen seine Söhne Richard und Gottfried einflößte, ob er seinen ältern Sohn Henrich durch die Gnade gegen seine jüngern Brüder kränken, oder ob er die Vermählung des jüngsten, des Prinzen Johann mit der savoyschen Prinzeßin Adelaide, durch die Gegenwart der beyden andern Prinzen verschönern wollte, genug er berufte sie an seinen Hof, und versprach ihnen völlige Vergebung des Vergangenen, nebst andern ansehnlichen Vortheilen.

Richard ließ sich durch kein Zureden seiner boßhaften Mutter bewegen, die Gnade seines Vaters zu verschmähen, er erkannte das Unrecht, das er seinem väterlichen Ansehen gethan hatte, indem er sich vormals mit Alicen wider seinen Willen einließ. Der

üble Empfang, den er am Hofe ihres Bruders fand, und der wenige Antheil, den sie in all der Zeit, in der er von ihr getrennt war, an ihm zu nehmen schien, hatten ihn fast ganz von der Liebe zu ihr geheilt, und meinen Zuredungen bessern Eingang verschafft, als sie ehedem hatten. —

Er nahm sich vor, zu seinem Vater zurück zu kehren, ohne die geringste Foderung zu seinen Vortheil zu machen. Nur einer einzigen Bitte konnte er sich nicht enthalten, und er trieb sie bey seiner Ankunft am englischen Hofe mit solchem Eifer, daß König Henrich, welcher damals auf der Laune war, Gnade zu erzeigen, sie ihm nicht abschlagen konnte. Es war die Zurückberufung Eleonorens an den englischen Hof; sie ward verwilligt. Die Königin kam auf Einladung ihres Gemahls nach London, ward sehr wohl aufgenommen, bezeigte sich so, daß man mit ihr zufrieden seyn mußte, und verschaffte durch ihr Zureden, auch Richarden besseres Ansehn und mehrere Gnade bey seinem Vater, als er je gehabt hatte.

Dieses waren glückliche Tage für meinen Freund, Tage, die ihm noch durch eine andere Begebenheit zu den merkwürdigsten seines Lebens gemacht wurden. Du wirst errathen was ich meine. Die Erscheinung Mathildens bey Hofe, und der Eindruck, den ihre Schönheit auf Richarden machte, ist dir bekannt, aber eins weißt du noch nicht, das ich dir auch schwerlich sagen würde, wenn mich nicht das Kleid, das du trägst, überzeugte, daß du keinen Anspruch mehr auf diejenige machst, die du in deinen ersten Jünglingsjahren zu lieben schienst.

Ja Walter, ich bekenne dir es frey, Mathilde war mir von dem ersten Augenblick an, da sie zu Montçon erschien, nicht gleichgültig. Ich unterdrückte bloß dir zu Liebe die wachsende Leidenschaft in meinem Herzen. Unaussprechlich schwer ward mir die Trennung von ihr, und in aller der Zeit, da ich von ihr entfernt war, kam ihr Bild nicht aus meiner Seele. Du weißt, wie sehr die Grundsätze der Minstrels die hohe idealische Liebe begünstigen, und du wirst dich nicht wundern, daß ich, ohne Hoffnung Mathilden jemals zu besitzen, sie zu der Dame meines Herzens gewählt, zum Gegenstand aller meiner Lieder gemacht hatte. Unaussprechlich liebte ich sie, und du kannst dir also eine Vorstellung von dem Eindrucke machen, den ihre Erscheinung bey Hofe auf mein Herz hervor brachte. —

Die Güte, mit welcher sie sich meiner erinnerte, die Freundschaft, die Vertraulichkeit, mit welcher sie mir ihren Umgang gönnte, alle diese Dinge sind dir aus ihrer Geschichte bekannt; aber du weißt nicht, wie viel mein Herz dabey fühlte, wie es so ganz zu derjenigen hingerissen wurde, die ich nur anbeten durfte. — Laß mich hiervon abbrechen. Du weißt was für eine traurige Wendung unser unschuldiger Umgang durch die Eifersucht ihres Gemahls gewann; du weißt, mit wie vielem Glück Prinz Richard unsere Unschuld vertheidigte, auch wirst du dich erinnern, wie schlecht sie seine Liebe, selbst nach dem Tode ihres Gemahls belohnte.

Richard hatte bey Mathildens höhern Reizen, Alicen ganz vergessen. Eleonore, welche die Verbindung mit der französischen Prinzeßin so ungern gese-

hen haben würde als der König, begünstigte seine Liebe zu Mathilden, und bewegte auch ihren Gemahl in dieselbe zu willigen. Nur die, auf welche bey dieser Sache alles ankam, nur Mathilde blieb unerbittlich; sie schlug die Hand des Prinzen hartnäckig aus, und war dadurch Ursach, daß er in halber Verzweiflung das Königreich verließ, und nach Frankreich gieng.

Ich folgte ihm, und unglücklicher Weise begleitete ihn noch einer, den ich damals noch nicht genugsam kannte, um ihn nach Verdienst zu verabscheuen und meinen Freund vor seinem Umgange zu warnen. Graf Leicester, welcher bey dem König und der Königin in Ungnade gefallen war, gesellte sich zu Richarden, um sich an den Eltern zu rächen, indem er ihren Sohn wider sie aufwiegelte. — Er wußte es Richarden so wahrscheinlich vorzustellen, daß Henrich und Eleonore seine Liebe zu Mathilden nur zum Schein begünstigt, und ihr insgeheim Hindernisse in den Weg gelegt hätten, daß selbst ich anfieng es zu glauben, und Richarden seinen Unwillen über so eine Falschheit nicht ganz verdenken konnte. Er nahm sich vor, die Hoffnung, seinen Vater zu väterlichen Gesinnungen gegen sich zu bewegen, gänzlich aufzugeben, und da Schutz und Ruhe zu nehmen, wo er sie finden würde, ohne weitere Rücksicht auf den Willen desjenigen zu nehmen, der sich jedem kleinen Glück, das er sich wünschte mit solcher Härte entgegen setzte. — Er hatte demohngeachtet, die schlechte Begegnung, die er von König Philippen erdulden müssen, und die Vergessenheit der Prinzeßin Alice noch in zu frischem Andenken, als daß er sich an den französischen Hof hät-

te wenden sollen. — Er nahm sich vor, zu seinem Bruder Henrich zu gehen, der sich, wie er erfuhr, damals zu Martell, einem Kastell bey Turenne aufhielt.

Er fand den Prinzen tödtlich krank, und nur in manchen Stunden fähig, alles das anzuhören, was er auf dem Herzen hatte. — Der junge Henrich, der bey Annäherung des Todes anfieng alles zu bereuen, was er jemahls wider seinen Vater verübt hatte, war nicht geneigt, Richards Unwillen wider König Henrichen zu stärken; er stellte ihm sein Exempel vor, und redete ihm zu, sich dem kindlichen Gehorsam, den er ihrem gemeinschaftlichen Vater schuldig wäre, auf keine Art zu entziehen. — Bleib bey mir, mein Bruder, setzte er hinzu, ich habe Boten an unsern Vater geschickt, mir seine Vergebung, seinen Segen, und wo möglich, seinen Besuch vor meinem Tode zu erbitten. — Er wird kommen, er wird mich begnadigen, und dich in meine Rechte einsetzen; sein Herz wird sich gegen dich erweichen, gegen dich, der du ihn nie so sehr beleidigt hast als ich, da er ja selbst gegen mich den ungehorsamsten seiner Söhne, nicht wird hart seyn können.

Richard blieb bey seinem kranken Bruder, und erwartete von einer Zeit zur andern die Ankunft seines Vaters; aber er kam nicht. Der König von England, der schon so oft die Falschheit seines Sohnes Henrich geprüft hatte, hielt alles was er ihm sagen ließ, für einen gelegten Fallstrick, ihn in die Hände seiner Feinde zu bringen, und schickte den Boten des Prinzen mit abschlägiger Antwort zurück. — Das wenige Leben, das bisher noch in dem Kranken ge-

glimmt hatte, verließ ihn auf diese schreckliche Nachricht, er ward ohnmächtig. — Also verstoßen, verlassen, von meinem Vater, von Gott verworfen, soll ich mein Leben endigen? sagte er, als er wieder zu sich selbst kam. — Mit diesen Worten kehrte er sich nach der Wand, antwortete nichts mehr auf das Zureden seines Bruders, und verschied.

Richards Betrübniß über den Tod seines Bruders und sein Unwille über die Härte des Vaters, der ihn ungetröstet sterben ließ, ist nicht zu beschreiben. Er vergaß die Ermahnungen des Verstorbenen, sein Herz empörte sich wider König Henrichen, ohne daß er im Stande war, dasjenige zu erwägen, was zu seiner Entschuldigung dienen konnte. Selbst die bittre Reue des Vaters, als er erfuhr, daß er dem büßenden Sohne Unrecht gethan hatte, indem er ihm die Vergebung versagte, selbst diese Reue, die den alten König dem Tode nahe brachte, konnte ihn nicht gänzlich mit seinem Verfahren aussöhnen, und Graf Leicester trug Sorge, daß das, was ich zu Vertheidigung des unglücklichen Königs von England vorbrachte, nicht in Richards Gemüthe Platz fand. — Er eilte an König Philipps Hof, der ihn diesesmal freundlicher als vor etlichen Jahren empfieng. Der nunmehrige Erbe der englischen Krone war ja wohl mehrerer Ehrenbezeugungen werth, als der damahlige Richard, ein Herr ohne Land und nur der zweyte Sohn eines kargen Vaters. — Das Herz meines Freundes war noch so voll von seiner fehlgeschlagenen Hoffnung auf Mathilden, daß er gewiß nicht an Alicen gedacht haben würde, wenn König Philipp ihn nicht selbst an sie erinnert, und ihn versichert hätte, daß er ihre Hand haben

könnte, sobald er sie foderte. Richard, ohne zu bedenken, ob Alice seiner Liebe auch noch so werth seyn mögte, als ehemahls, erinnerte sich seiner Versprechungen ewiger Treue, die er ihr wohl ehe gethan hatte, verdammte seine mißlungene Liebe gegen Mathilden als einen Bruch des ritterlichen Worts, und hielt sich für verpflichtet, es Alicen zu halten, ob er gleich nichts mehr für sie fühlte. Er verlangte sie zu sehen, und erfuhr mit Unmuth, daß sie sich gegenwärtig in der Provinz aufhielt; sein Herz brauchte Beschäftigung, er mußte etwas haben, das ihn aufrecht erhielt, und er hoffte dieses in der Liebe derjenigen zu finden, die ihm ehemals so theuer war.

Ich bedauerte meinen unglücklichen Freund; die Gerüchte, die in Rouen von Alicen giengen, überzeugten mich, daß sie nicht einen Blick, wie vielweniger die Hand des edeln Richards verdiente. Richard und ich waren ein einziges Mahl bey einer Art von Lustbarkeit, welche am französischen Hofe Mode war, und fanden sie so ungesittet, daß wir ihr nicht noch einmal beyzuwohnen verlangten. Ich sagte meinem Freunde, daß man mich versichert hätte, Alice pflegte diese Gattung von Festen kein einzig Mal zu versäumen, wenn sie zu Rouen wäre. Richard erkundigte sich weiter, und der Umstand, daß Alice allemal maskirt dabey erschienen war, tröstete ihn mit der Hoffnung, daß man die Prinzeßin verkannt, und sie falsch beschuldigt habe. — Ich schwieg, und schmeichelte mir, daß sich schon Gelegenheit finden würde, ihm die Augen zu öffnen, ehe er sich durch eine Verbindung von dieser Art ins äusserste Elend stürzte. — Der Vorsatz den er faßte, Alicen zu besuchen, so sehr man ihn auch bey Hofe zu

hindern suchte, machte mir das größte Vergnügen, und ich bemühte mich, ihn auf alle Art zu befördern, weil ich ihn für das beste Mittel hielt, ihm seine Alice kennen zu lernen; aber es fanden sich bald Angelegenheiten, die seine ganze Aufmerksamkeit erfoderten, und ihm alle andere Gedanken völlig vertrieben. — Dir alle diese Dinge umständlich zu melden, würde nicht das Werk eines einzigen Tages seyn, auch würde dir es wenig Vergnügen machen, die verwirrten Streitigkeiten des Vaters und des Sohns zu hören, bey welchen man oft selbst nicht wußte, welchem von beyden man Recht geben sollte. — Das ist gewiß, daß wenn Richard auch zuweilen zu hartnäckig war, man doch oftmahls Foderungen an ihn that, welche alle Billigkeit überstiegen, und bey welchen er recht that, sie nicht einzugehen. Dir nur ein Beyspiel zu geben: Der liederliche Gottfried hatte es durch seine Ausschweifungen dahin gebracht, daß die meisten Herrschaften des Landes, die man ihm überlassen hatte, der schönen Grafschaft Bretagne, verpfändet waren; um ihm aufzuhelfen, wollte man Richarden nöthigen, ihm Poitu und Guienne abzutreten, Lande, welche nicht einmal sein Eigenthum waren, sondern Eleonoren gehörten. Richard stellte die Unmöglichkeit vor, diesen Vorschlag einzugehen, erbot sich aber das kleine Einkommen, das er aus den Landen, von denen er bloß den Nahmen führte, durch Gnade seiner Mutter genoß, mit Gottfrieden zu theilen. — König Henrich verwarf dieses Erbieten, und Prinz Gottfried, dem daran gelegen war, nur eine Hülfe zu haben, nahm es an. Zur Dankbarkeit gegen den, der seinen nothdürftigen Unterhalt mit ihm theilte, trachtete er ihm nach den Leben. Bey

einem zu Rouen angestellten Turnier faßte er einen Ritter in die Augen, den er, wie er noch sterbend bekannte, für Richarden hielt. Er fiel ihm wider die Gesetze des Ritterspieles mit mörderlichen Waffen an, und derjenige, der so angegriffen wurde, war so unglücklich, in Vertheidigung seines Lebens ihn tödtlich zu verwunden. — Gottfried starb, und man ermangelte nicht, Richarden bey seinem Vater als die Ursach dieses Unfalls anzugeben, da doch ganz Rouen, vor dessen Augen die That geschehen war, es besser wußte. Laß mich aufhören Walter, es ist ein mühseliges Geschäft die Ränke nach zu erzählen, mit welchen die Lasterhaften das Leben der Guten und Edeln zu verbittern, und ihre Handlungen zu verleumden wissen.

Sobald als Richards Streitigkeiten mit seinem Vater nur ein wenig ins Gleiche gebracht waren, so dachte König Philipp mit Ernst auf Alicens Vermählung mit deinem Bruder. Es lag ihm zu viel daran, sich die Last, die ihm eine solche Schwester machte, endlich abzuwälzen; aber er war weit entfernt ihm es merken zu lassen, wie froh ihn diese Versorgung der ausschweifenden Prinzessin machen würde; er rechnete Richarden seine Einwilligung in diese Verbindung als eine Gnade an, und erkühnte sich, Bedingungen zu machen, unter welchen er sich dieselbe allein gefallen ließ. — Eine derselben war, daß Richard seine Braut vor der Vermählung nicht zu sehen bekommen sollte, und die andere, daß er selbst mit König Henrichen wegen seiner Einwilligung handeln, und einige Foderungen an ihn machen wollte, die Richard nicht eher als nach ihrer Bewilligung erfahren sollte. Auf diese Art kam es, daß man dem guten Könige, der damahls ohnedem

genug durch die Abtrünnigkeit seines Lieblingssohns Johannes gekränkt werden sollte, die Einwilligung in die Vermählung mit Alicen abtrozte, und Foderungen an ihn that, die nicht viel geringer waren, als wenn man die völlige Abtretung der Krone an Richarden von ihm verlangt hätte. Ich war so glücklich, diesen letzten Punkt zu erfahren; ich entdeckte ihn meinem Freunde, welcher über die Beleidigung erstarrte, welche man seinem Vater zuzufügen gedachte. Er gieng zu König Philippen, um ihm alle Freundschaft aufzukündigen, und wegen dieses letzten boßhaften Streichs völlig mit ihm zu brechen. Er nahm keine Einrede an, sondern eilte nach Chinon um sich seinem Vater zu Füßen zu werfen, und alles zu widerrufen, was Philipp in seinen Nahmen gethan hatte; aber, — er kam zu spät. Er fand seinen unglücklichen Vater todt. Du weißt das Uebrige, und kannst nun selbst urtheilen, ob Richard sich mit Recht den Mörder seines Vaters nennen kann.

Neunzehntes Kapitel.

Richards fromme Vorurtheile. Walter Graf von Anjou. Blondel Schiedsrichter zwischen zweyen Brüdern. König Heinrichs Todtenfeyer.

So beschloß Blondel die Geschichte seines Freundes, und wir würden uns freuen, wenn sie auf unsere Leser eben die Wirkung thäte, die sie auf Waltern hatte.

Ganz mit dem unglücklichen Richard ausgesöhnt, und statt des Widerwillens, den er ehemahls gegen ihn fühlte, mit dem lebhaftesten Bedauern erfüllt, entschloß er sich, doppelten Fleiß anzuwenden, sein gekränktes Herz zu beruhigen, und ihm die Vergehungen, in die ihn sein hartes Schicksal gestürzt hatte, in einem mildern Lichte vorzustellen, als er sie sich selbst mahlte. — Es gelang ihm nicht so gut als er gehofft hatte. Richard besserte sich, sein Körper erlangte die völlige Gesundheit; aber seine Seele blieb krank. Er dankte seinem Tröster, dem freundlichen Walter, er liebte ihn mit immer stärkerer brüderlicher Liebe, aber seine Worte die auf die Verringerung seiner Vergehungen abzielten, fanden wenig Eingang. Weit besser glückte es,

als der Bischof von Lincoln einst von Büßung dersel-ben sprach, und der Tempelherr hinzusetzte, wenn ei-ne Büßung nöthig wäre, so könnte dieselbe nicht besser geschehen, als durch eine ansehnliche Hülfe, die der leidenden Christenheit im Orient zugeschickt würde. Mit Entzücken faßte Richard dieses Wort auf, ehe es noch ganz ausgesprochen war. Er sprang auf, ergriff Walters Hand, und gelobte mit einem feyerlichen Eide, nicht nur Völker nach Palästina zu schicken, son-dern sie selbst dahin zu führen, und durch diese hei-lige Handlung alle Schuld von seinem Gewissen zu wälzen.

Der Kreuzzug war also beschlossen, Walters heiß-ester Wunsch, den er, bisher mit andern Angelegen-heiten beschäftigt, noch nicht hatte äußern können, war erfüllt, und die Seele des armen Richards mehr als zur Hälfte beruhigt. — Die Wolke der Schwermuth, die noch zu manchen Stunden über ihm schwebte, auch diese ward endlich zerstreut, aber nicht etwa durch die Gründe, mit welchen Walter, Gottfried und Blondel ihn zu beruhigen suchten, sondern durch die Erzählung, die ihn einst einer von seinen Kammerdienern von demjenigen machte, was, nachdem man ihn sinnlos von seines Vaters Leiche hinweg getragen, nach daselbst vorgegangen war. Der mit seinem Blute benetzte Dolch, den Gottfried zu den Füßen seines Vaters legte, das feyerliche Gebet das er für ihn that, und nach wel-chem das Blut aus dem Leichnam zu quellen aufhörte, diese Dinge waren ihm weit tröstlicher, überzeugten ihn weit mehr von der Verzeihung seiner Verbrechen, als alles, was die Gelehrtesten zu seiner Aufrichtung hätten sagen können.

Richtet den edeln Richard nicht über diese Schwachheit, meine Leser, richtet ihn nicht, er war vielleicht zu sehr von den Vorurtheilen seiner Zeit eingenommen, aber sein Herz war fromm, rechtschaffen und gut, und seine Schwachheiten verzeihlich.

Die Mühe die sich Gottfried und Walter, ihm zum Besten gaben, erfüllte sein Gemüth mit wahrer brüderlicher Liebe gegen sie. — Gottfrieden hatte er lange dem Nahmen nach, als den Sohn Rosemundens, der Feindin, der Nebenbuhlerin seiner Mutter, gekannt, und alle Gelegenheiten vermieden ihn zu sehen, weil es ihm unmöglich dünkte, daß er seiner Mutter wegen jemahls ein brüderliches Herz gegen ihn würde haben können. Walter ward ihm ebenfalls ein Sohn der verhaßten Rosemunde angekündigt, und die Vorstellung, daß er auf diese Art sein Bruder seyn sollte, flößte ihm anfangs mehr Widerwillen als Zuneigung gegen ihn ein. Nun waren diese beyden die Einzigen, die sich außer Blondels seiner annahmen; sie rissen seine Gewogenheit wie mit Gewalt an sich; sie machten sich ihm unentbehrlich, und er nahm sich vor, den Nahmen ihrer Mutter zu vergessen, und sie nur als Söhne seines Vaters anzusehen. —

Walters großer heldenmüthiger Charakter verschaffte ihm in Richards Herzen einen großen Vorzug vor dem stillen, weiblichsanften Gottfried; er nahm sich vor, ihn, da er nun die Macht dazu hatte, so hoch als möglich zu erheben, und er machte den Anfang dazu damit, daß er ihm die Grafschaft Anjou, von welcher er wußte, daß sie ihm von seinem Vater bestimmt worden war, übergab, und ihn dem Volke, als er sich demselben nach seiner Genesung zum ersten

sten Mal zeigte, als seinen künftigen Beherrscher vorstellte. Walter dankte seinem Bruder mit edlem Stolze, und das Volk jauchzte seinem bestimmten Fürsten Heil zu, und wünschte ihn näher kennen zu lernen; aber Richard befriedigte sie damit, daß er ihn seinen besten Freund, seinen Bruder nannte, ohne sich weiter auf seine Herkunft einzulassen, weil er das Vorurtheil des Pöbels wider Rosemunden und ihre Kinder nur gar zu gut kannte, und sich einiger Widersetzlichkeit von ihnen befahrte, wenn sie erführen, daß Walter auf diese Art sein Bruder wäre.

Walter ließ diesen Umstand, der sonst seinen Stolz und seine kindliche Liebe zu Rosemunden sehr beleidigt haben würde, aus der Acht, versprach seinem Volke alles, was ein Vater seinen Kindern versprechen kann, und sagte ihnen, daß er sich jetzt nur noch auf kurze Zeit von ihnen trennen wollte, um dem Kreuz nach Palästina zu folgen, und dann sich nimmer wieder von ihm zu trennen. — Das Volk, welches durch die große einnehmende Gestalt seines künftigen Beherrschers, und durch sein leutseliges Betragen ganz bezaubert ward, begleitete den edeln König Richard, und den guten, tapfern, frommen Grafen von Anjou, mit tausend Segenswünschen, und dieser Tag schloß sich mit einem Feste, das um so viel angenehmer war, je weniger man es zuvor gesehen, und Zubereitungen darauf gemacht hatte.

Richard konnte eigentlich den Titel eines Königs, den ihm das Volk zurief, noch nicht führen, er mußte sich das Recht zu demselben erst in England holen, und dieses so schleunig als möglich zu thun, war das Anrathen aller seiner Freunde. Walter sollte ihn be-

gleiten, aber er schlug es aus, und zwar mit einer Art, die Richarden ein wenig beleidigte; er schützte den Widerwillen vor, den er haben würde, Eleonoren, die er die Mörderin seiner Mutter nannte, zu sehen. Richard beantwortete dieses mit einigen empfindlichen Reden auf Rosemunden, und es war möglich, daß sich durch einige unüberlegte Worte ein Zwist unter den beyden Brüdern entsponnen hätte, der die schlimmsten Folgen hätte haben können, wenn nicht Blondel sich mit eingemischt, und durch die Gewalt, die er über beyde hatte, sie dahin gebracht hätte, feyerlich zu geloben, daß keiner von beyden der Mutter des andern ohne die größte Ehrfurcht gedenken, oder wäre ihm dieses nicht möglich, lieber ihren Namen nie in den Mund nehmen sollte. Dir, Walter, setzte er hinzu, muß ich noch das Gelübde auflegen, daß du dich nie erkühnest, deine Hand wider die Mutter deines Bruders aufzuheben, um das Blut Rosemundens an ihr zu rächen. Walter mußte in Blondels dringendes Begehren willigen, und versicherte, daß ihm dieses Versprechen sehr leicht würde, da fast keine Nacht vergieng, in welcher ihm nicht Rosemunde erschien, und ihn von aller Rache gegen ihre Feindinnen abmahnte. O die sanfte, milde, verzeihungsvolle Seele! rief er, indem er ihr Bild küßte, welches er nie von sich ließ. Betrachte sie Richard, und siehe, ob du im Stande bist, diesen Engel zu schmähen. Richard nahm das Bild, betrachtete es, und gab es Waltern mit einem Seufzer zurück. Laß es genug seyn, Bruder, sprach er, indem er seine Hand drückte. Laß uns nicht mehr über das Recht oder Unrecht derjenigen streiten, die uns die

Liebsten auf der Welt sind. Verehre Eleonoren als die Mutter deines Richards, so wie ich Rosemunden als die Mutter meines Walters, ohne ihre gegenseitige Feindschaft weiter in Betrachtung zu ziehen. — Blondel fand für gut, daß dieses Gespräch abgebrochen und nie wieder hervorgesucht würde; auch sorgte er selbst dafür, daß Walter Richarden nicht mit nach London begleitete, sondern, dafern er ja mit nach England gehen wollte, sich einen andern Weg wählte. Walter hatte sich diesen andern Weg schon längst gewählt. Nichts war ihm jetzt in England so theuer, als das Grab seiner Mutter, und der Wunsch dieses zu besuchen, war jetzt das einzige, was ihn in das Land trieb, wo er zuerst das Licht der Welt erblickt hatte. — Richard trat seine Reise zuerst an, und Walter verweilte noch einige Tage zu Saumür, theils um als nunmehriger Graf von Anjou einige Verfügungen in seinem neuen Lande zu treffen, und sich den Besitz desselben zu versichern, theils um Boten an die Gräfin von Flandern, und an Konraden von Staufen zu schicken. Der erstern meldete er alles, was sich bisher mit ihm zugetragen hatte, und bat sie zugleich um Bestellung eines Briefs an Mathilden. Und Ritter Konraden trug er die Besorgung der Ordensangelegenheiten in Frankreich, und besonders die Zusammenbringung der Völker auf, welche König Philipp ehemals nach Palästina hatte schicken wollen, und von denen man kaum die Hälfte gesehen hatte.

Den Tag vor seiner Abreise nach England, besuchte er nochmals das Grab seines Vaters in der Abtey Fontevrault, und gelobte bey seiner Rückkunft aus Palästina seiner Asche ein Denkmahl, welches der

Größe dessen, für den es bestimmt war, und der kindlichen Liebe dessen, der es errichtete, angemessen seyn sollte. — Lange betete er in dem heiligen Gewölbe, und prieß sich glücklich, daß das Land, das ihm die Milde seines Vaters bestimmt hatte, den Ort mit einschloß, wo seine Gebeine ruhten.

Zwanzigstes Kapitel.

Wallfahrt zu Rosemundens Grabe.

Der Graf von Anjou, oder um mich schicklicher auszudrücken, weil er vor Ablegung des Ordenskreuzes keinen weltlichen Ehrentitel führen durfte, unser Tempelherr, hatte nun keine weitern Geschäfte in seinen Landen, er ließ, wie er glaubte, die Regierung derselben, in der Hand redlicher Leute, und eilte nach England zum Grabe seiner Mutter. — Er würde bey der Gemüthsfassung, in der er war, wenig Lust gehabt haben, König Richards prächtige Residenz zu sehen, und den Feyerlichkeiten seiner Krönung beyzuwohnen, wenn ihn auch nicht der Widerwille vor Königin Eleonorens Anblicke, von diesem Orte zurückgeschreckt hätte. Er suchte Stille und Einsamkeit, wählte die ödesten und unbesuchtesten Wege zu dem Orte wohin er gedachte, und langte endlich auf dem

Schlosse Klifford an, dem Orte, wo seine Mutter das Licht der Welt erblickt hatte, wo er voraus wußte, daß ihm jede Kleinigkeit merkwürdig seyn würde, und von wo er nur noch wenig Meilen bis nach Godstow zu reisen hatte, wo Rosemunde begraben war.

Dieses Schloß, welches, wie meine Leser sich erinnern werden, nach dem Tode des Vaters und Bruders unserer Rosemunde an einen weitläuftigen Verwandten ihres Hauses, an eben den widerwärtigen Lord Klifford fiel, welchen man aus dem vorigen Theile als Mathildens Gemahl zu kennen die Ehre hat, war nach seinem Absterben an seine Schwester gekommen, die ganz das Gegentheil von ihrem Bruder war, und die Walter aus Hunbergens Erzählungen und Rosemundens Briefen unter dem Namen Lady Marie, als eine von den vertrautesten Freundinnen seiner Mutter kannte. Diese Dame hatte den ersten Theil ihrer Jugend, in eben dem Marienkloster zu Godstow zugebracht, dessen Rosemunde in ihren Briefen so fleißig erwähnte. Durch Verheyrathung war sie aus England hinweg gekommen, und erst nach ihres Braders Tode, als Wittwe dahin zurück gekehrt. — Sie wählte das Schloß Klifford zu ihrem Aufenthalte, und brachte ihre Zeit damit zu, daß sie das Andenken ihrer unglücklichen Freundinn, bald an den Ort ihrer Geburt, bald bey ihrem Grabe feyerte. — Als Walter zu Klifford anlangte, befand sich die Besitzerin des Schlosses zu Godstow, wo sie sich gemeiniglich etliche Wochen aufzuhalten pflegte, und wo Walter sich vornahm, sie aufzusuchen, weil er sehr nach ihrer Gesellschaft verlangte, und von ihr vielleicht noch manches Merkwürdige von seiner Mutter

zu hören hoffte, von welcher ihm alles merkwürdig war, von der er nie genug hören konnte. — Ich halte mich nicht bey dem auf, womit er sich bey seiner kurzen Anwesenheit auf dem Schlosse beschäftigte, und womit ihn ein alter Hausverwalter, der Rosemunden noch gekannt hatte, unterhalten mußte, sondern ich sage nur, daß er sich einsam und zu Fuße nach dem Marienkloster auf den Weg machte, wo die Gebeine seiner Mutter ruhten. Sie hatte, wie er aus ihren Briefen wußte, diesen Weg auf diese Art zu machen gepflegt, und dieses war genug für ihn es ebenfalls zu thun.

Nie hat wohl ein Pilger die heiligen Oerter, wohin ihn seine Andacht führte, mit heißern, innigern Gefühlen, und tieferm Nachdenken betreten, als er die Gegenden, wo seine Mutter gewandelt hatte. Der einsame Pfad zwischen dem Fluß und den Bergen hin, der Wald, wo König Arthurs Geist sich sehen ließ, das schöne Thal, wo das Marienkloster lag, und tausend unnennbare Dinge, die ihm durch die Erzählung des alten Hausverwalters zu Klifford angemerkt worden waren, beschäftigten ihn so sehr, vergegenwärtigten ihn Rosemundens Bild so ausserordentlich, daß er in diesen Gedanken vor der Pforte des Klosters ankam, ehe er es geglaubt und gewünscht hatte, ob er gleich vielleicht dreymahl so viel Zeit auf diesem Wege zugebracht, als ein anderer gethan haben würde. —

Er fragte an der Pforte nach Lady Marien, und wurde ohne weitere Nachfrage ins Sprachzimmer geführt. — Die Art, mit welcher er sich dieser ehrwürdigen Dame bekannt machte, die Aufnahme die er fand, ihre gegenseitigen Klagen über den Verlust derjenigen,

deren Andenken in den Herzen der meisten schon längst erloschen war, und andere dahinauslaufende Dinge, werden mir meine Leser wohl nicht zumuthen, weitläuftig anzuführen, da sie vermuthlich ein größeres Verlangen nach dem erzählenden Theil der Gespräche haben, den die Dame mit Waltern hielt, und nicht ohne Grund hoffen werden, in demselben vielleicht etwas von der Art zu hören, wie die unglückliche Rosemunde durch Eleonorens Wuth den Geist aufgab.

Alles, sagte Lady Marie zu Waltern, als er das nähmliche Verlangen gegen sie äusserte, das ich bey meinen Lesern vermuthe, alles, was ich von dieser schrecklichen Begebenheit weiß, habe ich bloß von Hörensagen; denn ich kam einige Jahre nach Rosemundens Hinrichtung zu Klifford an, und erfuhr zu Anfang nicht vielmehr, als den Umriß ihrer Geschichte, welcher mir noch dazu eben nicht zum Vortheilhaftesten für die Verstorbene vorgetragen wurde. — Ihr kennt die Eigenschaften wahrer Freundschaft, und wißt, wie wenig sie geneigt ist, nach einem vielleicht falschen widrigen Schein zu urtheilen. Ich glaubte wenig von dem, was das Gerücht sagte, und besuchte in den ersten Tagen meines Aufenthalts zu Klifford, dieses Kloster, wo die Gebeine meiner Freundin ruhten. Die Aebtißin, noch eben dieselbe, welche ihr aus den Briefen eurer Mutter kennen werdet, war, wir ihr denken könnt, wenig geneigt, ein milderes Urtheil über diejenige zu fällen, welche um irdischer Liebe willen dem heiligen Klosterstande untreu ward. Der jüngere Theil der Nonnen, die größtentheils Rosemundens Gespielinnen gewesen waren, befriedigten mich etwas besser, sie redeten mit Liebe und Achtung

von ihr, klagten, daß die Aebtissin so viel Schwierigkeiten gemacht habe, ihrer Asche eine Stelle zu vergönnen, und daß der Konvent durch nichts ihre Hartnäckigkeit habe brechen können, als durch die Vorstellung, daß das ganze Kloster fast allein von den reichen Schenkungen des alten Lord Klifford unterhalten würde, und es also eine Unbilligkeit wäre, welche von König Henrichen nicht ungeahndet bleiben würde, wenn man der Tochter ihres Wohlthäters, das Begräbniß in ihren Mauern versagen wollte.

So viel wußten mir die Nonnen zu erzählen, was aber die Art des Todes meiner unglücklichen Freundin anbelangt, so waren sie so unwissend als ich: Denn obgleich Hunberga bey ihrer Anwesenheit in England, lange zu Godstow gewesen war, so hatte sie sich doch nie in umständliche Erzählungen dieser traurigen Geschichte eingelassen, doch verwiesen sie mich an einen alten Mann, der ihre Kirche fleißig zu besuchen pflegte, und allemal so lange, und mit so augenscheinlicher Betrübniß bey Rosemundens Grabe verweilte, daß sie alle glaubten, er müsse mehr von ihr wissen, und daß sie ihn längst darum würden befragt haben, wenn dieses bey der strengen Aufsicht der Aebtissin möglich wäre.

Meine Begierde nach nähern Nachrichten von Rosemundens Tode, machte, daß ich diesen Wink nicht aus der Acht ließ, und nicht eher ruhete, bis ich den Mann, von welchem die Rede war, bey dem Grabe eurer Mutter angetroffen hatte. Wer er war, und was er erzählte, sollt ihr aus seinem eigenen Munde erfahren, ich aber will euch nur noch kürzlich das Uebrige erzählen, was sich seit der Zeit mit Rosemun=

dens Asche zugetragen hat. — Die feindselige Aebtissin starb, und eine von den Freundinnen eurer Mutter kam an ihre Stelle. Zu eben dieser Zeit bekam das Grab, welches ihre Gebeine umschloß, einen Besuch, den es längst hätte erhalten sollen, wenn nicht Vergessenheit unsern Namen nur gar zu bald aus dem Andenken unserer überlebenden Freunde hinweg lösch-te. — Wiewohl, ich thue vielleicht dem guten König Henrich Unrecht; er wurde vielleicht bis dahin durch unübersteigliche Hindernisse von der Pflicht auf dem Grabe seiner Rosemunde zu weinen abgehalten.

Er kam nach Godstow, und meine guten Freundinnen die Nonnen, ließen mich von Klifford nach ihrem Kloster holen, um mich mit ihnen in einer Bitte zu vereinigen, die sie bey dem Könige anzubringen hätten.

Henrich hatte ansehnliche Stiftungen gemacht, um für die Ruhe der Seele seiner unglücklichen Geliebten zu beten, aber dieses dünkte den gutherzigen Nonnen, welche diese Pflicht ohnedem niemals versäumten, überflüßig; sie wollten etwas anderes; und ich trat ihnen mit meiner Bitte bey, dasjenige vom Könige zu erlangen, was sie kaum so sehnlich wünschen konnten als ich. Henrich gestand uns alles mehr als gern zu, und wir machten unverzüglich Anstalt, Rosemundens Asche aus dem kleinen Gewölbe, in welchem sie bisher beygesetzt gewesen war, in die Mitte des Chors der Klosterkirche zu bringen, und ihr ein Denkmahl zu errichten, welches der Größe unserer Freundschaft für die unglückliche Verstorbene angemessen war. Wir wollten auch die kurze Inschrift verändern, welche die vorige in allen Dingen karge Aeb-

tissin hatte setzen lassen; aber der König meinte, sie wäre dem Charakter Rosemundens, ihrer Stille und frommen Einfalt, ihrer Liebe zum unbekannten Leben, und ihrem Abscheu vor allem was Ruhm und hohe Titel hieszen, so angemessen, daß sie bleiben müsse*).

Henrich besuchte unser Kloster nach diesem noch verschiedene Mal, beschenkte es mit ansehnlichen Freyheiten und verweilte gern in unserer Gesellschaft; aber er fand sich allemal insgeheim bey uns ein, und blieb endlich, als die Verdrüßlichkeiten mit seinen ungerathenen Söhnen zunahmen, gar aus, weil seine kriegerischen Geschäfte fast immer seine Anwesenheit an andern Orten nöthig machten. In einer solchen Zeit war es, da der Vorsteher unsers Klosters, der alte Bischof Hugh von Lincoln, welcher sonst nie in unsere Gegend gekommen war, Godstow besuchte. — Das marmorne Grabmal unserer Rosemunde, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er las die Aufschrift, und ließ sich, weil sie so kurz war, das Uebrige von einigen Umstehenden erklären, welches auf eine nur gar zu nachtheilige Art für die Verstorbene geschah. Er entbrannte in heiligem Eifer, belegte Rosemunden mit den schimpflichsten und pöbelhaftesten Nahmen, löschte mit eigner Hand die Lichter aus, die ihr zu Ehren brannten, riß die schwarze seidne Trauerdecke von dem Grabstein, und verließ nicht eher die Kirche, bis das ganze Denkmahl durch alle Werkleute, welche die Gegend zusammen bringen konnte, zertrümmert, und der Erde gleich gemacht war. — Die Non-

*) Tumba Rosamundae.

nen hatten in dieser Noth zu mir um Hülfe geschickt, aber ich kam, so sehr ich eilte, zu spät; der heilige Mann hatte sich sogar an dem Innern des Sarges vergriffen, und die Gebeine Rosemundens herausgeworfen. Ich setzte mich ihm mit allem Ansehen, das mir mein Stand und meine Unabhängigkeit von ihm gab, seiner religiösen Wuth entgegen, und brachte es durch meine Drohungen mit der Rache des Königs dahin, daß er das Kloster murrend verließ, und es nicht wagte, denen Nonnen eine einzige von den Bußen aufzulegen, die er ihnen wegen der Verunheiligung ihres Klosters zugedacht hatte. Ich sah mich, nachdem ich den Bischof ausgetrieben hatte, unter den Trümmern des Monuments und des bleyernen Sarges, nach den Gebeinen meiner Rosemunde um, und fand sie glücklich beysammen, weil man die Vorsorge gebraucht hatte, sie bey der Begräbniß in wohlriechendes Leder einzuhüllen, um sie auf diese Art für der Fäulniß zu verwahren. Die Asche meiner Freundin war mir zu heilig, als daß ich sie weiter beunruhigen, und in diese innere Hülle hätte eindringen sollen, ich brachte sie in Begleitung aller Nonnen in das kleine Gewölbe, wo sie vormahls geruht hatte; wir sorgten dafür, daß sie noch diesen Abend in ihre alte Gruft beygesetzt, und mit dem Stein, der ihren Nahmen trug, und ganz unversehrt geblieben war, bedeckt wurde. —

König Henrich, welcher eben damahls von einer Reise aus Frankreich zurück gekommen war, erhielt von allem Nachricht, und Bischof Hugh, würde eine strenge Ahndung für seine Verwegenheit zu gewarten gehabt haben, wenn ihn nicht sein hohes Alter, und

vielleicht das Aergerniß, das ihm meine Widersetzlichkeit bey seinem heiligen Eifer verursachte, ehe aus der Welt gerissen hätte, als wir Antwort vom Hofe haben konnten. — Der König versprach, nächstens selbst in unsere Abtey zu kommen, und das Grabmahl seiner Rosemunde wieder her zu stellen, welches aber nicht erfolgt ist. Der Tod übereilte ihn, und eure Mutter ruht noch immer in dem kleinen Gewölbe, das ihr vom Anfange von der vorigen Aebtissin eingeräumt wurde.

Sehr weislich, und zur größten Freude unserer Klosterfrauen, gab der König, dem Sohne der schönen Rosemunde das Bisthum ihres Feindes. Euer Bruder Gottfried ward Bischof von Lincoln und Vorsteher dieses Hauses, er ist oft bey dem Grabe seiner Mutter gewesen; unsere Nonnen beten ihn an, und er begegnet ihnen mit der vorzüglichsten Achtung, aber nie hat er sich bereden lassen, das Monument zu erneuern, das sein Vorgänger zerstörte. Er hat dieses Kloster mit den reichsten Schenkungen versehen, aber ausdrücklich verboten, nichts von denselben auf Veränderung, oder Verzierung ihres Grabes zu verwenden. Wenn ich den Charakter meiner Mutter recht kenne, sagte er, so würde sie euch das nämliche verboten haben. Unbekannt und unbemerkt ruhen ihre Gebeine nach ihrem Tode, so wie sie ihr Leben führte. Die Bosheit, welche sie bey ihrem Leben in der tiefsten unbekanntesten Einsamkeit aufsuchte, würde nicht ermangeln, so wie schon einmal geschehen ist, ihre Ruhe nochmals zu stören, und nicht eher aufhören zu wüthen, bis auch der letzte Staub ihre Asche von den Winden verweht wäre. Heilig sey euch dieses Gewöl-

be, und ich gebiete euch, meinen Leichnam nach meinem Tode zu dem ihrigen zu bringen, und denn die Gruft zu vermauern, ohne einige Anzeige, wer hier schlummert. Der große Engel am Tage der Auferstehung, wird unsern Staub zu finden wissen, und gnädig wird unser Richter seyn. — So sprach euer verehrungswürdiger Bruder, und fast mit eben diesen Worten hinterließ er uns seinen Befehl schriftlich, der uns so heilig ist, daß wir schon jetzt niemanden den Zutritt bey Rosemundens Grabe verstatten, den wir nicht besonders kennen. — Der Mann, von dem ich euch gesagt habe, daß er euch genaue Nachricht von dem Tode eurer Mutter würde geben können, wurde durch die Schwierigkeit die er fand, sein Gebet, wie er pflegte, täglich bey ihrem Grabe zu verrichten, bewegt, in meine Dienste zu treten, um immer Zutritt daselbst zu haben. Er befindet sich auch gegenwärtig hier, und es kommt nur auf euch an, ob ihr ihn sogleich sehen wolltet.

Lady Mariens Erzählung hatte Walters Gemüth auf so verschiedene Art angegriffen, daß er eine lange Weile verzog auf ihre letzten Worte zu antworten. — Am meisten beunruhigte ihn gegenwärtig dieses, daß er seinen so lang gefaßten Vorsatz seiner Mutter ein prächtiges Denkmahl zu bauen, fahren lassen sollte; dieses war mit eine von den Absichten seiner Ueberkunft, und es ward ihm schwer, dieselbe aufzugeben, indessen machten Lady Mariens Vorstellungen und genauere Ueberlegung der Gründe seines Bruders, daß er endlich diesen Entschluß bey Seite setzte, aber sich nicht enthalten konnte, einen andern zu fassen, den er zur Zeit noch verschwieg, welcher ihm aber

wie wir in der Folge sehen werden, ebenfalls fehlschlug. — Er brach gegenwärtig sein Gespräch mit der Dame kurz ab, und bat sie, den Mann herbeyfodern zu lassen, von dem sie gesprochen hatte, den er so sehr zu sehen wünschte, und welchen meine Leser im folgenden Kapitel kennen lernen sollen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Rosemundens Todtenfeyer.

Unsere Worte, unsere Gedanken, werden oft von den Unsichtbaren belauscht.

Der Herbeygeforderte erschien. Ein majestätischer Greis, dem noch jugendliche Heiterkeit auf der Stirne saß, und den Walter aus den wenig veränderten Zügen würde gekannt haben, wenn er sich auch nicht in der Tracht seines Standes gezeigt hätte, und dadurch doppelt kenntlich geworden wäre. Walter eilte auf ihn zu, und schloß ihn in seine Arme. O mein Rollo, mein Vater, mein Lehrer! rief er aus, indem er seine Liebkosungen verdoppelte, ists möglich, daß ich euch noch diesseits des Grabes finde? — O ja, mein Sohn, erwiederte der Alte, und die Freude euch wieder zu sehen, wird mein Leben noch mehr verlängern.

Es würde unnöthig seyn, alle die Reden aufzuzeichnen, die zwischen dem Tempelherrn und dem alten Minstrel geführt wurden. Erinnerung vergangner Dinge, Erzählung bisheriger Schicksale, Fragen nach alten Freunden, kurz alles, was beym Wiedersehen lang getrennt gewesener Freunde vorzufallen pflegt, das kam auch hier an die Reihe, vornehmlich fragte Rollo nach Blondel und Hunbergen, von denen er die letztere zuletzt bey ihrer Anwesenheit auf Lord Kliffords Schlosse, einigemahl insgeheim gesprochen, und den ersten, das letzte Mal an König Henrichs Hofe gesehen hatte, als er denselben verließ, um den Rest seiner Tage in der Einsamkeit zuzubringen.

Walter beantwortete diese Fragen so kurz er konnte, um bald auf die große Frage zu kommen, die er an Rollo, wegen der letzten Schicksale seiner Mutter zu thun hatte. Kommt mit mir zu Rosemundens Grabe, erwiederte der Greis mit einem tiefen Seufzer. Laßt uns in der Nähe ihrer heiligen Asche das Andenken ihrer letzten Leiden feyern.

Sie empfingen den Schlüssel zu dem Begräbnisse aus Lady Mariens Hand, und Walter folgte seinem Freunde stillschweigend nach der Klosterkirche. Es war in den ersten Tagen des Frühlings, die Luft athmete noch kalt, obgleich die Sonne mit verneuter Kraft vom wolkenlosen Himmel strahlte, und junge Blumen aus den Gräbern des Kirchhofs, über den sie giengen, hervorlockte. Ein heiliger Schauer, und Ahndung der Auferstehung durchbebte Waltern, wie er, seinem Freund zur Seite, über die stillen Grabhügel wallte, er schwieg mit ernst zur Erde gesenktem Blick, und Rollo schloß die öde Kirche auf. —

Sie wandelten durch manches schallende Gewölbe, ehe sie zu der Stelle kamen, wo Rosemundens Gebeine schlummerten. — Rollo öffnete die Halle, und sie traten ein. — Einige abwärtsgehende Stufen führten sie in ein kleines reinliches Gewölbe, welches von einem in der Höhe angebrachten Fenster, das ins freye Feld gieng, genugsames Licht erhielt, daß man alle Gegenstände unterscheiden konnte. In einer großen Vertiefung der Mauer, welche die gutherzigen Nonnen mit den Trümmern des weissen Marmors von Rosemundens zerstörten Grabmahl sehr zierlich hatten belegen lassen, sahe man den Stein mit dem Namen derjenigen welche hier ruhte, der, wenn er hinweggenommen wurde, den Sarg der Verstorbenen, und einige theils frische, theils welke Blumenkränze zeigte, womit ihre Verehrerinnen ihr Grab von Zeit zu Zeit zu schmücken pflegten, und welche hier, von den ersten Schneeblumen des frühen Lenzes, bis auf die spätsten Rosen, bis auf die noch spätern Zeitlosen oder andere einfache geruchlose Kinder des Herbsts und Winters niemahls ausgiengen.

Den Eindruck, den der erste Anblick der Ruhestatt seiner verewigten Mutter auf Waltern machte, und alle Ausbrüche der Liebe und des Schmerzens, denen er sich überlassen mußte, übergehe ich mit Stillschweigen. Rollo wußte das Ungestüm seiner Empfindungen zu mildern, sie setzten sich in einen Strahl der Frühlingssonne, welche durch das hohe Fenster auf das Grabmahl fiel, auf einen Marmorstein nieder, welchen man zur Seite desselben, zur Ruhe derjenigen angebracht hatte, welche gern hier verweilten, und Rollo fing die Erzählung von Rosemundens Tode folgendermaßen an:

Ihr

Ihr werdet euch nicht wundern, daß ich so großen Antheil an der hier Schlummernden nehme, wenn ich euch sage, daß ich sie von ihrer ersten Kindheit an kannte, daß ich sowohl ihr Lehrer war als ich der eurige gewesen bin. O! wie viel interessante Dinge könnte ich euch von ihren frühesten Jahren, von den ersten unmerklichen Entwickelungen ihrer Vollkommenheiten und von so manchen kleinen Begebenheiten sagen, in welchen sich ihr ganzer Charakter so deutlich ausdrückte, als wie in den größern, welche nachmahls den wichtigsten Einfluß auf ihre Schicksale hatten. Doch davon ein ander Mahl.

Mein Schicksal brachte mich fast zu eben der Zeit, da Hunberga, welche mit Rosemunden erzogen ward, nach Hofe kam, eben dahin. — Ich folgte ihr nachmahls, da sie Gräfin von Flandern ward, nach Montçon. Ich war der Vertraute ihrer und Rosemundens Angelegenheiten. Man vertraute mir eure Erziehung an; ich wußte um alles was euch und eure Mutter angieng, aber es fand sich keine Gelegenheit für mich, nach England zu gehen, und die theure Lady Rosemunde wiederzusehen, bis auf den Zeitpunkt, da mich die Gräfin von Flandern an König Heinrichs Hof schickte, um, wie sie vorgab, daselbst die Angelegenheiten des jungen Blondels zu treiben. — Im Grunde war dieses nur der Vorwand meiner Reise, denn meine Hauptaufträge bestanden darinnen, mit euren Eltern Abrede zu nehmen, ob, und auf was für Art sie eure Ueberkunft nach eurem Vaterlande veranstalten wollten, nach welcher sich vornehmlich eure Mutter so herzlich sehnte.

Ich erfuhr auf dem Wege, daß König Henrich gegenwärtig in Frankreich wäre, aber ich verspartemeine Geschäfte bey ihm, bis nach meinen Besuch bey Rosemunden, und setzte meine Reise, mit einer Eile, die ich mir fast selbst nicht erklären konnte, nach Woodstock fort, wo sich eure Mutter damahls aufhielt.

Aber wie soll ich euch die Verwirrung, in der ich alles daselbst fand, abschildern? Die Gräfin von Flandern hatte mir viel von der Stille und Einsamkeit dieses Schlosses, von den immer verschloßnen Thoren, und tausend andern Dingen gesagt, welche König Henrich, zur Sicherheit seiner Rosemunde in der Gegend wo sie lebte, veranstaltet hatte, aber ich fand nichts von dem allen. — Alle Pforten des Schlösses waren geöffnet, und liessen Haufen von lärmendem Pöbel aus und ein, welche dem Ansehen nach, von, und zu einem sehr lustigen Anblicke giengen und kamen, weil man überall Geschrey und lautschallendes Gelächter hörte. Ich fragte einige die mir begegneten, was es gäbe? und erhielt nichts zur Antwort, als man hätte Lady Rosemunden gesehen, oder man gienge hin, sie zu sehen. — Eine Ahndung von einem Unglück, das ich selbst nicht zu nennen wußte, übergoß mich mit einem kalten Schauer. Ich trat mit Zittern in das Schloß, wo überall die nähmliche Verwirrung herrschte. Ich eilte nach einer von den untern Hallen, wo ich den meisten Ab- und Zufluß des lärmenden Pöbels sah, und hatte daselbst einen Anblick, der zu schrecklich war, als daß ich im Stande seyn sollte, ihn euch vollkommen zu schildern. Eine kleine Anzahl von Leuten, die ich für Bediente des Schlosses hielt, hielten die offenen Thüren besetzt, und bemühten sich, das unver-

schämte, Eindringen des Pöbels, in dieses Heiligthum zu verhindern, da sie zu schwach waren es gänzlich aus dem Schlosse zu treiben. — Ich drängte mich hindurch, ich fragte die Umstehenden, und erhielt endlich doch so viel zusammenhängende Antwort: Lady Rosemunde, die Beyschläferin des Königs, habe sich diesen Morgen selbst ermordet, und also ein Ende genommen, welches man nach ihrem gottlosen Leben längst hätte erwarten können. — Ich weiß nicht, wie ich Kraft genug haben konnte, diese Nachricht anzuhören, ohne sinnlos zur Erde zu sinken, oder wie es kam, daß ich, da ich Leben und Besonnenheit behielt, nicht denjenigen, welcher so viel Schmähungen in einem Athem ausstieß, auf der Stelle ermordete. —

Ein gewaltiger Stoß des nachdringenden Volks brachte mich jetzt auf einmahl völlig an das Thor der Halle, zu welcher sich jedermann drängte, um das zu sehen, wofür ich mein Leben hätte hingeben mögen, um es nie erblickt zu haben, — Rosemunde lag in der Mitte des Saals auf der bloßen Erde, mit Blut übergossen, unter den Händen einiger bey ihr knieenden Weiber, welche sich zu bemühen schienen, das Blut zu stillen, und Leben in den erstarrten Körper zu bringen. Aber gerechter Gott! schrie ich, indem ich mein Schwert auszog, und einen von den Leuten bey der Gurgel faßte, welche am Innern des Thors stunden, um das Eindringen des Pöbels zu verhüten, welche Raserey, den Augen des Pöbels einen solchen Anblick so lange zu gönnen! Wir sind zu schwach, antwortete ein anderer, der sich zitternd bemühte, seinen Gefährten aus meinen Händen zu retten. — Das will ich sehen, schrie ich mit wüthender Stimme. Man verschlie-

ſe augenblicklich die beyden Eingänge, wo das wenigſte Gedränge des Volks iſt, man bedecke die blutende Leiche mit einem Tuche, und diejenigen unter euch, welche Schwerter oder andere Waffen haben, ſtellen ſich hier an meine Seite, und folgen meiner Anführung. Die unglaublilche Schnelligkeit, mit welcher dieſe Befehle vollzogen wurden, zeigte mir, daß es dieſen verzagten Leuten nicht ſowohl an gutem Willen, als an Entſchloſſenheit, und einem Anführer gefehlt hatte. — Sie beredeten den Pöbel, um ihn von den andern Thüren abzutreiben, ſich nach dem Haupteingange zu begeben, wo ſie das traurige Schauſpiel beſſer würden ſehen können, indeſſen ich an dem Hauptthore mit entblößtem Schwert auf einen erhabenen Sitz, den ich herbeytragen ließ, in die Höhe trat, ſo, daß mich jedermann ſehen konnte. — Mit erhabner Stimme befahl ich dem Volke, im Namen des Königs dieſen Ort zu verlaſſen, und die Wohnung derjenigen nicht länger zu beunruhigen, die nicht durch Selbſtmord, ſondern durch meuchelmörderiſchen Ueberfall, ihr edles Leben verlohren hätte. Ein wüſtes Geſchrey, und verdoppeltes Eindringen des Pöbels beantwortete meine Rede; aber ich ſprang herab, und einige Hiebe, mit welchen ich diejenigen, welche dem Thor zunächſt ſtanden, zu Boden ſtürzte, nebſt einem Dutzend blinkender Schwerter, die in dieſem Augenblick hinter mir erſchienen, verbreiteten ein ſolches Schrecken unter dem tollen Haufen, daß ſie mit großem Geſchrey und ſolcher Eil entflohen, daß verſchiedene von ihnen zu Boden getreten wurden, welche durch ihr Geſchrey um Hülfe, den Wahn des Pöbels von einer großen Anzahl Gewaffneten, von denen ſie verfolgt wurden, vermehrten. — Wir jagten ihnen mit ſo vie-

lem Geräusch als möglich nach, warfen ihnen die Verwundeten die sie hinterlassen hatten, hinten nach, und verschlossen hinter ihnen das Thor, mit allen Riegeln die es hatte.

Nachdem ich auf diese Art in weniger als einer Viertelstunde das Schloß gereinigt hatte, eilte ich in den Saal zu Rosemundens Körper, versuchte alle Künste die ich besitze, um die Seele in denselben zurück zu rufen, und überließ mich, als alles vergebens war, dem ausschweifendsten Schmerz, den ein Vater bey dem Tode seines Kindes fühlen kann. Erst gegen den Abend faßte ich mich so weit, daß ich die Leiche in ein anderes Zimmer bringen, und alle Bediente des Hauses zusammen kommen ließ, um von ihnen den wahren Verlauf dieser entsetzlichen Begebenheit zu erfahren. — Diese armen Leute verehrten mich seit dem, wozu ich sie diesen Morgen angeführt hatte, wie eine Gottheit, und nahmen die harten Verweise, die ich ihnen wegen ihrer Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit gab, mit Demuth an; was aber die Erzählung der traurigen Geschichte anbelangt, so verwiesen sie mich an eine von den Weibern, welche ich zuerst bey dem Leichnam gesehen hatte, und von welcher sie mich versicherten, daß sie von allem unterrichtet wäre.

Die Erzählung dieser Frau war zu umständlich, als daß ich sie euch wörtlich mittheilen könnte, höret also nur das Vornehmste derselben. — Sie hielt sich weitläuftig bey den Verfolgungen auf, welche die Königin schon seit Jahren über eure unglückliche Mutter gehäuft hatte, und welche ihr bereits aus ihren Briefen kennt. Der Tod des alten Ritter Thomas von Nesle, dessen sie zu Anfange ihres letzten Briefs, welchen Hunberga

in meiner Abwesenheit erhielt, gedenkt, entriß ihr, wie sie sich sehr wohl selbst ausdrückt, ihre letzte Stütze; er war der treuste, klügste, und tapferste Beschützer, den ihr der König zugeben konnte, und bey seinem Leben war es Eleonoren unmöglich, ihrer Feindinn etwas anzuhaben. Er starb aller Wahrscheinlichkeit nach an Gifte, den ihm die Königin, durch die Gehülfen ihrer Boßheit, welche sie an allen Orten hatte, beybringen ließ. Rosemunde betrauerte ihn wie eine Tochter, sie veranstaltete sein Leichenbegängniß aufs prächtigste, und begieng die Unvorsichtigkeit, ihn durch alle Bedienten des Schlosses zu Grabe begleiten zu lassen, indessen sie nur mit zwey Weibern im Schlosse zurück blieb.

Diese Zeit nutzte Eleonore, welche von allem Nachricht haben mußte; sie drang mit einigen ihrer Bedienten in die untere Halle, wo sie die über den Tod ihres Beschützers weinende Rosemunde antraf. — Sie fiel sie mit der Wuth einer Furie an, belastete sie mit den fürchterlichsten Flüchen und Drohungen, und wollte sie nöthigen ihr zu folgen, und in einem entfernten Kloster auf ewig auf König Henrichs Umgang Verzicht thun. Rosemunde widerstand ihr mit der ihr eignen Sanftmuth und Standhaftigkeit, sie bat, sie weinte, sie umarmte ihre Knie, und war in dieser Lage so schön, daß Neid und Erbitterung auf einmal in dem Herzen der boßhaften Königin die Oberhand gewann, und sie ihr mit einem Dolche fünf Stiche versetzte, davon schon ein einziger hinlänglich gewesen wäre, sie zu tödten; zwey derselben giengen in die rechte Seite, zwey in die Brust, und mit dem letzten durchbohrte sie ihr die Gurgel. Nach vollbrachter That winkte sie ihren Bedienten,

welche Rosemundens Weiber hatten abhalten müssen, ihrer Gebietherin zu Hülfe zu kommen, und entflohe.

Man bemühte sich, das Blut der Verwundeten zu stillen, aber umsonst, man suchte sie ins Leben zurück zu rufen, aber ihre Seele war bereits entflohen. — Die Leichenbegleiter kamen zurück, aber kaum die Hälfte derselben, denn die übrigen, welche von Eleonoren bestochen waren, und wußten, was in ihrer Abwesenheit auf dem Schlosse vorgehen sollte, fanden nicht vor gut, dahin zurück zu kehren, sondern richteten, wie wir nachmahls erfuhren, ein anderes Geschäft aus, welches ihnen Eleonore aufgetragen hatte, um den schrecklichen Tod ihrer Nebenbuhlerin auch noch schimpflich zu machen, und ihren Körper wo möglich, dem Spott und der Wuth des Pöpels Preiß zu geben.

Diese treulosen Bedienten eilten in die nahgelegenen Flecken, breiteten aus, ihre Gebietherin habe sich selbst das Leben genommen; und setzten hinzu, sie glaubten, daß es zu wagen wäre, sich der Schätze des Schlosses zu bemächtigen, ohne daß man eine Ahndung vom Könige befürchten dürfe, welcher nach dieser That seiner Geliebten, ihrer gewiß nicht mehr achten, und den größten Abscheu vor dem Andenken einer Selbstmörderin haben würde. — Auf dieses ausgestreute Gerücht erfolgte das, was ich selbst mit angesehen hatte. — Der Pöbel war ins Schloß gedrungen, ehe noch Rosemundens wenige Bedienten sich von ihrer Bestürzung erholen konnten. Der eine Theil des wüthenden Haufens entblößte das Schloß von allen Kostbarkeiten, und zertrümmerte das, was sich nicht mit fortbringen ließ, indessen die übrigen sich mit dem Angaffen des schrecklichen Schauspiels in der untern Halle

beschäftigten, und nur durch die schwache Gegenwehr der wenigen Bedienten, die um Rosemundens Leiche versammelt waren, verhindert wurden, sich an derselben zu vergreifen. Hier war es, wo ich eintrat, und wenigstens die Gebeine derjenigen rettete, deren Leben für uns unwiederbringlich dahin war.

Ich besorgte, der aufgebrachte Pöbel mögte einen neuen Angriff auf das Schloß thun, wenn es kund würde, mit wie geringer Macht er von uns in die Flucht getrieben worden wäre, und wie wenig man sich vor uns zu fürchten hatte: ich nahm daher schleunig meine Maßregeln, gab den Bedienten des Schlosses Freyheit zu gehen wohin sie wollten, und machte mich noch dieselbige Nacht, in Begleitung eines einzigen nebst Rosemundens Leiche auf den Weg, um sie an irgend einen Ort in Sicherheit zu bringen. Ich fiel auf das Marienkloster zu Godstow, wo ich glaubte, man würde die Ueberreste der unglücklichen Tochter Lord Kliffords, des Wohlthäters dieses Hauses, mit Freuden aufnehmen. Wie sehr ich mich irrte, wird euch bereits bekannt seyn, und ich brauche meiner Erzählung also nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ich meine Reise eilig fortsetzte, sobald ich durch Bitten und Drohungen endlich ein kleines Plätzgen für meine Verstorbene erlangt hatte. — Was mit Rosemundens Asche nachher vorfiel, wisset ihr ebenfalls aus Lady Mariens Erzählung, und ich habe bey Erwägung dieser Dinge mich oftmahls glücklich gepriesen, daß ich diese heiligen Gebeine, mit so ausserordentlicher Sorgfalt verwahrte, recht, als ob mir geahndet hätte, daß die Wuth ihrer Verfolger auch nach ihrem Tode nicht aufhören würde. — Walter hatte dieser Geschichte mit einer Be-

wegung zugehört, welche sich besser denken als beschreiben läßt, er war bald unruhig im Gewölbe auf- und abgegangen, hatte bald das Behältniß, das Rosemundens Ueberreste umschloß, kniend umarmt, bald sich weinend an die Seite des Erzählers niedergeworfen; Rollo mußte seine Thränen hier mit den seinigen begleiten, und beschloß endlich seine Erzählung folgendermaßen:

Ich eilte nach Frankreich, weniger um Blondels Angelegenheiten bey König Heinrichen zu treiben, als um Rache bey ihm, wider die Mörderin Rosemundens zu bitten. Es gelang mir mit Mühe vor ihm zu kommen; Er war von Rosemundens Ermordung bereits benachrichtigt, sein Herz glühte von Wuth und Rache wider Eleonoren, aber sie war ihm zu furchtbar, und die ganze Strafe die er wagen durfte, ihr anzuthun, war die Verbannung nach Guienne.

Alle Begebenheiten, welche hierauf erfolgten, sind euch bereits bekannt. Eure Verfolger trieben euch von Montçon, ich folgte Blondel nach England, wohin, wie ihr wißt, Hunberga und Mathilde bald nachkamen. — Ich erfuhr nichts von ihrer Anwesenheit, bis bey Mathildens Erscheinung am Hofe. Ich machte alsdenn einige geheime Besuche bey Hunbergen, so lange sie sich zu Godstow und Klifford aufhielt. Mathildens Schicksale trieben die Gräfin von Flandern wie ihr wißt, auch von diesem Orte, und sie trug mir bey ihrer Abreise die Pflicht auf, die sie nun selbst nicht mehr ausüben konnte, die Pflicht, bey dem Grabe ihrer unglücklichen Freundin für die Ruhe ihrer Seele zu beten, welcher ich, wie mein Gewissen, und diese heiligen Gewölbe zeugen können, treulich

nachgekommen bin. Ich sonderte mich ganz von König Henrichs Hofe ab, und führte hier zu Godstow ein einsames Leben. Nach Klifford kam ich nicht, das Leben, das der gottlose Gemahl Mathildens, und seine boßhafte Geliebte, Edita daselbst führten, war mir ein Dolch ins Herz, wenn ich mich erinnerte, was sonst in diesem Schloß für Ruhe, für heilige Stille und Frömmigkeit gewohnt hatte. Lord Klifford starb, und hatte Editen bis an seinen Tod vergebens, mit der Hoffnung geschmeichelt, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Sie verbarg das Andenken ihrer Vergehungen in diesem Kloster, wo sie noch jetzt in schlechtem Ansehen bey dem besseren Theil der Klosterschwestern lebt. — Ihr werdet sie nicht zu sehen bekommen, denn sie scheuet das Licht, und wird niemand weniger geneigt seyn sich zu zeigen als Euch. — — Walter schien auf den letzten Theil von Rollos Erzählung gar nicht geachtet zu haben, er saß tiefdenkend an seiner Seite, und unterbrach erst nach einer langen Weile das Stillschweigen, das nach Endigung seiner Rede herrschte. —

Rollo, sagte er, indem er seine Hand faßte und fest in die Seinige drückte, ich muß euch einen Wunsch vortragen, der schon bey Lady Mariens Erzählung entstand, und nun durch eure Erzählung erhöht worden ist. — Dieser elende Winkel ist unwürdig die Asche meiner Mutter zu beherbergen. Ich hoffe, die Klosterfrauen werden mir dieses Heiligthum nicht versagen, werden Rosemunden das Glück nicht mißgönnen, neben ihrem Gemahl zu schlummern. Ich bringe die Ueberreste meiner Mutter nach Fontevrault, wo König Heurichs Gebeine ruhen, und errichte beyden,

bey meiner Wiederkunft aus dem gelobten Lande ein Denkmahl, das der zerstörenden Hand der Zeit, und aller menschlichen Wuth Trotz bieten soll.

Walter war bey Endigung dieser Worte, in der Heftigkeit des Affekts, mit welchem er sprach, aufgestanden, und es erhob sich ein leises Flüstern um ihn, wie das Flüstern des Abendwinds im Frühlingslaube. Walter horchte hoch in die Höhe, und Rollo sprang auf, und sahe Waltern mit einem Blicke an, der sich nicht beschreiben läßt. — O! rief der Tempelherr mit ausgebreiteten Armen, und emporgehobenen Augen, o Geist meiner Mutter Rosemunde! der du mich jetzo umschwebst, ich schwöre! — aber schnell unterbrach seine Worte ein verdoppeltes Rauschen, es tönte um ihn wie wenn ein starker Wind über ein reifes Erntefeld fährt, daß alle Aehren sich neigen, und im Aufstehen sich zischend berühren. — Walters Locken und sein fliegendes Gewand wehten, sein Schwert klirrte in der Scheide, und Rollo winkte ihm von der obersten der Stufen des Gewölbes, die er in dem Anfall von Schrecken betreten hatte, ihm eilend zu folgen. — Walter gehorchte, Rollo verschloß das Gewölbe, sie giengen durch die einsame Kirche, wo es ihnen, wie es ihnen dünkte, aus allen Gewölben nachflüsterte, und der Wiederhall den Ton ihres Fußtritts doppelt zurück gab. Rollo verschloß das Kirchthor, und war so wenig als Walter geneigt, das Stillschweigen zu unterbrechen, das sie auf diesem ganzen Wege beobachtet hatten.

Was war das? fragte Walter endlich, indem er still stand und nach der Kirche zurück sah, die sie nun schon auf zwanzig Schritte hinter sich hatten. Wenn

ich euch meine wahre Meinung sagen soll, erwiederte Rollo, so hättet ihr den letzten Theil eurer Reden im Gewölbe sollen ungeredet lassen. — Rosemundens Asche darf nicht weiter beunruhigt, darf nicht von ihrer stillen Wohnung entfernt werden. — Habt ihr dergleichen schon mehr gehört? fragte Walter weiter. Ein einzig Mahl, sagte der andere, als ich einst mit Lady Marien bey dem Grabe saß, wo wir heute gesessen haben, und ich vielleicht mit zu vielem Feuer den Wunsch nach Rache an Eleonoren äusserte, da umsauste es uns noch fürchterlicher als heute; wir flohen, und haben nie ein ähnliches Gespräch nach dem in dem Gewölbe geführt. — Offenbar ist die Absicht die ihr äussertet, dem Geiste eurer Mutter der uns fast sichtbar umschwebte, zuwider. Der Schwur, den ihr aussprechen wolltet, ward unterbrochen; das Geräusch verdoppelte sich. — — Walter unterbrach Rollo mit Unwillen, und behauptete, das was sie gehört hätten, könne eben sowohl ein Zeichen des Beyfalls, als der Mißbilligung gewesen seyn. Der Alte schwieg, und der Tempelherr konnte sich nicht enthalten seinen Wunsch noch an demselben Tage Lady Marien, und dem ganzen Konvent vorzutragen, welcher mit allgemeiner Betrübniß und tausendfachen Einwendungen aufgenommen wurde. — Es that Waltern weh, die guten Nonnen so empfindlich zu kränken; aber es war ihm unmöglich, seine Absicht ganz aufzugeben, und alles, was man von ihm erhalten konnte, war, die Sache mit dem Bischof von Lincoln in Ueberlegung zu ziehen, da sie es nicht wagen dürften, ohne dessen Einwilligung hierinnen etwas zu beschließen.

Walter besuchte des nächsten Tages Rosemundens Begräbniß allein, er brachte nach der Zeit oft halbe Tage in demselben zu, und man will angemerkt haben, daß von dieser Zeit an, nichts weiter von dem Wunsche erwähnt wurde, welcher den Klosterfrauen so zuwider war, und daß er sogar beym Abschied dessen nicht gedacht, auch gegen den Bischof von Lincoln nie davon geredet haben soll.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Helfer der Christenheit vermehren sich stärker, als es Waltern lieb ist.

Sollten sich meine erleuchteten Leser an dem letzten Theil des vorigen Kapitels geärgert haben, so muß ich sie bitten, sich in die letzten Jahre des zwölften Jahrhunderts zu versetzen, in welche dieser Theil unserer Geschichte fällt, und sich dasselbe mit allen seinen Aberglauben, Visionen, Ahndungen, und allen dahinauslaufenden Meinungen recht lebhaft vorzustellen, und dann zu urtheilen; ich aber wende mich zu dem Verlauf meiner Geschichte, ohne mich von etwas anderm leiten zu lassen, als von der Wahrheit, und

dem, was uns in dem Dunkel der Vorzeit, oft ihre Stelle ersetzen muß, von der Wahrscheinlichkeit.

Es wurde Waltern schwer, den Ort zu verlassen, wo er bisher so lange mit dem schwermüthigen Vergnügen, welches seinem Charakter das Angemessenste war, verweilt hatte. — Doch seine Pflicht wollte es, und er trennte sich von allem, was ihm in dem Marienkloster zu Godstow lieb war. — Er hatte verschiedene Mahl Briefe von Blondel aus London gehabt, in welchen er ihm den guten Fortgang der Werbungen zum Kreuzzuge meldete, und hinzufügte, daß der Bischof Wilhelm von Tyre, dessen Vermittelung sich Walter ehemahls beym König von Frankreich bedient hatte, herüber gekommen wäre, und sehr stark an einem Vergleich zwischen König Richarden, und König Philippen arbeitete. Es wäre sehr wahrscheinlich, fuhr er fort, daß seine französische Majestät sich persönlich zum Kreuzzug bequemte, und um die gehörige Abrede deswegen mit dem König von England zu nehmen, nebst seiner erlauchten Schwester der Prinzeßin Alice nächstens einen Besuch in London machen würde. Blondel muthmaßte die Absichten dieser beyden edeln Geschwister sehr richtig; Königin von England zu werden, wäre freylich das wünschenswertheste Glück für die Prinzeßin von Frankreich gewesen, deren Schönheit und guter Ruf in gleichem Grade zu sinken anfiengen, und die es also nöthig hatte, daß ihrem Ansehen auf eine mächtige und glänzende Art wieder aufgeholfen würde.

Walter hatte wenig Wohlgefallen an diesen Anschlägen auf seinem Bruder, doch hoffte er, er würde diesesmahl besser im Stande seyn Alicens Schlingen

zu entgehen, als damahls, da sie durch die Blüthe der Schönheit, in der sie noch war, gefährlicher gemacht wurden, als sie jetzt seyn konnten. — Die Nachrichten von dem Eifer, mit welchen man überall auf Hülfe für die morgenländische Christenheit dachte, waren ihm angenehmer; doch war es, als wenn er es ungerne säh, daß König Philipp den Kreuzzug in eigner Person mit beywohnen wollte, er sahe tausend unangenehme Folgen voraus, die aus den verschiedenen Charakteren der beyden kreuzfahrenden Könige entstehen könnten, und seine Furcht, die nachmahls nur gar zu gut erfüllt wurde, vermehrte sich, als er hörte, daß auch Kaiser Friedrich mit in ihren Bund treten, und eine ansehnliche Volkshülfe, unter Anführung des stolzen, unruhigen Herzogs Leopold von Oesterreich nach Palästina schicken wollte. — Was für eine Menge Heerführer, die alle zu einem Zweck arbeiten sollten, und alle von verschiednem Interesse, von verschiednen Affecten, und was noch das Schlimmste war, alle von heimlicher Eifersucht gegen ihren gegenseitigen Ruhm angetrieben wurden.

Walter versprach sich wenig Gutes hiervon, er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als nur ein kleines Heer, bloß unter seinem Befehl zu haben, und es je eher je lieber nach dem heiligen Lande führen zu können; Wunder würde er damit gethan, und alle fremde Hülfe unnöthig gemacht haben. — Die Erfüllung dieses Wunsches war indessen unmöglich. Das Volk das er aus seinem eignen Lande aufbringen konnte, war nicht hinlänglich. Richarden hatte er bereits mit Freuden zum Gefährten beym Kreuzzug aufgenommen, und konnte, und wollte ihn nicht dahinten

lassen. — Wo Richard war, drängte sich König Philipp mit ein, und zu diesem gesellte sich unhintertreiblich der Kaiser und der Herzog von Bayern, und der Helfer der bedrängten Christen wurden so viel, daß Waltern bange ward, sie bald in gänzlicher Hülflosigkeit zu sehen. —

Mit bekümmertem Herzen trat er seine Reise an, sehnte sich nicht darnach London zu besuchen, wo er so viel Personen wußte, die er haßte, und nur zweyen, die ihm lieb waren, schiffte nach Frankreich über, hielt sich kurze Zeit in der Grafschaft Anjou auf, und eilte nach Marseille, um nicht allein seine dasigen Freunde zu besuchen, sondern auch Nachricht einzuziehen, was Konrad von Staufen, und die Belforte, in den ihnen aufgetragenen Geschäften ausgerichtet hätten. Er langte an, man nahm ihn mit tausend Freuden auf, und seine Ritter legten Rechenschaft ab, wovon sich nicht viel sagen läßt, als daß die schöne Grasende noch immer die schöne Grasende war, und daß die Ritter bey König Philippen nichts von der ehemahls versprochenen Volkshülfe erhalten hatten, weil er, wie er gesagt hatte, seine Leute selbst wider die Sarazenen anführen wollte. — Konrads Gesicht und sein ganzes Betragen trug das Gepräg der tiefsten Schwermuth, welches er zwar auf das schlechte Glück in seinen Verrichtungen rechnete, wovon aber Walter die wahre Ursache nur gar zu gut errieth. Der Eifer, mit welchen er nach allen Dingen fragte, die sich in Rücksicht auf die schöne Rosemunde zugetragen hatten, und die Art, mit welcher er Walters Erzählungen anhörte, zeigten nur gar zu deutlich, was uns in unsern Zeiten unglaublich vorkommt, daß er sich noch

nicht

nicht ganz von seinen Gefühlen für eine Verstorbene losreißen konnte. — Wie sehr bedauerte Walter seinen unglücklichen Freund, und, wie sehnlich wünschte er, daß eine lebendige Schönheit, Rosemunden verdrängen mögte; aber da die reizenden Marseillanerinnen nichts ausrichten konnten, welche Konrad täglich vor Augen hatte, so war wenig Hoffnung zu seiner Genesung.

Die Tempelherren, die Walter nach Marseille geschickt hatte, hatten die viele müßige Zeit, die sie daselbst fanden, unter andern auch zu einem Besuche bey ihren Brüdern in Barzellona angewendet, von welchen sie bey Walters Ankunft erst kürzlich zurück gekommen waren. Konrad wußte ihm so viel von dem alten Robert Burgundio zu erzählen, und beschrieb ihm das Verlangen, das dieser ehrwürdige Greis nach ihm hatte, so lebhaft, daß Walter seinen Besuch bey demselben beschleunigte. — Er hatte mit Richarden verabredet, seine Ankunft zu Marseille zu erwarten, und von da nebst ihm nach Palästina abzugehen; Blondel schrieb aus London, daß die Zeit des Abzugs nicht mehr weit entfernt sey; Walter wollte vorher auch noch die Gräfin von Flandern besuchen, und er hatte also Ursach zu eilen, damit er keines von seinen Geschäften versäumte.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der Greis von Barzellona.

Wie der Vater den Sohn, so empfieng der Greis von Barzellona unsern Tempelherrn. Robert sah in Waltern ganz den Mann, der er in seiner Jugend war, und Walter in ihm, den, der er zu werden wünschte. Walter brauchte dem alten Tempelherrn wenig oder nichts von seinen Angelegenheiten und von dem Zustand der Christenheit in Orient zu sagen, denn dieser wußte schon alles, und sprach von allem so, als ob er selbst dabey gewesen, alles selbst mit angesehen hätte; die Heiterkeit und Stärke seines Geistes bey einem hohen Alter war unglaublich. Keine Fehler, welche die Seele nur gar zu oft beym Verfall des Körpers annimmt, kein Eigensinn, keine mürrische Laune, nichts von dem allen zeigte sich bey ihm; die einzige Schwachheit, die man ihm Schuld geben konnte, war, daß er bey der Stärke seiner Seele, die Hinfälligkeit seines sich zum Grabe neigenden Körpers vergaß. Er trug noch die Rittertracht, die er vor fünfzig Jahren trug, wollte das Schwert noch regieren, das er damahls regierte, glaubte sich fähig, alles das noch zu thun, was er in seinen jugendlichen Jahren that,

und zürnte, wenn man ihm hierinnen widersprach, oder wenn ihm sein eignes Gefühl widerlegte. Walter wußte dieses aus Konrads Erzählungen, und schonte den ehrwürdigen Alten. Robert erbot sich, ihm alle Befestigungen seines Schlosses zu zeigen. Seine Ritter sollten, von ihm angeführt, Waltern ihre Stärke in ihren gewöhnlichen Uebungen sehen lassen; er wollte mit ihm eine Reise durch die ganze Gegend von Barzellona thun, welche meistens den Tempelherren gehörte, um ihn mit allen ihren Besitzungen bekannt zu machen; aber Walter beredete den jugendlichen Greis, dessen Kräfte durch diese Dinge völlig erschöpft worden wären, unter dem Vorwand eigner Müdigkeit, die wenigen Tage, welche er bey ihm zubringen konnte, im Zimmer zu verweilen, oder nur kleine Spaziergänge in den umliegenden Gegenden zu unternehmen. Robert lachte, meinte in Walters Jahren wäre er nicht so leicht zum Geständniß der Müdigkeit zu bringen gewesen, und triumphirte über seine größere Stärke; ein Vorzug, den der junge Tempelherr dem Alten mit Vergnügen überließ, und auf nichts dachte, als wie er in der kurzen Zeit, die er bey ihm bleiben konnte, so viel Vortheil als möglich aus seinem Umgange ziehen wollte. — Sein Wunsch ward erfüllt; Robert gewann ihn so lieb, daß er nicht gern eine Stunde von ihm seyn mogte, und war so bereitwillig ihm über alles was er wollte, Unterricht zu geben, als Walter denselben von ihm zu erbitten. Seine Aussprüche trugen zuweilen das Gepräg, einer mehr als menschlichen Weisheit, und seine Gedanken in Ansehung der Zukunft, deren Wahrheit, wie wir wissen, Walter schon erfahren hatte, konnten oft fast pro-

phetisch genannt werden. Robert leugnete dieses, gestand aber ein, daß lange Erfahrung, und eine gewisse Fertigkeit in Vergleichung geschehener und gegenwärtiger Dinge, einem Greise oft Aufschlüsse über die Zukunft gäben, welche dem jüngern Theil der Menschen übernatürlich schienen. — Ob dieses wahr war, ob Robert wirklich keine andere Kenntniß künftiger Dinge hatte, als die aus diesen Quellen entspringt, das weiß ich so wenig zu sagen, als worinnen im kleinsten Detail die Gespräche bestanden, welche die beyden Tempelherren alle diese Tage über mit einander hielten. —

Aber sie mußten sich trennen, selbst Robert meynte, es sey Zeit zu diesem Schritt der beyden so sauer ward. Lebt wohl! mein Vater, sagte Walter zu dem Greise, lebt wohl! vielleicht daß wir uns bald wiedersehen. Vielleicht? wiederholte der Alte, warum nicht gewiß? O glaubt mir, mein Sohn! wir sehen uns gewiß und bald wieder, und an einem Orte, den ihr vielleicht nicht für den ersten Ort unserer Wiedervereinigung haltet. Walter, der gewohnt war, Dinge aus dem Munde des Greises zu hören, die er nicht völlig verstand, und wußte, daß Robert nicht gern weitläuftige Erklärungen gab, ließ die Rede unerörtert vorüber gehen, aber bey einigen andern Ausdrücken, deren sich der alte Held gebrauchte, konnte er nicht so gleichgültig seyn; er drang in ihn, sich näher zu erklären, aber vergebens.

Schon oft hatte er Roberten mit seiner Liebe zu Mathilden, und mit seinem Vorsatz unterhalten, sobald die Sarazenen gedemüthigt, oder nur genugsam geschwächt wären, das Ordenskreuz niederzulegen;

Dinge, wider welche der Greis nie den geringsten Schatten der Mißbilligung hatte blicken lassen, aber jetzt, da er dieser Dinge noch einmal gedachte, und sich des Ausdrucks bediente, er hoffte, ihm Mathilden in Kurzen als Gräfin von Anjou vorzustellen, — da konnte sich Robert eines unwilligen Gelächters nicht enthalten. Höret doch auf, sagte er, mir Dinge vorzureden, die nie geschehen werden. Mathilde wird eher Königin von England, als Gräfin von Anjou seyn, und ihr könnt euch noch allenfalls mehr Rechnung auf die Krone von Jerusalem, als auf die Regierung des Landes machen, das euch euer Vater bestimmt hat. — Ich habe schon gesagt, daß Walter sich vergebens bemühte, eine Erläuterung dieser Worte zu erhalten. Robert drückte ihm nochmals die Hand, und ermahnte ihn, nie muthlos zu werden, wenn ihn auch alle irrdische Hoffnungen trügen sollten; wenn wir uns wiedersehn, setzte er hinzu, so wollen wir uns von bessern Freuden und Hoffnungen unterhalten, als die, mit welchen jetzt eure Seele angefüllt ist.

Roberts Abschiedsreden gaben Waltern Stoff zu mancherley Nachdenken; er errieth oftmahls ihren Sinn ganz genau, er sah sich denn mit einem kleinen Bedauren in der Welt um, die so schön war, ihm jetzt mit so viel neuen Freuden entgegen lächelte, die er ungern so bald verlassen hätte; aber bald faßte er sich wieder, und beschloß alles willig von der Hand der Vorsehung hinzunehmen, jedes Schicksal für Glück zu halten, das ihm beschieden wäre.

Neue Gegenstände verdrängten die Gedanken, die er von dem Greis von Barzellona mitgebracht hatte, nach und nach. — Er kam wieder zu Marseille an,

er erfuhr, daß man fast die Wochen abzählen konnte, in welchen Richard nach Marseille kommen, und nebst ihm, den Zug nach dem heiligen Lande antreten wollte, und er eilte nach Brignolle, um die Gräfin von Flandern noch einmal zu sehen, und wie er hoffte, nur auf kurze Zeit von ihr Abschied zu nehmen. Fast war dieser Abschied für eine so kurze Trennung als sie vermutheten, zu traurig. Möglich ists, daß Roberts bedenkliche Worte Waltern noch im Sinne schwebten, und ihm alle seine Hoffnungen zweifelhaft vorstellten; aber er hütete sich wohl, Hunbergen etwas von demselben zu sagen, und also konnten sie unmöglich auf ihre Seele einen Einfluß haben, und ihrem Betragen das Aengstliche, Kummervolle beylegen, das sie noch keinmal so sehr, als bey diesem Abschiede geäussert hatte. — Mathildens war bey diesem kurzen Besuche nur wenig gedacht worden. Hunberga sagte ihm nur so viel, daß sie noch immer so schön, gut und treu wär, wie jemahls, und daß sie sich vorgenommen habe, Zypern nicht eher zu verlassen, bis er sie, wie er in seinem letzten Briefe versprochen habe, selbst von da abholen würde. — Der Gedanke an diese fröhliche Zusammenkunft, war im Stande allen Gram und alle böse Ahndungen aus seinem Herzen zu treiben, er stellte sich dieselbe so nahe vor, als wenn schon alles geschehen wäre, was vor derselben hergehen sollte; er kehrte schon nebst den andern christlichen Fürsten siegreich aus Palästina zurück, die Fesseln des Gelübdes waren gebrochen, alle Hindernisse überwunden, und Mathilde sein. An das Hirngespinst von ihrer Untreu ward gar nicht mehr gedacht.

Bey seiner Rückkunft von Brignolle, nach Marseille, wurde er durch die Anwesenheit seines Freundes Blondel von Nesle sehr angenehm überrascht. Er war König Richarden, welcher in wenig Tagen folgen wollte, zuvorgeeilt, um Muse zu haben, Waltern von allem zu benachrichtigen, was sich, seitdem sie zu Saumür von einander geschieden waren, bey und mit seinem Bruder zugetragen hatte. — Die Erzählung war lang, und nicht ganz unwichtig, und wir halten es also für gut, mit derselben ein neues Kapitel anzufangen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Leser kommt in schlechte Gesellschaft. Eine geringe Schönheit siegt über die schöne Alice von Frankreich.

Mit wie viel Freude, begann Blondel, unser Richard, von seinem Volke aufgenommen wurde, und wie wenig Hindernisse er zu übersteigen hatte, um in alle Rechte seines Vaters eingesetzt zu werden, das habe ich dir bereits geschrieben, so wie viel andre Dinge, die du nun weitläuftiger von mir erfahren

sollst. — Selbst der unbändige, leichtsinnige Johann demüthigte sich vor ihm, und wollte sich dann, so geschwind als möglich, wieder entfernen, aber Richard hielt es für besser diesen gefährlichen Menschen, immer unter seinen Augen zu haben, und er mußte bleiben. — Derer Aenderungen und Verbesserungen, die der neue König zu machen fand, waren unzählige, und es wäre zu wünschen gewesen, daß er dieselben nicht damit angefangen hätte, daß er seine Mutter von einem abgelegenen Schlosse zurück rufte, wo sie in den letzten Jahren ihres Gemahls hatte leben müssen, weil sie ihre alte Neigung, Unruhen anzustiften, von neuem hervorgesucht, und den von allen Seiten geplagten Heinrich tausenderley Verdruß damit verursacht hatte.

Sobald Eleonore bey Hofe ankam, so bekam alles ein anderes Ansehn, Richard ließ sich nur gar zu sehr von ihr regieren, und sie brauchte sein Ansehn zu Ausübung solcher Ungerechtigkeiten, welche, wie ich befürchte, Quellen großer Unruhen werden können, und die seine Gegenwart in seinem Lande so nöthig machen, daß ich hätte wünschen mögen, ihn von dem Zuge nach dem gelobten Lande abhalten zu können. Aber Versuche von dieser Art sind umsonst; er hat noch immer seine schwermüthigen Stunden, in welchen er sich durch nichts, als den Gedanken an seine Wallfahrt beruhigen kann. — Mit vieler Mühe habe ich von ihm erhalten, daß er mich in England zurück läßt. Zwar ist meine Macht gering, ungeachtet ich das Herz des Königs habe; aber meine Gegenwart soll wenigstens dazu dienen, alle heimliche Anschläge auszuspähen, die zum Nachtheil Richards ge-

schmiedet werden, und sie alsdenn durch die Hülfe mächtigerer Personen, zu nichte zu machen.

Ich tadelte Richarden vor einem Augenblicke, daß er Eleonoren zu viel Gewalt über sich gönnte, und du kannst versichert seyn, daß ich dieses boßhafte Weib so von Herzen hasse, als du die Mörderin deiner Mutter; demohngeachtet habe ich es für gut gehalten, es nicht mit ihr zu verderben; sie wird in Richards Abwesenheit in England bleiben, sie wird hoffentlich den Vortheil ihres Sohns, der ihr eigner Vortheil ist, erkennen, und zu befördern wissen, und durch das Ansehn, das ich theils bey ihr schon habe, theils noch zu erlangen hoffe, denke ich, mich ihrer Macht so zu bedienen, daß es Richards Feinden nicht so leicht werden soll, einen Nutzen von seiner Abwesenheit zu ziehen.

Siehe, das sind die Anschläge der Freundschaft für Richard, und der Ergebenheit gegen meinen König. Gebe Gott, daß sie mir gelingen, und wir uns alle in Europa fröhlich wiedersehen. Laß mich jetzt zur Fortsetzung meiner Geschichte zurückkehren.

Die Ungerechtigkeiten, welche Eleonore unter Richards Namen bereits begangen hatte, dir weitläuftig zu erzählen, würde unnöthig seyn, auch hast du vielleicht von ihren unglaublichen Gelderpressungen, und von den Grausamkeiten gehört, die in England wider die unglücklichen Juden verübt worden sind, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, und denen Richard, als er durch mich hinter dieselben kam, noch mit Mühe Einhalt thun konnte.

Ungeachtet dieser Beweise von Eleonorens schlechter Denkungsart, ist demohngeachtet seine Liebe und

Achtung zu ihr unauslöschlich. Es wird ihm so schwer, sich von ihr zu trennen, daß sie ihn auch auf seiner Reise nach Marseille begleitet, und erst wenn er Europa verlassen hat, nach England zurückkehren wird, welches ich dir unter andern auch darum sage, damit du dich gefaßt machest, deine Feindin mit Anstand vor Augen zu sehen, ohne irgend etwas zu thun, das dich mit deinem Bruder entzweyen könnte. —

Walter stieß bey diesen Worten einen tiefen Seufzer aus, und bat seinen Freund fortzufahren. Ich habe dir von den Unterhandlungen Bischof Wilhelms, zu einer Vereinigung König Richards und Philips geschrieben, auch habe ich etwas davon erwähnt, daß wir den König von Frankreich, nebst seiner schönen Schwester in London erwarteten. Königin Eleonore, welche die Absicht dieses Besuchs so gut errieth als ich, zitterte vor den Gedanken Alicen zu ihrer Schwiegertochter, und zur Nebenbuhlerin in Macht und Ansehn zu bekommen. Sie wünschte Richarden verheyrathet zu sehn, aber die Gemahlin, die sie ihm wünschte, sollte ganz unter ihrer Regierung stehen, ganz von ihr übersehen werden, gar keinen Anspruch darauf machen können, selbst zu herrschen. — Als eine sehr weise Dame warf sie ihre Augen auf die Prinzeßin Berengaria von Navarra, und gewiß, sie hätte nicht besser wählen können, denn diese wird ihr sicherlich auf keine Art Eintrag thun. Ohne eben gerade zu häßlich oder einfältig zu seyn, kann die gute Prinzeßin so wenig Anspruch auf Schönheit oder Klugheit machen, daß ich glaube, sie kann Jahre lang an einem Orte seyn, ohne von andern unterschieden, oder nur bemerkt zu werden; man sieht sie, man spricht

mit ihr, man hört sie nennen, vergißt sie wieder, fragt von neuem nach ihrem Nahmen, und spricht mit ihr zum zweyten und dritten Mahl, ohne sich bewußt zu seyn, daß es nicht das Erste ist.

So gieng es auch Richarden mit der guten Berengaria, er hatte sie schon zu Guienne bey seiner Mutter gesehen, sie war auch jetzt mit in ihrem Gefolge; man stellte sie ihm überall entgegen, suchte ihn auf alle Art auf sie aufmerksam zu machen, suchte ihre kleinen Talente zu heben, und ins Licht zu stellen; umsonst, sie war und blieb unintereſſant für ihn, und die Königin gab fast alle Hoffnung auf, sie zu ihrer Schwiegertochter zu machen. Ihre Unruhe hierüber ward durch die Furcht für Alicens Zukunft vermehrt, und sie war so besorgt wegen des Entschlusses, von dem sie befürchtete, daß ihn Richard ergreifen würde, daß sie sich an mich wandte, und sich, wie sie glaubte, sehr listig bemühte, mich über die Neigungen meines Freundes auszuforschen.

Sie hatte keiner List hierzu nöthig. Richards eignes Bestes erfoderte es, ihn von Alicen abzubringen, und ich hielt es für keine Sünde, hierinnen mit Eleonoren gemeine Sache zu machen, vornehmlich, da wir nichts dabey zu thun hatten um zu unsern Zweck zu kommen, als die Sache gehen zu lassen wie sie gieng. — Ich konnte der Königin, ohne die Wahrheit oder meine Treue gegen ihren Sohn zu beleidigen, offenherzig gestehen, daß Richard keine Liebe mehr für Alicen fühlte, und ihr nie seine Hand geben würde, wenn er nicht glaubte, daß er durch Pflicht und ehemahlige Versprechungen dazu verbunden wäre. Ihm es in die Augen fallend zu machen, daß er gegen eine Dame wie

die französische Prinzeßin, keine Pflicht hätte, glaubte ich nichts weiter nöthig zu seyn, als daß man sie vor seinen Augen erscheinen und handeln ließ, vornehmlich, da ihre Schönheit nicht mehr von der Art war, daß sie ihn gegen ihre Fehler blind machen konnte.

Eleonore wurde sehr durch meine Tröstungen gestärkt, wandte mir um derentwillen eine besondere Huld zu, und erwartete nun Alicens Ankunft mit Ruhe.

König Philipp traf bald darauf in London ein, und wurde mit aller der Ehrerbietung und Freundschaft empfangen, welche ihm Bischof Wilhelms Unterhandlungen bey Richarden verschafft hatten. Richard machte sich nun auch gefaßt Alicen zu empfangen, die ihm mit aller Pracht einer Königin entgegen trat, und keine Künste des Putzes gespart hatte, ihre vor der Zeit verwelkte Schönheit zu erhöhen. Es war zum Erstaunen, wie sie sich verändert hatte. Ihren Jahren nach, hätte sie noch lange blühen können, aber daß sie jemahls geblüht hatte, davon zeigten sich keine Spuren auf ihren verfallenen Wangen. Ihren großen, weitgeöffneten feuerlosen Augen sahe man so manche unter Tanz und rauschenden Lustbarkeiten durchwachte Nacht an; ihr Haar hatte durch die Künste, welche die Koketterie erfand, seine Schönheit zu erhöhen, die dunkle Farbe verlohren, war verbleicht, und mußte hier und da durch falsche Locken ersetzt werden, welche dem Auge des Kenners nicht entgiengen, — ihre — doch laß mich diese Schilderung abbrechen, die ich durch ihre ganze Person hindurch führen könnte, ohne dir die ganze Unannehmlichkeit ihrer Figur deutlich genug vorzu-

stellen, wenn du sie nicht selbst gesehen hättest. — Mit vieler Urtheilskraft hatte sie, um mit ihren Reizen nicht ganz zurückzubleiben, lauter alte Damen zu ihren Begleiterinnen gewählt, und von Personen ihres Alters niemand unter ihrer Hofstatt geduldet, als die einzige Anna, ihre traute Gefährtin auf dem Wege der Thorheit und des Lasters, die ihr weder durch Schönheit noch andere Verdienste, im Lichte stehen konnte.

Richard sahe Alicen mit Erstaunen an, er musterte ihre Gesichtszüge, und bemühte sich in denselben die Schönheit zu entdecken, die ihn ehemahls an seiner reizenden Jägerin so bezauberten. Alice war gefällig genug, dieses Erstaunen als eine Wirkung ihrer Annehmlichkeiten anzusehen. Richards Frage nach ihrem Befinden, und seine Besorgniß, sie mögte erst kürzlich von einer schweren Krankheit aufgestanden seyn, brachte sie aus ihrem Irrthume zurück, und färbte ihre Wangen mit einer Röthe des Zorns. Was für eine Unbescheidenheit, eine Dame, welcher man nichts als Jugend, Munterkeit und blühende Gesundheit ansehen sollte, zu fragen, ob sie etwa kürzlich erst vom Krankenbette aufgestanden sey? — Die Prinzeßin wußte sich indessen ganz gut in die Sache zu schicken, sie verbiß ihren Unwillen, beantwortete die Frage des Königs mit Ja, und nahm von dem Augenblicke an, ein schmachtendes, schwaches, kränkliches Wesen an sich, welches sie wo möglich noch unangenehmer machte, als sie zuvor war. — Der großmüthige Richard hatte Mitleid mit der verstellten Kranken, er begegnete ihr mit freundschaftlicher Höflichkeit, und hielt es für seine Pflicht, ihr den ganzen Abend Gesellschaft zu leisten. — Alice besaß Verstand, sie hatte ihren Sinn darauf

gesetzt, Königin von England zu werden; sie kannte Richards schwache Seite, und es ist kein Zweifel, es würde ihr endlich gelungen seyn, ihren alten Liebhaber von neuen zu betrügen. Schönheit, die man in meinem Alter durch Krankheit verliert, kann wieder hergestellt werden. Eine treue Liebhaberin darf den Verlust ihrer Reize nicht auch durch den Verlust ihres Liebhabers büssen. Das Wort eines Ritters ist unverbrüchlich, Richard liebte ehemahls Alicen, und bewarb sich um ihre Hand, also muß er sie auch immer und ewig lieben, und sein Glück in der Verbindung mit derjenigen suchen, die nur für ihn lebte, bloß um seinetwillen, Gesundheit, Reize und alles verlohr, das ihr nur durch die Hand desjenigen kann ersetzt werden, um dessen willen sie ihr Leben im Gram verzehrte. Dieses waren Alicens eigne Worte, und Sentenzen von dieser Art ermangelten nicht einen tiefen Eindruck auf König Richarden zu machen. Ich durfte es nicht wagen, Alicen in ihrem wahren Lichte zu zeigen, weil es mir an Beweisen fehlte. Königin Eleonore schäumte für Wuth über Alicens Sieg, sie nannte mich einen Verräther, einen Mitverschwornen der Prinzeßin, und es würde ohne Zweifel alles über mich hinaus gegangen seyn, wenn sich nicht ein Zufall ereignet hätte, welcher der Sache eine andere Wendung gab, und Richarden nahe am Abgrunde des Verderbens rettete.

Alice hatte allezeit einen erklärten Bewunderer ihrer Reize, Liebhaber, oder Freund, oder Günstling, oder wie man es nennen will, den sie so oft als jedes andere Stück ihres Putzes oder Zeitvertreibes zu verwechseln pflegte. — Sehr lange, — ach viel zu lange für seine Wünsche, war jetzt Graf Leicester in ihrer

Gnade gewesen. — Er hatte sich etliche Jahre lang am französischen Hofe aufgehalten, hatte Alicen gefallen, hatte wenig Geschmack an ihr gefunden, und demohngeachtet, um zuweilen eine sehr schöne junge Dame zu sehen, die in ihren Diensten war, ihren Liebhaber vorstellen müssen. Fräulein Anna, welche sich gleichfalls zu Alicens Hofstatt rechnete, und schlau genug war, Leicesters wenige Neigung für ihre Prinzessin zu merken, schrieb seine häufigen Besuche auf ihre Rechnung, und begünstigte seine Aufwartungen bey Alicen so sehr als möglich, um seines Anblicks genießen zu können. Leicester täuschte beyde, täuschte Annen und ihre Prinzessin, um seine wahre Neigung zu verhehlen, und gab sich dadurch so gänzlich in die Gewalt dieser beyden Weiber, daß sie ihn weit ärger tyrannisirten als er sie, und ihn jede viertelstündige Unterredung mit seiner eigentlichen Geliebten, durch den peinlichsten Zwang erkaufen ließen, den er Tage lang bey den beyden ungeliebten Schönen ausstehen mußte, um den Augenblick abzulauschen, da er seine wahre Gebieterin ungestört sehen konnte. — Er besaß nicht Herz genug, die Larve endlich abzulegen, und war also genöthigt, um nicht sich, und die, welche er liebte, in das größte Unglück zu stürzen, Alicen nach England zu folgen. — Die Prinzessin sah den Gram der ihn verzehrte, und deutete ihn auf ihre baldige Vermählung mit dem König von England. Ihn zu trösten, versprach sie ihm die Fortdauer ihrer Liebe, doch nur mit der Bedingung, daß er Fräulein Annen heyrathete, und dadurch ungetrennt bey ihr blieb. Leicester war in Verzweifelung über diese Vorschläge, er faßte allen seinen Muth zusammen, sich zu weigern. Alice

sah diese Weigerung für einen Beweis seiner Liebe zu ihr an. Anna ward aufgebracht, schob die Schuld ihrer Verschmähung auf ihre Gebieterin, welche ihr Leicesters Hand nicht gönnte; man veruneinigte sich, man machte sich die bittersten Vorwürfe; Alice drohte, und Anna, um ihrer Rache zuvorzukommen, stellte sich besänftigt, und meldete sich noch diesen Abend bey König Richarden, um ihm in Ansehung seiner Braut die Augen zu öffnen. — Der Anklagen, welche über Alicen zusammengebracht wurden, waren unzählige, und von solcher Wichtigkeit, daß eine einzige schon hinlänglich gewesen wäre, die Beklagte, der Ehre Richards Gemahlin zu heißen, unwürdig zu machen. Der erstaunte Richard foderte Beweise, sie boten sich von allen Seiten dar, selbst Graf Leicester, um Alicen loß zu werden, zeugte wider sie. — Die Beklagte wurde vor das Gericht ihres Bruders und ihres Bräutigams gefodert, und die Unmöglichkeit sich zu entschuldigen, machte, daß sie sich ganz in ihrer wahren Gestalt, ganz mit der Wuth und Frechheit zeigte, die ihr keine Entschuldigung überließ, und Richarden auf ewig von ihr befreyte. König Philipp, der nur gar zu viel von dem ausschweifenden Leben seiner Schwester wußte, und sie eben darum so gern zu Richards Gemahlin gemacht hätte, hätte herzlich gern diese scharfe Untersuchung vermieden, aber er ward übereilt, er hatte keine Zeit auf Ausflüchte zu denken, und traute Alicen List genug zu, sich besser aus der Sache zu helfen; aber da sie sich so in ihrer ganzen Blöße zeigte, da ward sein Herz mit Abscheu, nicht gegen ihre Laster, sondern gegen ihren Mangel an Verschlagenheit erfüllt. Er gab König Richarden Recht,

und

und schickte die Verbrecherin nach einem strengen Kloster nicht weit Ronen, in welchem er sie vermuthlich nicht lange lassen wird. Auch Anna gab endlich alle ihre Gedanken auf ihren geliebten Leicester auf, und entschloß sich, den Schleyer zu Fontevrault anzunehmen. Vielleicht, weil sie gehört hatte, daß dieses Kloster von Mönchen und Nonnen bewohnt würde, welche alle unter einer Aebtissin stehen, aber sie kannte die strenge Regel dieses Hauses nicht, und würde das freye ungezwungene Leben, das sie in denselben erwartete, nicht daselbst gefunden haben. — Auch erreichte sie es nicht; wir erhielten noch vor unserer Abreise aus London Nachricht, daß sie auf dem Wege meuchelmörderisch ums Leben gebracht worden sey, auf wessen Befehl, läßt sich errathen.

Wie sehr Königin Eleonore und ich uns freuten, daß wir so ohne unser Zuthun von Alicen befreyt wurden, und Richarden gerettet sahen, das ist nicht zu beschreiben. Berengaria gewann auch durch diese Begebenheit. Ihr stilles unschuldiges Leben stach so sehr gegen Alicens Ausschweifungen, und ihr frommes ehrliches Gesicht und unaffektirtes Betragen, gegen der andern verwelkte Reize und buhlerische Sitten ab, daß es Eleonoren wenig Mühe kostete, sie zu Richards Gemahlin zu machen. Die Vermählung ward in größter Stille vollzogen, und König Philipp mußte den Platz von einer andern einnehmen sehen, den er seiner Schwester zugedacht hatte, und von welchen er nimmer geglaubt hätte, sie durch eine Berengaria verdrängt zu sehen.

Was mich anbelangt, so hätte ich Richarden gern eine vollkommenere Gemahlin gegönnt; aber wo hätte

er die finden sollen? Es ist nur eine Mathilde in der Welt, und diese ist dein. Einen Gedanken an sie würde er sich zur Sünde schätzen. Die andern Damen, auf die er hätte denken können, sind theils schon verlobt, und theils alle Berengarien oder Alicen, in höhern oder geringern Grad. — Er mag also seine Prinzessinn von Navarra behalten. Er liebt sie zwar eben nicht, aber er kann sie leiden, und er wird vielleicht in Zukunft Freundschaft für Sie haben. Sie betet ihn an, sie wird ihm treu seyn, und so wird er vielleicht eine der erträglichsten Ehen mit ihr führen, die sich denken läßt.

Sobald diese Angelegenheiten in Richtigkeit gebracht waren, so dachte man im Ernst auf die Beschleunigung des Kreuzzugs, ehe die zur Schiffahrt günstige Jahrszeit verstrich. — König Philipp hatte fünfzig tausend Mann zusammen gebracht, und obgleich Richard um die Hälfte mehr liefern konnte und wollte, so beredete ihn doch der König von Frankreich, sein Heer nur dem seinigen gleich zu machen. Man ließ die Völker nach Vezelay auf den Gränzen von Burgund vorausgehen, wohin ihnen die Könige gefolgt sind, um sie auf der dasigen ungeheuren Ebene zu mustern.

Wenn es nach Eleonorens Willen gegangen wäre, so hätte Richard niemanden als ihr die Regierung in seiner Abwesenheit anvertraut; aber die Grausamkeiten, die sie ohne Regentin zu seyn, bereits in seinen Nahmen verübt hatte, machten ihn behutsam. Er begnügte sich damit, ihr nicht alle Gewalt und Ansehn zu entziehn, aber er setzte ihr, um sie in Schranken zu erhalten, zwey Bischöfe an die Seite,

welche den Nahmen der Statthalter des Reichs führten, und auf keine Art von ihr abhängen. Unglücklicher Weise ist seine Wahl mit auf Longchamp, Bischof von Elly gefallen, welcher ganz ein Creatur von Eleonoren ist, und dessen Boßheit sein Mitstatthalter, der redliche Bischof Hugh von Durham, schwerlich wird überall Einhalt thun können. — Mir ist bange vor allen den Unordnungen, die eine solche Regierung in Richards Abseyn verursachen kann, und ich kann mich nicht enthalten, den Wunsch zu wiederholen, daß der fatale Kreuzzug vorüber, und Richard wieder in seinen Landen seyn mögte.

Wie viel Ursach der König hat sich für seinen unruhigen Bruder Johann zu fürchten, das ist offenbar, und ich kann es nicht mißbilligen, daß er seinetwegen die strengsten Maßregeln genommen hat; aber das ist zu tadeln, daß er sich von Eleonoren auch wider deinen Bruder den Bischof von Lincoln hat einnehmen lassen, und ihm sowohl, als den Prinzen Johann geboten hat, während seiner Abwesenheit England mit keinem Fuße zu betreten.

Mich dünkt, unterbrach Walter Blondeln, mein Bruder ist durch den königlichen Nahmen ganz ein anderer Mann geworden als er zuvor war. Glaube das nicht, erwiederte der andere nach einigem Nachdenken. Sobald du ihn wieder allein in deiner Gesellschaft haben wirst, so wird er wieder der alte Richard seyn. — Jetzt wird er in allen was er thut, von Eleonoren angeführt und gelenket. — Sie und Berengaria, welche ihn auch nach Palästina begleiten wird, sind ihm nach Vezelay gefolgt, um der Musterung des englischen und französischen Heers beyzu-

wohnen; es fielen bey derselben einige Verdrüßlichkeiten zwischen den Königen vor, welche einen kleinen Vorschmack gaben, wie es in Palästina gehen wird, aber es wurde alles beygelegt, und man schied in guter Freundschaft von einander. Philipp ist nach Genua gegangen, um sich und seine Völker daselbst einzuschiffen, und Richard wird mit den seinigen in wenig Tagen hier seyn, um nebst dir seine Reise von Marseille aus anzutreten.

Blondels Geschichte enthielt so viel Stoff zum Denken und zum Sprechen, daß die beyden Freunde sich erst spät in die Nacht trennten. Mancherley Besorgnisse raubten Waltern in dieser Nacht den Schlaf, und er ließ es den andern Morgen sein erstes seyn, Konraden von Stauffen und die Belforte zu sich zu fodern, um mit ihnen den Zustand der Sachen in Erwägung zu ziehen.

Die Ritter verbanden sich aufs neue, alles für das Beste der Christenheit aufzuopfern, und kein anderes Interesse als dieses zu kennen. Walter musterte sein kleines Heer, das er aus Anjou mitgebracht hatte, und welches gegen Philipps und Richards hundert tausend Mann, kaum gezählt zu werden verdiente. Indessen bestand es aus lauter ausgesuchten Leuten, welche meistens von Stande und guter Denkungsart, und ihrem neuen Grafen so ergeben waren, daß er hoffen konnte, mehr mit ihnen auszurichten, als vielleicht mit einer dreymahl größern Anzahl Volks. — Sie leisteten ihrem guten Fürsten nochmahls ungefodert den Eid der Treue, und bezeugten das sehnlichste Verlangen nach dem Augenblicke, da er von seinem Gelübde losgespro-

chen, den Nahmen eines Grafen von Anjou öffentlich würde führen dürfen, mit welchem sie ihn am liebsten nannten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Leser ist zweifelhaft wer von beyden am thörichsten handle, der große Isaak Comnenus, oder die stolze Eleonore.

Richard kam an; Freude und Liebe glänzten in den Augen der beyden Brüder, als sie sich wieder sahen. Walter schätzte Richarden ungeachtet seiner kleinen Schwachheiten, und Richard vergaß den einzigen kleinen Fehler den er an Waltern kannte, er vergaß, daß er Rosemundens Sohn war. Nicht so Königin Eleonore; sie haßte Waltern, und schwur, ihn ewig zu hassen; Richard und Blondel hatten sich vergebens bemüht, sie auf bessere Gedanken zu bringen. Alles, was sie über sie erhalten konnte, war, daß sie ihn gar nicht zu bemerken schien, und sich völlig so betrug, als ob er nicht zugegen gewesen wäre. Sie hätte keine bessern Maßregeln zum Vergnügen unsers Tempelherrn nehmen können. Ihr bloßer Anblick war ihm schrecklich; er sah den Dolch noch in ihrer Hand, sah seine Mut-

ter vergeblich bittend vor ihr auf den Knien, und sie mit dem Blute dieser Unschuldigen besprützt. Er würde es nicht haben aushalten können, ein Wort zu ihr zu sagen, oder von ihr anzuhören. Er wandte seine Augen von ihr ab, und entfernte sich so schnell als möglich von jedem Orte, wo sie sich befand.

Die junge Königin Berengaria hielt es für Pflicht, dem Bruder ihres Gemahls schwesterlich zu begegnen, und Walter, der ihr den Mangel an glänzenden Talenten, um ihres unschuldigen truglosen Herzens willen, gern übersah, erwiederte ihre Höflichkeiten wie sich es geziemte; eine Sache, die der alten Königin so anstößig war, daß die arme Berengaria noch diesen Abend ihren ganzen Zorn darüber empfinden mußte, und angewiesen ward, sich in Zukunft zurückhaltender aufzuführen.

So war das Betragen der Hauptpersonen gegen einander, und Blondel, welcher bey allen Zutritt hatte, von allen geschätzt wurde, bemühte sich, dasselbe so viel als möglich zu mildern, und in Schranken zu halten, damit von allen Seiten aller Unwille verhütet würde.

Blondel trennte sich den Abend vor der Abreise von seinen Freunden, um nach England zurückzukehren; aber Königin Eleonore fand so großen Widerwillen an der Zuneigung, die Richard und Berengaria unserm Walter bezeugten, daß sie sich nicht überwinden konnte, sie ohne Aufsicht in seiner Gesellschaft zu lassen, und ihnen dadurch Raum zu geben, sich noch fester mit dem Sohn ihrer Feindin zu verbinden. Sie änderte ihren Entschluß, und Blondel, welcher ihre Gegenwart in England zu Richards Besten für höchst

nöthig hielt, mogte bitten wie er wollte, alles war umsonst, und nichts konnte sie von dem Vorsatz abhalten, ihren Sohn mit nach dem heiligen Lande zu begleiten.

Ob Richarden, ob Berengarien, ob Waltern diese Reisegefährtin gleich lieb war, kann ich nicht entscheiden, es sey mir genug, zu sagen, daß die Flotte mit dem ersten günstigen Winde absegelte, und zu Anfang die schönste Hoffnung hatte, Palästina in ungewöhnlich kurzer Zeit zu erreichen; aber der Wind änderte sich, und man sahe sich genöthigt, zu Meßina zu landen, und daselbst bessere Witterung abzuwarten. König Philippen, welcher wie wir wissen, von Genua aus abgesegelt war, hatte das nehmliche Schicksal getroffen. Richard fand ihn zu Meßina, und war gezwungen, nicht nur manchen Tag, sondern etliche Monate in der Gesellschaft dieses Königs zuzubringen, mit welchem sich seine Einigkeit in der größten Entfernung noch am besten erhielt. —

Wenn ich die Geschichte Richard des Ersten, Königs von England, und nicht eigentlich die Geschichte meines Walters unter Händen hätte, so würde man mir es verdenken können, daß ich wenig oder nichts von den Uneinigkeiten der beyden Könige zu sagen Willens bin, welche sich während ihres Aufenthalts zu Meßina entspannen *), aber Walter nahm weiter

*) Wilhelm, König von Kastilien, der Gemahl Johannes, einer Schwester König-Richards, war ohne Erben gestorben, und hatte, seiner Gemahlin zum Nachtheil, das Reich seiner Tante Konstantie hinterlassen, deren natürlicher Bruder

keinen Theil an denselben, als daß er überall der gerechten Sache, welche auf Richards Seite war, beytrat, und durch den Ernst und die Entschlossenheit, mit welcher er alles betrieb was auf ihn ankam, jedermann, selbst Philipp, selbst seinem Bruder Richard, Furcht und Ehrerbietung einflößte, und Königin Eleonoren, die oft geneigt war eine Sache nur darum falsch und verdächtig zu finden, weil Walter sie billigte, einmahl so in die Enge trieb, daß sie es nie wieder wagte, ihm offenbar entgegen zu arbeiten, sondern wieder zu ihren alten Entschluß, ihn gar nicht zu sehen, zu kennen, und zu bemerken, zurück kehrte.

König Philipp, dem recht viel daran gelegen zu seyn schien, Grund zu Zwistigkeiten mit seinem Bundesgenossen Richard zu suchen, war nicht zufrieden, daß er ihm um fremder Angelegenheiten willen Unruhe machte, er trat ihm immer näher, er suchte seine ehemahlige gebrochene Verlobung mit Alicen wieder hervor, ließ Winke wegen der Unschuld seiner Schwester fallen, und nennte Berengarien Richards unrechtmäßige Gemahlin. Versuche, welche durch Hülfe Tancreds, dessen wir in der Note gedacht haben, eines heimtückischen, boßhaften Menschens, endlich in wirkliche Thätlichkeiten zwischen den beyden Königen ausarteten;

Tancred dasselbe zu behaupten suchte. Richard war, wie sich denken läßt, auf der Seite seiner Schwester, und König Philipp, der durch eine unwiderstehliche Gewalt, allemahl zum Unrecht hingerissen wurde, auf Konstantiens und Tancreds Seite. Dieß war der Grund seiner Uneinigkeiten mit Richard zu Meßina.

aber Philipp kam zu kurz, und mußte schweigen, da man ihm die weltkündige, schlechte Aufführung Alicens so deutlich vor Augen legte, daß jedermann sie der Ehre, Königin von England zu heißen, unwürdig erkennen mußte.

Alles ward endlich beygelegt, und Richard gebrauchte sich des ersten günstigen Winds, um von Meßina hinweg zu kommen, von wo König Philipp schon zwey Tage zuvor, fast mitten im Ungewitter, aus Unwillen abgesegelt war. Das Glück war dem Könige von Frankreich günstiger als Richarden. Ein Sturmwind faßte die französische Flotte, und führte sie, zwar etwas unsanft, aber desto geschwinder dem Ziel ihrer Reise näher, dahingegen Richards Schiffe, durch den nähmlichen Wind zerstreut, und erst nach etlichen Tagen wieder zusammen gebracht wurden.

Das Schiff, auf welchem die beyden Königinnen, Eleonore und Berengaria sich befanden, wurde zuerst von der Flotte abgerissen, und nach der Insel Zypern verschlagen. Die hervorragenden Klippen, über welche sie hinweg geschleudert wurden, beschädigten das Schiff so sehr, daß alle Kunst der Seeleute kaum hinlänglich war, das eindringende Wasser abzuwehren und die Lücken zu verstopfen.

Man warf in dem Hafen zu Limisso Anker, und dachte sich keine Schwierigkeit hier zu landen; aber man hatte sich geirrt. — Die Insel Zypern von einem Fürsten beherrscht, der in seinen Landen, wie er sich auszudrücken pflegte, niemanden den Eintritt auf so leichte Bedingungen verstattete.

Um meinen Lesern dieses etwas deutlicher zu erklären, wird es nöthig seyn, sie näher mit dem Kö-

nige von Zypern bekannt zu machen. Isaak, ein Prinz aus dem Hause der griechischen Kaiser, war an dem Hofe seiner weitläuftigen Vettern erzogen worden, denn nur einer weitläuftigen Verwandschaft mit den großen Comnenen konnte Prinz Isaak sich rühmen. Der damahls regierende Kaiser Alexius, hatte eine besondere Huld auf seinen Vetter Isaak geworfen, und ihn nicht allein mit einer seiner Stiefschwestern vermählt, sondern ihn auch zum Beherrscher der Insel Zypern gemacht, auf welche er von seinen Urvätern her, einen kleinen Anspruch machen konnte.

Prinz Isaak war ein hochmüthiger, schwülstiger Mensch, welcher beständig von großen Dingen träumte, und es nicht für unwahrscheinlich hielt, dereinst noch griechischer Kaiser werden zu können, obgleich dieses unmöglich war, wenn nicht alle seine Vettern mit allen ihren Söhnen und Neffen ausstarben, und er allein überblieb. — Die Ehre eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin zu haben, die Erlaubniß, welche Alexius ihm ertheilte, den Namen Comnenus zu führen, und der Besitz einer so hübschen Insel wie Zypern, war ihm das Unterpfand von dem, was künftig noch einmal aus ihm werden könnte. Der Titel, König von Zypern, war ihm für seine großen Erwartungen zu gering, und er hatte nicht sobald seine Regierung angetreten, als er sich in Hinsicht auf seine künftige Größe immer in Voraus Kaiser nennen ließ, ein Titel, welchen ihm niemand versagen durfte, wer eine gnädige Miene von ihm erwartete. — Die Pracht die er am griechischen kaiserlichen Hofe gesehen hatte, suchte er auf alle Art im Kleinen nachzubilden. Sein Pallast war dem kaiserlichen zu Konstantinopel vollkom-

men ähnlich, nämlich in der Anlage, denn da es ihm unmöglich gewesen war, ihm den nähmlichen Umfang zu geben, den der Pallast seiner Vettern hatte, so war er ganz nach dem verjüngten Maßstabe gebaut, und die innere Einrichtung widersprach dem Anstrich von Größe den die Außenseite trug, auf eine so unangenehme Art, daß man ungern daselbst verweilte, und nicht recht wußte, was man aus dem Ganzen machen sollte. Bey der Einrichtung seines ganzen Hofstaats, bey der Benennung seiner Hofbedienten, bey seiner Leibwache, bey Besetzung seiner Tafel, bey der Wahl seiner Kleidung und seines Schmucks, kurz bey allen fand sich die nämliche Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Hofe der Comnenen; überall gleiche Außenseite, gleiche Benennungen, und alles, wenn man es in der Nähe betrachtete, nur nach verjüngtem Maßstabe. —

Ich weiß nicht, ob meine Leser mir es verzeihen werden, daß ich mich so lange bey einer Person aufgehalten habe, welche kaum eine Nebenrolle in der Geschichte meines Walters zu spielen hat; aber der Charakter des Königs von Zypern, schien mir zu merkwürdig zu seyn, um ihn ganz mit Stillschweigen zu übergehen, auch hat derselbe einen zu großen Einfluß in das, was wir künftig von Isaaks Handlungen hören werden, als daß meine Leser ganz unbekannt mit demselben seyn dürften. Um ihnen dieses zu beweisen, kehre ich zu meiner Geschichte zurück.

Eleonore und Berengaria waren in den Hafen von Limisso eingelaufen, und machten sich eben gefaßt, mit den ihrigen das beschädigte Schiff zu verlassen und ans Land zu steigen, als sie von dem Volke, das sich

am Strande versammlet hatte, versichert wurden, daß sie dieses nicht ohne kaiserliche Erlaubniß thun dürften. Man hinterbrachte Eleonoren diese Rede, welche dieselbe mit einem höhnischen Gelächter beantwortete, und ihren Leuten befahl, mit der Ausladung des Schiffes fortzufahren. — Das Volk widersetzte sich, und sprach von Beleidigung des Kaisers; die Schiffleute verlangten den Namen des Kaisers zu wissen, welcher durch die Landung an ein* kleinen Insel beleidigt werden könnte? Die durch das Beyw:rt klein beleidigten Insulaner, schritten zu Thätlichkeiten, und die Sache würde schlimm abgelaufen seyn, wenn man nicht von der Stadt her, einen Trupp, oder wie Kaiser Isaak sich ausgedrückt haben würde, ein fliegendes Heer von fünfzig Mann hätte anrücken sehen, welches den Strand besetzte, und die ans Land gestiegenen, in das Schiff zurücktrieb. — Der Anführer verlangte die Namen der vornehmsten Ankommenden zu wissen, und als man ihm die beyden Königinnen von England nannte, so verlangte er bey ihnen vorgeführt zu werden. — Ohne sich an den Ausbruch von Zorn zu kehren, mit welchen Königin Eleonore ihn empfieng, versicherte er sie im Namen seines Kaisers, daß sie in seinen Landen sehr liebe und willkommende Gäste seyn würden, wenn sie sich nur bequemen wollten, denselben für denjenigen zu erkennen, der er wäre, und für welchen er sich in dieser Schrift bekannt machte. Mit diesen Worten ließ er Königin Eleonoren ein großes Pergament überreichen, welches mit so ausschweifenden Ehrentiteln des Prinzen I aaks, und so ruhmrediger Bekanntmachung aller seiner Ansprüche angefüllt war, daß die stolze Königin von England,

die niemanden nur einen Schein von Größe gönnte, als sich selbst, voll Zorn auffuhr, den großen Isaak, einen kleinen thörichten Prinzen schalt, und das Verzeichniß seiner Hoheiten zur Erde warf. — Es ist unmöglich die Bestürzung zu beschreiben, welche diese Unthat, dieser Hochverrath wider die höchste Majestät ihres Beherrschers, bey den Abgeschickten erregte, sie nahmen die entheiligte Schrift zu sich, und verließen das Schiff mit stillschweigenden Zorn. Die Mannschaft, welche den Strand besetzte, ward stündlich vermehrt, so, daß man nach und nach wohl etliche hundert bewehrte Soldaten rechnen konnte, und das Schiff stand auf dem Punkte im Hafen umzukommen, weil die Macht der Schiffleute kaum noch hinlänglich war, es über dem Wasser zu erhalten. Berengaria fiel Eleonoren zu Fuße, und bat sie, sich nach der Schwachheit des Königs von Zypern zu bequemen, und ihm alle Titel zuzugestehen, die er sich gäbe, damit man nur das Leben rettete; aber die hartnäckige Eleonore war unerbittlich; sie nöthigte die Schiffleute, sich mit dem beschädigten Schiffe noch einmal ins Meer zu wagen, und zu versuchen, ob es möglich wäre, an einer andern Seite zu landen. So gefährlich dieses Unternehmen war, so glückte es dennoch. Das auf allen Seiten wasserschöpfende Schiff, wurde mit unglaublicher Mühe aus den Hafen gebracht, und lief gegen Abend, in einer kleinen Bucht der Insel ein, wo man kaum Zeit hatte, die Personen welche es enthielt, und die nöthigsten Sachen ans Land zu bringen; es sank, und unsere Reisenden sahen sich in einer Gegend, die sie anfangs für ganz öde hielten, bis ihnen, als sie um die Klippen hin-

um kamen, welche ihnen die freye Aussicht ins Land benahmen, ein Haus von mittelmäßiger Größe in die Augen fiel, in welchem sie sich vornahmen zu übernachten.

Berengaria bat Eleonoren mit Thränen ihre Unbiegsamkeit abzulegen, und dafern die Besitzer dieses Hauses etwa auch für Kaiser oder Könige wollten angesehen seyn, ihnen alles zuzugestehen, damit man nicht wieder in so ein Unglück wie das letztüberstandene gerathen mögte. Eleonore, welche durch die ausgestandene Todesangst ein wenig nachgebender geworden war, beantwortete die Bitte ihrer Schwiegertochter mit Stillschweigen, und befahl einem ihrer Bedienten, ihre Ankunft in dem vor ihnen liegenden Hause zu melden und um Herberge zu bitten, doch ohne den Stand der Ankommenden zu melden. — Die beyden Damen folgten ihm in einer kleinen Entfernung, und befahlen ihren Leuten am Strande zu bleiben, und weitere Befehle daselbst zu erwarten.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Lady Klifford.

Meine Leser werden sich vielleicht schon längst gewundert haben, warum ich fast ein ganzes Kapitel

lang bey den beyden Königinnen von England verweilt habe, die uns doch gar nicht so nahe angehn, daß wir ihrentwegen unsern Walter mitten im Sturme auf dem wilden Meere hätten verlassen sollen; aber sie dürfen nur noch etwas weiter lesen, um überzeugt zu seyn, daß ich sie zu ihrem Besten eher als Waltern ans Land gebracht habe, damit sie eher als er, in die Gesellschaft einer Person kommen, welche ihnen vielleicht nicht ganz unwichtig ist.

Der Abgeschickte kam eilig zurück, und meldete, die Dame des Hauses sey so bereitwillig zu ihrer Aufnahme, daß sie käme, sie selbst in ihre Wohnung einzuhohlen. Warum sagt ihr nicht lieber Schloß? antwortete Eleonore, denn ich denke doch wohl, daß auf dieser närrischen Insel alle Hütten Schlösser, und alle Bäuerinnen Damen heißen werden.

Sie giengen weiter, und sahen aus dem zierlichen Hause das im Glanze der Abendröthe dastand, eine jugendliche schöne, majestätische Person ihnen mit so geflügelten Schritten entgegen eilen, als ob sie ihre liebsten Freunde zu empfangen käme; ihr Gewand war schwarz, und ein dünner röthlicher Schleyer, der ihr Haar bedeckte, ward von dem Winde der ihr entgegen gieng so zurückgeweht, daß man alle Züge ihres Gesichts deutlich erkennen konnte. — Sie hatte sich den Kommenden bis auf einige Schritte genähert, als sie mit allen Merkmahlen des Erstaunens zurück trat, und ausrief: Wie? Eleonore, Königin von England? — Eleonore schien gleiche Verwunderung zu fühlen, sie trat der jungen Dame näher, faßte ihre Hand, drehte sie einigemahl hin und her, betrachtete sie vom Kopf bis zu Fuß, ließ ihre Hand sinken, und wendete sich

zu Berengarien, indem sie ausrief: Mein Gott! das ist Lady Klifford, das ist die Mathilde von Tripoli, die einmahl beynahe das geworden wäre, was ihr jetzo seyd.

Ich weiß eben nicht, ob es die vortheilhafteste Art ist, einer Dame vorgestellt zu werden, wenn sie sogleich beym ersten Anblick erfährt, daß sie in uns eine ehemahlige Nebenbuhlerin sieht, auch war es schwerlich Eleonorens Absicht, Berengarien durch diese Worte für Mathilden einzunehmen. Die junge Königinn von England war indessen zu gut, oder zu einfältig, durch die Rede ihrer Schwiegermutter zu einigen Mißfallen an derjenigen bewogen zu werden, welche ehemahls von Richarden geliebt wurde. Gute Lady Klifford, sagte sie, indem sie Mathildens Hand freundlich drückte, werdet ihr der Mutter und der Gemahlin König Richards wohl ein Nachtlager versagen? Mathilde legte die Hand auf die Brust und antwortete mit einer sittsamen Verbeugung, daß sie die Ehre zu schätzen wisse, so hohe Damen zu bewirthen.

Aber, fuhr sie fort, indem sie Berengarien verließ, und sich zu Eleonoren wandte, aber meine Königin, warum sehet ihr diejenige so ungnädig an, die ihr wohl ehedem eures Schutzes würdigtet? O! niemahls, setzte sie hinzu, indem sie ein Knie auf die Erde setzte und die Hand der alten Königin küßte, niemahls will ich vergessen, wie mich diese theure Hand vor der Grausamkeit meines Gemahls so großmüthig schützte, wie sie bereit war, mir das kostbarste Geschenk zu geben das sie geben konnte, und das ich nur um meines Unglücks willen ausschlagen mußte! Stehet auf, Mathilde, erwiederte Eleonore, indem ihr Gesicht ein

wenig

wenig freundlicher ward, ihr seyd unwiderstehlich wenn ihr bittet. Ich zürne nicht auf euch. Es ist freylich euer Unglück und Richards Glück, daß nicht ihr, sondern Berengaria von Navarra Königin von England wurde. Mathilde erröthete, und führte ihre Gäste nach ihrem Hause, wo sie nichts sparte, sie nach der ausgestandenen Gefahr zu erquicken, welche ihr Berengaria mit geschwätziger Vertraulichkeit erzählte. Mathildens hauswirthliche Sorgfalt, die wir schon aus dem ersten Theile dieses Buchs kennen, erstreckte sich auch über das Gefolge der beyden Königinnen, welches, wie wir wissen, am Strande zurück geblieben war, und diese Leute wurden, weil das Haus zu ihrer Aufnahme zu klein war, unter Zelten so wohl bewirthet, daß sie das Unglück den glänzenden Hof des Kaisers von Zypern nicht gesehen zu haben, dabey verschmerzen konnten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Mathilde ist vertraulicher gegen Berengarien als vonnöthen gewesen wäre.

Die Königinnen brauchten einige Tage, ehe sie sich von den Mühseligkeiten ihrer Reise völlig erholen konn-

ten. Mathilde wartete sie mit schwesterlicher und kindlicher Sorgfalt, und es gelang ihr, die das Schicksal hatte fast von jedermann geliebt zu werden, nicht allein Berengarien ganz für sich einzunehmen, sondern auch Eleonoren zu mehrerer Freundlichkeit gegen sich zu bewegen — Nur dann war Eleonore unzufrieden mit ihr, wenn das Gespräch auf den König von Zypern kam, und Mathilde, welche freylich seine Thorheiten nicht entschuldigen konnte, sich bemühte, die aufgebrachte Königin zu besänftigen, und ihr die Gedanken der Rache auszureden, welche sie wider ihn im Sinne hatte. — Es ist eine eurer albernsten Gewohnheiten, sagte sie dann, die ich schon in vorigen Zeiten an euch getadelt habe, daß ihr alle Welt entschuldigen wollt, und immer eine Ursach in Vorrath habt, warum man wider den oder jenen nicht zürnen soll. — Ich habe Ursach, sagte Mathilde, mich des Königs von Zypern anzunehmen, ungeachtet ich gegen seine Schwachheiten nicht blind bin. Er ist viele Jahre mein Beschützer gewesen, und hat mir tausend Gutes erwiesen; er ist der Vater einer Freundin, die ich liebe, ob sie gleich nicht allemahl ganz redlich gegen mich handelte. Er schätzt mich bey allen seinem Stolze würdig, mich seine Tochter zu nennen, ob er gleich hierbey einige Nebenursachen hat, die ich nicht auf meine Rechnung schreiben darf. Eleonore schüttelte den Kopf, und meinte bey allen diesen Dingen hätte sie eine Menge A b e r genannt, welche alle Verbindlichkeiten aufhüben. Ein Fürst, setzte sie hinzu, dem ich so große Schwachheiten zu gute halten muß, wie ihr diesem Isaak, der Vater einer Tochter, welche nicht allemahl redlich gegen mich handelte, und derjenige, der mich aus Nebenab-

sichten seine Tochter nennt, hat wenig Foderungen an mich zu machen, und ich bitte euch, redet mir nichts mehr von diesem gottlosen Menschen, an dessen Untergange ich arbeiten will, so lange mir die Augen offen sind. — Mathilde schwieg, und Berengaria, welche nach Art aller Leute von mittelmäßigem Verstande, sehr neugierig war, ergriff die erste Stunde da sie mit Lady Klifford allein war, sie zu bitten, ihr über alle diese Dinge, die sie zu Eleonoren gesagt hatte, eine Erklärung zu geben, Mathilde bedachte sich ein wenig, und entschloß sich endlich, als sie nicht einsah, was es ihr oder ihren Freunden für Nachtheil bringen könnte, Berengarien zu erzählen, was ihr seit ihrem Aufenthalt auf der Insel Zypern begegnet wäre, und was es mit dem Prinzen Isaak und seiner Tochter eigentlich für eine Beschaffenheit habe. Vielleicht irrte sie, indem sie gegen eine Person wie Berengaria war, sich zu dieser Erzählung bequemte; aber sie traute der jungen Königin mehr Verstand zu als sie besaß, und hoffte, sie würde die Bedingung erfüllen, unter welcher sie diese Dinge zu wissen verlangte, und die alte Königin zu mildern Gedanken gegen den König von Zypern bewegen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Etwas von der Prinzeßin Zoe und Nureddin Saladins Neffen.

Die Ursache, fing Mathilde ihre Erzählung an, welche mich von England nach Brignolle ins Kloster trieb, ist zu unbekannt, als daß ich sie zu wiederholen brauchte; tausendfacher Gram begleitete mich dahin, verbitterte mir mein Leben, und machte mir selbst die Gesellschaft meiner Pflegemutter, der vortrefflichen Gräfin von Flandern, zur Vermehrung meiner Leiden; sie litt so viel als ich, und wir konnten eine der andern nur wenig Trost gewähren. Der Verlust einer geliebten Person machte uns beyde unglücklich.

Mathilde, Mathilde! unterbrach hier Berengaria die Erzählerin, ihr übergeht hier eine Menge Dinge, die ich zu wissen verlange. — Die Ursache warum ihr die Hand meines Richards ausschlugt und das Kloster wähltet, die Ursache des Grams der euch und die Gräfin von Flandern verzehrte, der Name der Person, deren Verlust euch unglücklich machte, alles dieses dürft ihr mir nicht verschweigen.

Mathilde zuckte die Achseln und wollte weiter reden, ohne die Gewissensfragen zu beantworten, aber Berengariens ungestümes Eindringen nöthigte sie endlich, ihr etwas von ihrer frühern Liebe zu entdecken, und sie wegen des Namens ihres Geliebten auf ein andermal zu vertrösten. — Die junge Königin war übel zufrieden ihre Neugier nicht völlig gestillt zu sehen, und Mathilde, welche es schon halb und halb bereute, sich auf diese Erzählung eingelassen zu haben, fuhr folgendermaßen fort, doch mit mehrerer Kürze und Zurückhaltung, als sie sich anfangs vornahm.

Mein Aufenthalt in dem Kloster de la Celle wurde mir ungemein durch die Gesellschaft einer jungen Dame versüßt, von welcher ich etwas mehreres sagen muß als ihren bloßen Namen. — Es war die Prinzessin Zoe, die Tochter des Königs, in dessen Gebiete wir uns gegenwärtig befinden. Sie war, ehe Prinz Isaak die Krone von Zypern erhielt, an dem griechischen kaiserlichen Hofe erzogen worden, und hatte von demselben eine Menge vorzüglicher Talente mitgebracht, welche ihre Schönheit noch erhöhten. Ein Unglück war es für sie, so wie ich es, wenn ich nach meinem Beyspiel urtheilen soll, allemal für ein Unglück halte, daß sie ihr Herz von einer frühen Liebe hatte einnehmen lassen, und noch dazu von einer Liebe, in welcher sie wenig Hoffnung hatte, einmal glücklich zu seyn. Nureddin, der Neffe des Sultans Saladin, hatte sie zu Konstantinopel kennen gelernt: er liebte sie und sie ihn, ohne daß eins von beyden daran dachte, daß ein sarazenischer Prinz und eine christliche Dame nicht so leicht an eine Verbindung denken konnten.

Berengaria kreuzte sich hier, und meinte, sie könne nicht viel von dieser Zoe halten, und sie wunderte sich, wie es Mathilden möglich gewesen sey, eine Freundschaft mit einer Person zu stiften, von welcher sich so wenig Gutes erwarten ließ.

Vielleicht, meine Königin! erwiederte Mathilde mit einem kleinen Lächeln, würdet ihr die gute Zoe mit eben so viel Freundschaft beehrt haben als mich, die ich ja vielleicht manchen Fehler, manche Schwachheit an mir habe, die ich auf den ersten Anblick für denen verbergen kann, denen ich gefallen will. — Berengaria fühlte den Verweis nicht, den ihr Mathilde in diesen Worten, wegen der ziemlich voreiligen, sehr feurigen Freundschaft machte, mit welcher sie selbe gleich mit der ersten Stunde an beehrt hatte, sie schwieg und die Erzählerinn erzählte weiter.

Ohne der Prinzessin Zoe ihre Neigung für Nureddin zur Sünde zu rechnen, glaube ich doch, ich würde behutsamer in meiner Freundschaft für sie gewesen seyn, wenn ich dieselbe mit allen den Begebenheiten hätte voraus sehen können, an welchem die unzeitige Liebe schuld war, und in welche ich nur gar zu sehr mit verflochten wurde. — Zoe kam vom griechischen Hofe hinweg, sie folgte ihrem Vater nach Zypern, und Nureddin säumte nicht lange, ihr dahin zu folgen. — König Isaak war zu eifersüchtig auf seine Ehre, als daß er nicht das geheime Verständniß der beyden Liebenden bald hätte gewahr werden, und auf alle Art zu zerstören suchen sollen. Seine Tochter, als die Geliebte eines Sarazenen zu wissen, das dünkte seinem christlichen Gemüthe der höchste Schimpf, der sich denken läßt. Indessen mußte er Nureddin wegen

der Macht seines Vetters, des grossen Saladins, scheuen, er durfte es nicht wagen, ihm den Hof zu verbieten, und das Einige, was er thun konnte, die beyden Liebenden zu trennen, war, daß er seine Tochter vom Hofe entfernte. Um es dem jungen Prinzen desto schwerer zu machen seine Geliebte wieder zu finden, schickte er sie über Meer nach Frankreich in das Kloster zu Brignolle de la Celle. Hier war es, wo ich sie kennen lernte, wo ihre Schönheit, ihre gute Gemüthsart, ihre Talente, und vornehmlich ihre Munterkeit, welche mir manche trübe Stunde aufheiterte, mich ganz für sie einnahm. — Nureddin hielt sich nach der Entfernung seiner Geliebten nicht lang mehr in Zypern auf, und Prinz Isaak hielt es für gut, sobald der sarazenische Prinz seinen Hof verlassen hatte, seine Tochter zurück zu berufen. — Es wurde der Prinzessin von Zypern nicht schwer, mich zur Mitreise zu bewegen. Die Gräfin von Flandern redete mir zu, die Einsamkeit des Klosters zu verlassen, welche nur dazu diente, meinen Gram zu vermehren. Zoe bat, und ich hatte mich zu sehr an ihre unterhaltende Gesellschaft gewöhnt, als daß ich sie hätte vergeblich bitten lassen.

Meine Aufnahme am Hofe des Prinzen Isaaks war vorzüglich gut, dieser König mußte sich von meinem Stande große Vorstellungen gemacht haben, sonst wäre es unmöglich gewesen, daß er sich mit so vieler Herablassung gegen mich hätte betragen können; aber sobald diese Täuschung aufhörte, sobald er erfuhr, daß ich nichts mehr als Lady Klifford war, so minderte sich seine Freundlichkeit. Es wurde meiner Freundin zu verstehen gegeben, es schicke sich nicht für eine

kaiserliche Prinzessin, sich mit einer simpeln Gräfin so gemein zu machen, und als Zoe diese Ermahnung wenig achtete, und auch ich, ohne stolz zu seyn, mich des Umgangs der Prinzessin von Zypern nicht unwürdig achtete, so bat man uns, lieber den Hof zu verlassen und aufs Land zu gehen, wo wir, ohne den Wohlstand zu beleidigen, unsere Vertraulichkeit nach Gefallen fortsetzen könnten. Wir waren dieses sehr wohl zufrieden. Weder Zoe noch ich hatten Wohlgefallen an dem gezwungenen Ton, der bey Hofe herrschte, und wir sündigten daselbst so oft wider die Etiquette, welche von erstaunlichem Umfang war, daß wir immer getadelt wurden, und in der Einsamkeit erst anfiengen von neuen zu leben. Hier war es, wo Zoe mir ihre Liebe zu Nureddin offenbarte, und wo auch ich vertraulicher gegen sie ward, und ihr mehr von meinem Zustande entdeckte, als ihr zuvor bekannt war. — Und vermuthlich auch mehr als ich weiß und wissen darf, fiel Berengaria ein. — Das, wovon ich jetzt vornehmlich spreche, betrifft meine Herkunft. Zoe wußte noch nicht, daß Graf Raimund von Tripoli mein Vater war, sie wußte noch nicht, daß ich seit meinem zehnten Jahre von ihm getrennt, mich oft, ach wie sehr in seine Arme zurück sehnte, und so fleißig nach ihm als nach meinem Walter seufzte. Walter? sagte Berengaria, o Mathilde! nun weiß ich euer Geheimniß Walter, der Bruder meines Gemahls, ist also euer Geliebter? — Wir kommen von unserer Geschichte ab, versetzte Mathilde, indem ihr eine glühende Röthe, welche ihr ganzes Gesicht übergoß, beynahe die Augen verdunkelte. — Zoe wußte nicht sobald alle meine Angelegenheiten, als sie mir täglich zuredete,

meinem Vater meinen Aufenthalt zu melden, und um meine Zurückberufung anzuhalten. Du nimmst mich dann mit dir, sagte sie, und ich bin in eben dem Lande, wo mein Nureddin lebt, kann ihn vielleicht wiedersehen, und ungestörter als hier seines Umgangs genießen. Glaubst du, erwiederte ich, daß dein Vater in diese Reise willigen wird? O nimmermehr! war ihre Antwort, aber ich folge dir insgeheim, und man soll, ich stehe dir dafür, meine Flucht viel zu spät erfahren, um uns wieder einzuhohlen, oder dir wegen des Freundschaftsdiensts, den du mir leistest, Ungelegenheit zu machen. Sie theilte mir hierauf einen so schlau und tiefsinnig angelegten Plan zu dieser Intrigue mit, daß ich erstaunte, und vor Verwunderung mich so sehr in den Charakter meiner Freundin geirrt zu haben, welcher lauter Einfalt und Truglosigkeit zu seyn schien, kein Wort aufzubringen vermogte. Von jeher habe ich einen Abscheu vor allen krummen und verstohlnen Wegen gehabt, und es läßt sich also errathen, wie ich die Vorschläge, welche mir Zoe that, aufnahm. Ich hatte die Freude, sie, wie mich dünkte, zu ihrer Pflicht zurückzubringen, ich versprach ihr oder vielmehr ich mußte ihr versprechen, ihre Angelegenheiten in Palästina zu treiben, und tausenderley Bestellungen an Nureddin mitzunehmen, und von diesem Augenblicke an, wurde kein Wort mehr von dem unsinnigen Einfall einen Vater zu verlassen, um einem Geliebten zu folgen, unter uns gedacht.

Demohngeachtet lag sie mir an, ich mögte um meines eigenen Bestens willen, bey ihrem Vater um Erlaubniß anhalten, eine Bothschaft an den meinigen schicken zu dürfen. — Du wirst ruhiger seyn, sag-

te sie, wenn Graf Raimund um deinen Zustand weiß, und sollte er dich denn ja von hier abfodern, so muß ich dein Glück dem meinigen vorziehen, muß mir es gefallen lassen, deine Gesellschaft zu missen, da deine Zufriedenheit auf der Wiedervereinigung mit deinem Vater beruht.

Zoe trug dem Könige von Zypern mein Anbringen selbst vor. Seine Achtung für mich wurde durch die Kenntniß meiner Herkunft vermehrt, und er erzeigte mir die Gnade, ein eigenes Schiff mit meinen Briefen nach Palästina abzuschicken. — Ich zählte alle Stunden bis auf die Wiederkunft desselben, und durfte sie nicht lang vergeblich erwarten. Wind und Wetter waren günstig gewesen, und es ließen sich an einem Tage, da ich mich dessen am wenigsten versahe, Abgeschickte aus Palästina bey mir melden, welche mit meinem Schiffe zurück gekommen wären, und eine Werbung von Wichtigkeit von Graf Raimunden bey mir anzubringen hätten. Mein Herz hüpfte vor Freuden, und das Vergnügen, das meine Freundin Zoe bezeugte, war nicht viel geringer als das meinige.

Ich ließ die Boten meines Vaters vor mich kommen, und erhielt die entzückende Einladung, zu ihm zu kommen, und mein bisheriges Pilgerleben aufzugeben. Nichts hatte ich an dieser freudenvollen Botschaft auszusetzen, als daß ich sie nur mündlich erhielt; o eine Zeile von der Hand meines Vaters würde mir meine Zurückfoderung doppelt angenehm gemacht haben.

Ich war bereit, den Abgeschickten Graf Raimunds, welche ein zu meiner Abreise prächtig ausge-

rüstetes Schiff mit in den Hafen gebracht hatten, gleich des andern Tages zu folgen, aber Zoe bat mich, ihr noch acht Tage lang meine Gesellschaft zu gönnen. Prinz Isaak wollte uns diese Tage des Abschieds mit mancherley Lustbarkeiten an seinem Hofe verkürzen, aber wir erwählten in unserer Einsamkeit zu bleiben, und die letzten Stunden vor unserer Trennung noch recht zu genießen. Zoe kam wenig von mir, ausser wenn sie an einem Briefe schrieb, welchen ich an Nureddin mitnehmen sollte, und welcher sehr lang werden mußte, weil er sie oft lange genug von mir entfernte.

Der Tag der Abreise erschien. Zoe und ich hatten den Abend vorher noch den zärtlichsten Abschied von einander genommen, ich hatte auf ihr Zureden, das Schiff aus dem großen Hafen in die kleine Bucht nicht weit von diesem Hause kommen lassen, wo ihr, meine Königin! gelandet habt, und Zoe hatte gebeten mich den Morgen meiner Abreise bis an den Strand begleiten zu dürfen, weil sie sich mit den am Abend genommenen Abschiede nicht befriedigen könnte. — Ich stand früh auf sie zu wecken, aber wie erstaunte ich, als ich in ihrem Zimmer alles still und öde, ihre Lagerstatt leer, und niemand von ihren Bedienten gegenwärtig fand, der mir dieses Räthsel erklären konnte. — Ich hätte denken können, sie hätte sich vor mir auf den Weg nach dem Schiffe gemacht, ich hätte mir vielleicht irgend eine andere Vorstellung von ihrer Abwesenheit machen können, aber es war als ob mir auf einmahl ein dunkles Bild von der ganzen Wahrheit vorschwebte, welches nur gar zu bald bestätigt und aufgeklärt wurde.

Ich sah auf ihrem Tische den Brief an Nureddin liegen, welcher ihr so oft zum Vorwande dienen mußte, sich von mir zu entfernen, und an welchen ich sie noch des vorigen Abends schreibend antraf; ich fing an ihn zu lesen, und die Aufschrift sagte mir, daß er nicht an Nureddin, sondern an mich gerichtet war. Ihr sollt ihn hören, denn er kann euch die beste Aufklärung über das Räthselhafte dieser Geschichte geben. — Mathilde hohlte den Brief und las folgendes:

Liebe Mathilde!

Verzeihe, daß ich mich deines Nahmens gebrauche, um zu meinem Geliebten zu kommen; verzeihe, daß dein Brief an deinen Vater unbestellt blieb, und daß ich mit dem Schiffe, das du an Graf Raimunden zu schicken dachtest, an Asad, den Vater meines Nureddins, schrieb, und ihm die Mittel an die Hand gab, mein Glück und das Glück seines Sohns zu befördern. Mein Nureddin ist gefangen, und ich eile unter deinen Nahmen hin, ihn zu befreyen; du wirst mir doch die Ehre gönnen, um mehrerer Sicherheit willen, Mathilde von Tripoli zu heißen, da ich dir mit Freuden den Nahmen abtreten wollte, mit welchem ich diesen Brief schliesse.

Zoe, Prinzessin von Zypern.

Unter diesem Briefe lag, ich weiß nicht von ohngefähr oder um mir ihre Anschläge etwas deutlicher zu machen, der Entwurf ihres Briefs an Asad, welchen ich euch, meine Königin! gleichfalls lesen will:

Ihr schreibt mir, Asad, daß mein Nureddin nun schon so lange ein Gefangener der Tempelherren

ist, und daß keine Mittel zu seiner Befreyung etwas fruchten wollen? Verlaßt euch auf die Liebe, sie soll ihn befreyen. — Ihr könnt dem Hauptmanne des Schiffes, das euch diesen Brief überbringt, in allen trauen. Er ist an Graf Raimunden abgeschickt, aber er weiß, daß er nicht mit ihm, sondern mit euch zu handeln hat. Kehrt mit ihm zurück, fodert Mathilden von Tripoli in Graf Raimunds Nahmen nach ihrem Vaterlande zurück, und verlaßt euch darauf, daß nicht sie, sondern Zoe euch nach Palästina folgen, und unsern Nureddin befreyen wird.

Mein Erstaunen, meine Verwirrung über diese Dinge ist nicht zu beschreiben. — Ich schickte nach der Bucht an dieser Seite der Insel, sie war leer, und man sah nur noch am Rande des äussersten Horizonts ein Segel, das dem Auge bald völlig entrückt wurde. Ich stellte weitere Untersuchungen an, und fand, daß einige meiner Bedienten fehlten, welche die Einschiffung meiner Sachen zu besorgen hatten, und welche sich mit der Prinzessin heimlich verstanden, ihre Sachen statt der meinigen zu Schiffe gebracht, und mit ihr die Insel verlassen hatten.

Mein erstes Geschäft war, dem Prinzen Isaak die Flucht seiner Tochter schriftlich zu melden; er kam fast ohne alle Begleitung in dieses Haus, um die Sache genauer zu untersuchen; ein Besuch, welchen ihm ausser dem äussersten Nothfall seine Hoheit nicht würde verstattet haben. Es glückte mir bloß durch die Briefe seiner Tochter, mich gegen ihn zu rechtfertigen, und seinen Zorn von mir abzuwenden. Er entließ mich des Verdachts, daß ich einen geheimen Antheil an der Entfernung der Prinzessin hätte,

aber er verlangte schlechterdings, daß ich um diesen schimpflichen Schritt seiner Tochter zu verhehlen, jedermann in den Wahn lassen sollte, als ob Mathilde abgereist, und Zoe zurück geblieben wäre. Es war ihm weniger um die Flucht seiner Tochter als um das Urtheil bange, das die Welt über dieselbe fällen würde. Die Sache wurde verhehlt, und er gab sich so vollkommen zufrieden, daß er sich nicht einmahl die Mühe nahm seiner Tochter nachzuforschen.

Meine wenigen Bedienten mußten schwören, den ganzen Vorgang zu verschweigen, und mich nie anders als die Prinzessinn von Zypern zu nennen. Ich verstand mich gern zu der strengsten Eingezogenheit, und auf diese Art hat niemand etwas von dieser seltsamen Geschichte erfahren. Jedermann hält die Besitzerin dieses Hauses für die Prinzessin Zoe, und ich würde es nicht haben wagen dürfen, mir gegen euch und eure Gefährten einen andern Nahmen zu geben, wenn die Königin Eleonore und ihre Leute mich nicht gekannt hätten, und es mir unmöglich gewesen wäre, mich bey ihnen für eine andere auszugeben als die ich bin.

Ich habe nach Zoens Abreise einmahl Briefe von ihr gehabt, in welchen sie ihren Betrug etwas freundschaftlicher als in dem ersten entschuldigt, und mir umständlich meldet, wie es ihr mit der Befreyung ihres Nureddins gelungen ist. Sie ist lange an seiner Statt bey den Tempelherren gefangen gewesen. — Saladin, welcher ein Feind aller Betrügereyen ist, hat anfangs wenig Gefallen daran gefunden, Nureddin auf diese Art frey zu sehen, und sich, um die Prinzessin Zoe zu bestrafen, wenig Mühe gegeben,

sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreyen. — Nun aber ist sie, wie sie mir schreibt, in Damaskus, und steht auf dem Punkte, die Gemahlin ihres Geliebten zu werden. Durch ihre Vorbitte genießt auch Asad, welcher bisher um alter Sünden willen von Saladins Hofe verbannt war, wieder die völlige Gnade des Sultans, und darf nicht mehr wie er bisher gethan haben soll, durch Betrug und hinterlistige Nachstellung, sein Glück zu machen, oder Rache zu üben suchen, welches ich darum erwähne, weil ich zuverläßig weiß, daß der Bruder eures Gemahls, eben der Walter, dessen ihr vorhin erwähntet, seinen Verfolgungen besonders ausgesetzt gewesen ist, und oft auf dem Punkte gestanden hat, in seine grausamen Hände zu fallen.

Berengaria wunderte sich sehr, wie Leute ihres Gleichen zu thun pflegen, über alles, was sie da gehört hatte; meine Leser aber, hoffe ich, werden sich nicht sowohl über diese Geschichte wundern, als sich vielmehr vermittelst derselben allerley erklären, worüber sie sich vielleicht in Ritter Konrads Erzählung in einem der vorigen Kapitel dieses Buchs gewundert haben.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Berengaria schwatzt. Die Königinnen verlassen Mathilden. Prinz Isaak beobachtet selbst in der Gefangenschaft den kaiserlichen Wohlstand.

Berengaria nahm sich fest vor, die Mathilden gelobte Verschwiegenheit nicht zu brechen, und bey Eleonoren das Wort des Prinzen Isaaks zu reden, ohne ihr etwas von der Geschichte zu erzählen, mit welcher sie sich diese Vorbitte bezahlen ließ. —

Aber noch an demselbigen Abend war die Unterhaltung zwischen den beyden Königinnen so mager, und Eleonore sagte es Berengarien so oft, daß sie unausstehlich langweilig sey, daß sie wenig Verstand, wenig Gabe zur Unterhaltung besitze, und was dergleichen Höflichkeiten mehr waren, welche die junge Königin oft von ihrer Schwiegermutter anhören mußte, daß die gute Dame um ihre Ehre zu retten, ihre Schätze aufthat, und eins nach dem andern hervorlangte, was sie von Mathilden erfahren hatte. — Die alte Königin nahm den meisten Antheil an dem Winke, den ihr die unvorsichtige Berengaria von Walters und Mathildens Liebe gab, welche sie doch nur aus einem einzigen

Worte geschlossen hatte. — Die junge Königin, welche Mathilden recht von Herzen liebte, hatte nichts Böses bey der Entdeckung dieses Geheimnisses im Sinn; aber die arme Lady Klifford hatte des andern Tages so viel ungnädige Mienen, und so viel spitzige Reden von Eleonoren zu erdulden, daß sie es merken mußte, daß sie etwas wider sie habe, und zuweilen ziemlich richtig Berengariens Geschwätzigkeit muthmaßte.

Sie hatte wenig Zeit hierüber nachzudenken, denn noch des nähmlichen Tages, breitete sich in der Gegend ein Gerücht aus, welches immer mehr bestätigt wurde, und das Mathilden plötzlich um ihre königlichen Gäste brachte.

Meine Leser werden mir erlauben, sie nicht mit dem Gerücht, sondern mit der Sache, wie sie an sich selbst war, bekannt zu machen. —

Die Flotte des Königs von England wurde, wie wir zuvor erwähnt haben, vom Sturme fast ganz und gar zerstreuet. Die Art, wie das Schiff der beyden Königinnen zu Limisso anlangte, haben wir erzählt. Das Schiff, auf welchem sich Richard und Walter befanden, wurde in den nähmlichen Hafen getrieben. Man wollte ans Land steigen, und fand die nähmlichen Widersetzlichkeiten, sollte sich nach den nähmlichen Zumuthungen bequemen, die man der Königin Eleonore gethan hatte. König Richard fand sie eben so lächerlich, widersetzte sich denselben mit eben solchem Unwillen, würde aber vielleicht aus Mitleid gegen den thörichten Kaiser von Zypern, und aus Verlangen einen so merkwürdigen Potentaten kennen zu lernen, nachgegeben haben, wenn er nicht von ohngefähr die Be-

gegnung erfahren hätte, die dem Schiffe der beyden Königinnen vor Kurzem in eben diesem Hafen widerfahren war. — Niemand wußte wo es hingekommen war; jedermann meinte, es würde wohl untergesunken seyn, und der Gedanke, daß seine Mutter und seine Gemahlin Opfer der Thorheit des Prinzen Isaaks geworden wären, setzte Richarden in eine solche Wuth, daß er sich vornahm das Aeusserste zu thun, und das Leben seiner Geliebten an ihrem Mörder zu rächen. — Sein Schiff war unbeschädigt und mit guter Mannschaft versehen, es gesellten sich noch einige andere von seinen verschlagenen Schiffen zu ihm, und es ward ihm nicht schwer, sich des Hafens zu bemächtigen.

Walter hatte seinen Bruder noch nicht in vollem Grimme gesehen; Richard verdiente in dieser Verfassung allemahl den Namen Löwenherz, den man ihm hernach um einer andern Begebenheit willen gab, so vollkommen, daß sich nichts vor seiner Wuth retten konnte. Wie ein wildes grausames Thier, schonte er im ersten Anfalle des Zorns nichts was ihm vorkam, und keine Vorstellungen waren im Stande, ihn zu besänftigen.

So handelte er auch jetzt: Walter suchte ihm vergebens Einhalt zu thun; er gieng mit den Seinen wüthend zum Land hinein, und ließ überall die Spuren seines Zorns zurück. Prinz Isaak, dem es nicht an Tapferkeit fehlte, gieng seinem Gegner mit keinem ganz unbeträchtlichen Heer entgegen, aber er war zu schwach. Richards Macht vermehrte sich; es fanden sich immer mehrere Schiffe seiner verschlagenen Flotte im Hafen ein, und er konnte mit der Mannschaft, die sie enthielten, sein Heer immer verstärken; da hingegen sich die

Macht des Königs von Zypern verminderte. Prinz Isaak ward gefangen, und, Walters Bitten ungeachtet, mit Ketten belegt. Richard ward Meister der Residenz, und ließ es nun sein Erstes seyn, zu Land und zu Wasser nachzuforschen, ob jemand etwas von den verlohrnen Königinnen gehört hätte, oder ob sie umgekommen wären, in welchem Fall Prinz Isaak das Leben gleichfalls einbüßen sollte.

Das Gerücht von diesen Dingen war es, was Mathilden ihre Gäste raubte. Die beyden Königinnen machten sich auf, um ihren Sohn und Gemahl mit ihrer Gegenwart zu erfreuen, und das Schicksal des unglücklichen Prinzen Isaaks wurde durch ihre Erscheinung auf einmahl verändert. König Richard ließ ihm seine Ketten abnehmen, und ihm Hoffnung zur völligen Freyheit machen; aber die rachgierige Eleonore erfuhr nicht sobald diese Milderung, als sie darauf drang, daß er, wenn man ihm ja das Leben schenken wollte, doch noch einige Zeit seine Ketten tragen müßte. Richard, welcher seiner Mutter nichts versagen konnte, willigte ein, und Prinz Isaak legte bey dieser Gelegenheit einen neuen Beweis seiner seltsamen Denkungsart ab.

Er hatte am Hofe seiner Vettern der griechischen Kaiser oft gesehen, daß man Gefangene von hohem Range mit goldnen oder diamantnen Ketten belastet hatte; eine Sache, welche ihm so anständig vorkam, daß er, im Fall er einmahl auch Gefangene von solcher Wichtigkeit bekommen sollte, sich vornahm, sie auf gleiche Art auszuzeichnen. Zu diesem Ende bewahrte er seit langer Zeit in seiner Schatzkammer eine Last silberner Ketten, weil er nicht im Stande war welche

von größerer Kostbarkeit anzuschaffen. — Nie war er so glücklich gewesen, sie einem gefangenen Fürsten oder Könige anzulegen, sondern die Ehre sie zuerst zu tragen, war ihm selbst vorbehalten.

Als man auf Eleonorens Befehl kam, ihm die Fesseln von neuen anzulegen, so zuckte er einen verborgnen Dolch, und drohte, sich selbst zu ermorden, wenn man ihn nicht mit Ketten beehrte, welche seiner Hoheit angemessen wären. — Der Mangel solcher Kostbarkeiten, und das Ungestüm dererjenigen, welche auf ihn eindrangen, nöthigte ihn endlich, König Richarden bitten zu lassen, daß ihm erlaubt seyn mögte, die silbernen Ketten zu tragen, welche man in seiner Schatzkammer finden würde. — Ein solcher Grad von Thorheit, wurde von Richarden mit Erstaunen angehört. Walter hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Fürsten, der nicht um Freyheit, sondern um silberne Ketten bat; er verdoppelte seine Vorbitte für den Gefangenen. Berengaria fiel ihrem Gemahl zu Fuße, und bat, was sie schon oft vergebens gebeten hatte, um Gnade für den Prinzen Isaak. Glücklicher Weise nannte sie jetzt Mathildens Namen, und wußte, als Richard durch denselben aufmerksam gemacht wurde, den Antheil, den Lady Klifford an dem gefangenen Könige nahm, so gut vorzustellen, daß er sogleich frey erklärt, und vor Richarden geführt wurde.

Richard war nicht so ungroßmüthig einem Begnadigten, einen Prinzen von Isaaks Stande beleidigend zu begegnen, und Isaaks Stolz diente ihm dazu, ihn mitten in seiner Erniedrigung aufrecht zu erhalten. Er betrug sich gegen den König von England mit solchem Anstand, daß Richard Achtung vor ihn haben mußte.

— Er speißte diesen Abend an der königlichen Tafel, und man fand an ihm, seine Träume von Hoheit bey Seite gesetzt, welche er jetzt klug genug war, nicht zum Vorschein zu bringen, einen Mann an ihm, dem es nicht an Verdiensten fehlte. Welches aber die erzürnte Eleonore nicht finden konnte.

Dreyßigstes Kapitel.

Berengaria thut Mathilden durch ihre Geschwätzigkeit einen wichtigen Dienst.

Der Name Mathilde, welchen Berengaria bey ihrer Vorbitte für den Prinzen Isaak nannte, hatte in Richards und Walters Herzen eine gewaltige Erschütterung gemacht; sie brannten vor Begierde, mehr von ihr zu hören, und konnten, weil sie sich beyde vor Eleonoren scheuten, die Zeit kaum erwarten, da sie mit der jungen Königin würden allein sprechen können.

Richards angelegentliche Nachfrage nach Lady Klifford, würde einer andern als Berengarien ein Stich ins Herz gewesen seyn; sie fühlte keine Eifersucht dabey, sondern erzählte alles, was sich in ihrem Hause zugetragen hatte, mit so unverstelltem Lobe,

und so umständlicher Beschreibung ihrer Schönheit und Güte, als wenn sie nie ihre Nebenbuhlerin gewesen wäre. — Die Geschwätzigkeit, mit welcher sie Mathilden bey der alten Königin so schlechte Dienste gethan hatte, ohne daß sie es wünschte, schaffte hier ihrer Freundin ebenfalls ohne ihr Wollen und Wissen einen unglaublichen Vortheil.

Ungeachtet die Geschichte von der Prinzeßin Zoe gar nicht zur Beantwortung von Walters und Richards Fragen gehörte, so war sie doch einmal so ins Schwatzen gekommen, daß alles, was sie wußte, wie ein Strom unaufhaltsam hervorstürzte. Richard nahm nur mittelmäßigen Antheil an dieser Geschichte, aber Walter? — O wie ists möglich seine Empfindungen über die völlige unerwartete Entwickelung einer Begebenheit zu beschreiben, welche ihm, wie wir wissen, ehemals so viel Sorge machte! Er fragte Berengarien zwanzigmal, ob es wahr, ob es möglich wäre, daß die Dame, welche sich in Palästina für Mathilden ausgegeben hätte, die Prinzeßin Zoe wäre, und als sie ihm dieses bejahte, und noch einige Worte fallen ließ, mit was für Bewegung Lady Klifford seinen Namen einmal ganz unversehens genennt habe, so gerieth er in eine solche Entzückung, daß er lieber auf der Stelle zu ihr geeilt wäre, um sich ihr zu Füßen zu werfen. Richard beredete ihn, seine Reise nach Mathildens einsamen Hause bis auf den andern Tag zu versparen. Ich beneide dich, setzte er hinzu, um den Anblick dieser Unvergleichlichen, gehe hin, melde ihr, daß ich bald bey ihr seyn, und sie an die vorigen Zeiten erinnern werde. Noch einmal, Walter, ich beneide dich! O, erwiederte der andere, indem er Bereggariens

Hand in die seinige legte, bey so einer guten Gemahlin hast du niemanden zu beneiden. Richard seufzte, und schloß Berengarien, die ihn ganz traurig ansah, in seine Arme, und Walter entfernte sich.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Wiedersehen, Liebe, Einfalt und Boßheit.

Die Ahndung der Freuden des Wiedersehens, die unser Tempelherr sich so oft geträumt hatte, und die jetzt in solcher Nähe auf ihn warteten, erhielten ihn diese ganze Nacht schlaflos; er stand vor Aufgang der Sonne auf, um seine Reise nach dem Orte anzutreten, wo er die sehen sollte, die seinem Herzen alles war. Die Liebe unsers Walters zu Mathilden wird vielleicht manchen meiner Leser sonderbar vorkommen, und sie würde es auch vielleicht in den jetzigen Zeiten seyn. Walter und Mathilde hatten sich bloß als Kinder gekannt, ihre Neigung war, da sie von einander getrennt wurden, nicht viel mehr als kindische Freundschaft, die auf seiner Seite durch die Zeit und andere Dinge viel von ihrem Feuer verlohr. — Er ward älter; Mathildens Bild fing an wieder in seinem Herzen aufzuleben; er stellte sich sie vor, wie sie jetzt seyn müß-

te, er suchte unter den mannichfaltigen Schönheiten, die er in Palästina sahe, ob er eine finden könne, die ihr zu vergleichen wäre, aber umsonst; keine entsprach dem Bilde, das er sich von ihr machte. Er kam nach Europa, er hörte von Mathilden, er sah ihr Bild, und was er von ihr sah und hörte, übertraf die am höchsten gespannte Vorstellung von ihrer Vortrefflichkeit, die er sich in den Stunden verliebter Schwärmerey von ihr gemacht hatte. Er erfuhr, daß sie ihn noch liebte, und sein Herz ward dadurch vollends gänzlich zu ihr hingerissen. — Sein Gelübde raubte ihm oft alle Hoffnung einst glücklich in seiner Liebe zu seyn. Eitle Eifersucht und falscher Verdacht ließen ihn an ihrer Treue zweifeln, und wenn er alles dieses überwand, so schlug ihn der Gedanke zu Boden, daß er ihr kein Glück anzubieten habe, das ihrer würdig wäre. — Alle diese Hindernisse waren jetzt überstanden. Er konnte, er durfte an sie denken, er war im Stande ihr mit seiner Hand ein glänzendes Glück zu geben, und in dieser Lage sollte er sie ganz unvermuthet, so schön, so treu, so zärtlich als jemahls wieder sehen. — Lieben Leser! denkt euch, was das für ein Wiedersehen seyn mogte, und verzeiht mir, wenn ich die ausführliche Schilderung desselben übergehe. Sie würde allemal unvollkommen ausfallen, sie würde unvollkommen seyn, und wenn sie von Walter und Mathilden selbst gezeichnet würde, die doch unstreitig am Besten wußten, wie ihnen in diesen Augenblicken zu Muthe war, und man wird uns, die wir nie etwas ähnliches erfuhren, um so viel lieber verzeihen, daß wir einen Schleyer über diese Scene ziehen.

Walter saß bey seiner Mathilde. Der erste Sturm der Empfindungen war vorüber; sie schwiegen und nur ihre Thränen redeten — doch noch einmal, es ist unmöglich, meine Leser! zu beschreiben was sie sprachen, und wie sie handelten, es ist unmöglich, den Zeitpunkt zu bestimmen, da sie aufiengen zusammenhängend zu sprechen, zusammenhängend zu denken, — den Zeitpunkt, da ihnen die Freude sich wieder zu umarmen, die ihnen anfangs nur Traum zu seyn dünkte, zur Wirklichkeit ward.

Mathildens Schönheit, welche alles übertraf, was Walter je gesehen hatte, und ihr hohes majestätisches Wesen wäre vielleicht im Stande gewesen, ihn furchtsam und zurückhaltend zu machen, aber sie ließ es nicht dazu kommen. — Vielleicht hätte ihr nach dem Urtheil meiner Leserinnen ein wenig Sprödigkeit gegen den nicht übel gestanden, welchen sie so lang nicht gesehen, den sie nur als Knabe gekannt, und der ihr noch so wenig Beweise seiner Zuneigung gegeben hatte. — Aber ein solches Betragen wäre ganz wider Mathildens unschuldigen offenherzigen Charakter gewesen. Der Walter, den sie jetzt vor sich sah, so sehr ihn auch die Zeit verändert haben mogte, war ihr noch eben derselbe, den sie zu Montçon, kurz vor ihrer unvermutheten Trennung kannte und liebte; nur ein Tag war in ihrem Gedanken zwischen der damahligen Trennung, und dem heutigen Wiedersehen, und sie erwies ihm eben die unschuldige vertrauliche Liebe, mit welcher sie ihm damahls begegnete. — O selig der, der nach Jahre langer Abwesenheit so eine Geliebte wieder findet, und o selig, wer, wenn er sie fand, ihrer

Liebe noch so würdig war, wie Walter der Liebe seiner Mathilde.

Mancher Tag vergieng, ehe unsere Liebenden nur daran denken konnten, sich zu trennen. — Walter konnte sich nicht enthalten, diese seligen Tage, die schönsten die er je gelebt hatte, je leben sollte, immer noch um einen zu verlängern, und Mathilde war zu glücklich in seinem Umgange, als daß sie ihm das traurige Wort Abschied so bald konnte erwähnen hören. — Es war also gut, daß andere an ihrer Statt an das dachten, was nun einmal unumgänglich nöthig war, wenn sie vollkommen glücklich werden sollten.

Richarden, ward nach Walters Abreise aus der Residenz die Zeit nicht so kurz als seinem Bruder. Er konnte nicht ohne Eifersucht an ihn und Mathilden denken. Er machte sich Vorwürfe wegen der Ungerechtigkeit, die er an seiner Gemahlin begieng, welche wenigstens wegen ihrer gränzenlosen Liebe zu ihm, verdiente allen Mathilden der ganzen Welt von ihm vorgezogen zu werden. Eleonore quälte ihn mit ihrer üblen Laune, und er sahe sich genöthigt, um die Grillen zu verjagen, sich mit Geschäften zu überladen, und sich dadurch die Gedanken an andere Dinge zu vertreiben.

Berengaria hatte bey ihrer Schwiegermutter auch so wenig frohe Stunden, daß sie sich herzlich nach der Reise ins heilige Land sehnte, weil sie hoffte, die Veränderung der Gegenstände würde auch eine Aenderung in Eleonorens Laune verursachen. Unaufhörlich ward sie von der alten Königin mit Vorwürfen gequält, bald über ihre wenige Klugheit, bald über ihren Mangel an Schönheit und Talenten, bald über ihre An-

hänglichkeit an Waltern und Mathilden, welche beyde ihr doch in der Liebe ihres Gemahls den größten Eintrag thäten. Eleonore ließ es an keinen Versuchen fehlen, in Berengariens Herzen das Feuer der Eifersucht gegen Lady Klifford anzuzünden; aber sie schlugen alle fehl, und die junge Königin erklärte sich eines Tages öffentlich, als Eleonore Richards Liebe gegen Mathilden, in seiner Gegenwart, ziemlich unbescheiden erwähnte, sie wäre bereit, das Herz ihres Gemahls und den königlichen Namen mit ihr zu theilen, wenn sie wüßte, daß dieß ihn glücklich machen würde; aber freylich, setzte sie hinzu, indem einige Thränen aus ihren Augen fielen, um ihrentwillen verstoßen zu seyn, das würde mich ins Grab bringen! Nein, das sollst du nicht! sagte Richard, indem er sie feurig in seine Arme schloß, und wehe dem, der es wagt, dein unschuldiges Herz mit so einer ungegründeten Furcht anzustecken! — Bey diesen Worten warf er einen zornigen Blick auf Eleonoren, und verließ das Zimmer.

Richard hatte nun alles zum Abzug nach Palästina fertig gemacht, seine zerstreute Flotte war ganz wieder beysammen, und erwartete im Hafen zu Limisso des günstigen Windes, und es fehlte nichts weiter, als daß auch Walter, er, der den Grund zu diesem Unternehmen wider die Sarazenen gelegt hatte, sich einstellte, und das hinausführen hülfe, was so wohl angefangen war. — Richard wäre ihm schon lange nachgereist, weniger um ihn von Mathilden abzuhohlen, als um selbst diese geliebte Person zu sehen, aber er zitterte so sehr vor ihren Anblick als er sich nach demselben sehnte. Er wußte, was er Berengari-

en schuldig war, er wußte, was er immer noch für Mathilden fühlte, und ihm war bange, das unschuldige Herz der ersten zu kränken, und die Tugend der andern zu beleidigen, wenn er nicht im Stande wäre, seine Empfindungen vollkommen zu verhehlen.

Wäre Berengaria weniger gut und nachgebend gewesen, hätte sie mehr Eifersucht gegen Mathilden bezeugt, Richard hätte sie längst ingeheim besucht, eine Freyheit, die er sich jetzt unmöglich gestatten konnte. Er lud seine Gemahlin ein, mit ihm zu Mathilden zu reisen, und Waltern von da abzuhohlen; und sie nahm diese Einladung mit so viel Freude an, als ob sie nichts von der Schönheit ihrer Nebenbuhlerin zu fürchten gehabt hätte.

Eleonore wurde durch diesen Einfall ihres Sohns, und durch die Gefälligkeit ihrer Schwiegertochter von neuem aufgebracht; sie suchte diesen Besuch zu hindern, und da dieses unmöglich war, so drang sie sich zur Reisegefährtin auf, um durch ihre Gegenwart alles Böse verhindern, oder vielmehr alles Schlimme noch schlimmer machen zu können.

Ich weiß nicht, ob Waltern und Mathilden die unvermuthete Erscheinung der Ankommenden lieb war, oder nicht. Richards Gegenwart konnte ihnen nicht mißfallen; aber die Ursache seiner Ankunft, die baldige Trennung, Walters Reise nach dem gelobten Lande, der zweifelhafte Ausgang der dasigen Unternehmungen, die Ungewißheit in der alle ihre Hoffnungen standen, wenn man in Palästina nicht glücklich war, alle diese Dinge, welche sie bisher so viel als möglich zu vergessen gesucht hatten, fielen ihnen nun

mit doppelter Stärke aufs Herz, und verbitterten ihnen die Freude über die Ankunft ihrer Freunde.

Ueber niemand freute man sich weniger, als über die alte Königin; ihre Gegenwart, ihre ungnädigen Blicke, ihre beißenden Anmerkungen, welche sie sich vornähmlich gegen Mathilden über Waltern erlaubte, waren überall überley. — Selbst Richard, der doch weit mehr Liebe für sie hatte als sie verdiente, selbst er, wünschte sie nach England zurück, und hätte ihr die Begleitung nach dem heiligen Lande, mit der sie ihn beehren wollte, herzlich gern erlassen. Berengaria ließ sich nicht abhalten, Waltern und Mathilden ihre Freundschaft 'zu bezeugen, und sie wagte es sogar, als sie sahe, wie schwer es den beyden Liebenden werden würde, sich zu trennen, Lady Klifford zur Mitreise einzuladen. Richard gab seiner Gemahlin einen freundlichen Blick, und vereinigte seine Bitten mit den ihrigen; Walter bat gleichfalls, bat viel dringender und unwiderstehlicher als die andern, und — Mathilde willigte ein.

Unmöglich ists, den Zorn der alten Königin hierüber abzuschildern; sie verließ mit Ungestüm die Gesellschaft, und Berengaria eilte ihr nach, sie zu besänftigen. —

Ein fürchterliches Ungewitter brach über sie los; sie sollte versprechen, ihre Einladung zu widerrufen, oder auf Eleonorens Gesellschaft Verzicht zu thun. — Die junge Königin bat, stellte die Unmöglichkeit vor, weigerte sich, so gut es ihre Furchtsamkeit zuließ, und berief sich auf ihren Gemahl. — Eleonore ward endlich des vergeblichen Zuredens und Drohens müde; sie eilte nach ihren Wagen, um allein nach der

Residenz zu fahren, und sagte Berengarien, welche sie zitternd begleitete, noch zum Abschiede: Sie würde ihre Unbesonnenheit bereuen, und es nur gar zu zeitig erfahren, daß eine Person von so geringer Schönheit wie sie, nicht Ursach hätte, ihren Gemahl, der ihrer ohnedem wenig achtete, die Gelegenheit zur Untreu selbst an die Hand zu geben. Wenn werdet ihr doch lernen, setzte sie hinzu, indem sie ihr den Rücken kehrte, daß ihr nie gefallen, nie bemerkt werden werdet, wo Mathilde ist? — Mit diesen Worten warf sie sich in ihren Wagen, und Berengaria ging weinend zur Gesellschaft zurück, wo sie einfältig genug war, alles zu erzählen, was Eleonore gesagt hatte. — Richard, Walter und Mathilde errötheten aus verschiednen Ursachen, und hielten es für gut, der erzürnten Königin nachzueilen, um sie zu besänftigen. — Du mußt dich hüten, sagte Walter, deine Mutter zu beleidigen; sie hat zu viel Gewalt in deinem Königreiche, und könnte sich deiner Abwesenheit zu deinem Schaden bedienen.

Man langte kurz nach der Ankunft Eleonorens in der Stadt an. Richard sprach eine ganze Stunde allein mit ihr, und es gelang ihm, sie zu beruhigen. Aber sich wieder von Waltern, Mathilden, und Berengarien sehen zu lassen, oder wie sie vorgehabt hatte, den Zug nach Palästina mit anzutreten, dazu war sie nicht zu bewegen. — Unsere Freunde reisten mit ihrer Flotte allein ab, und sie blieb in Zypern bey dem Prinzen Isaak zurück, welchen König Richard auf Mathildens Vorbitte, wieder in den Besitz seines Kaiserthums gesetzt hatte, und der jetzt mit Eleonoren auf einen ganz artigen Fuß lebte. — Er

begleitete die Kreuzfahrenden bis an den Strand, und versprach Richarden nochmahls für die sichere Ueberkunft seiner Mutter nach England zu sorgen, wo wir sie zu rechter Zeit wieder finden werden.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Angelegenheiten der Christenheit.

Wir haben bey Walters langwieriger Anwesenheit in Europa so lange nichts von dem Zustande in Palästina erwähnt, daß es nöthig seyn wird, ehe unsere Reisenden daselbst ankommen, etwas Weniges davon zu sagen.

Aber nur etwas Weniges; denn wie wäre es möglich alle Verwirrungen umständlich zu schildern, welchen dieses unglückliche Land unterworfen war! — Meine Leser werden sich vielleicht noch erinnern, wie traurig es bey unsers Walters Abreise daselbst aussah. —

Jerusalem und alle Festungen von Wichtigkeit waren in Saladins Händen; die königliche Familie und alle Personen von einiger Wichtigkeit gefangen; Walter hatte, um doch den Beschützern der Christenheit ein Oberhaupt zu geben, mit Mühe den Groß-

meister Terrikus frey gemacht, und dieser, welcher sonst nicht ungeschickt war, das Haupt eines grossen Heers zu seyn, und eine Sache die schon auf gutem Wege war, vollends glücklich hinaus zu führen, konnte sich so wenig in den schlechten Zustand der Sachen finden, und lud durch die verkehrten Anstalten, die er traf, den Unwillen seiner Ordensbrüder so oft auf sich, daß man ihm zu verstehen gab, er würde besser thun, seine Würde nieder zu legen, damit man sie einem Tüchtigern auftragen könnte. — Terrikus hatte die Beschwerden des Ranges, nach welchen er vordem so eifrig strebte, genug geschmeckt, um ihrer überdrüßig zu seyn. Er legte das Großmeisteramt willig nieder, und erbot sich nach Rom zu gehen, um daselbst eben das Geschäft zu treiben, das Walter in Frankreich und England trieb. Er kam nicht lange nach Waltern in Europa an, und hatte beym Pabste fast eben so gutes Glück als Walter an seinem Orte. Seine Beredsamkeit bewegte den heiligen Vater das Kreuz so eifrig predigen zu lassen, und denen, die der Fahne des Kreuzes folgten, so viel Indulgenz zu versprechen, daß auch die schlüpfrigsten Gemüther erweckt wurden, und alles sich zum Kreuzzuge rüstete. Die Hülfe, welche Kaiser Friedrich der morgenländischen Christenheit zuschickte, war vornähmlich auf Terrikus Rechnung zu schreiben, und man sagt, daß er es weder an Briefen noch mündlichen Ueberredungen habe fehlen lassen, ihn zu dem zu bewegen, was er leistete.

Die Tempelherren hatten indessen darauf gedacht, den erledigten Platz des Großmeisters zu besetzen, und ihre Wahl war sehr glücklich auf unsern alten

Bekann-

Bekannten, den redlichen Gerhard von Riedesser gefallen. — Seine Tapferkeit und seine vortrefflichen Anstalten brachten gar bald wieder einige Festungen in die Hände der Christen, welche man den Sarazenen wieder überließ, um die königliche Familie und andere Personen von Wichtigkeit damit auszulösen. Der Patriarch Sankt Heraklius war der einzige, an den er nicht dachte; aber Saladin, welcher so wenig ihn als Königin Sybillen groß geachtet hatte, gab ihn zur Zugabe auch mit los, und that dadurch der Christenheit und der allgemeinen Ruhe einen schlechten Dienst. — Graf Raimund war durch Saladins Güte, der ihn vorzüglich schätzte, schon längst wieder frey, und lebte zu Tabaria, welches Gerhard auch wieder erobert hatte, im Schooße seiner Familie; aber Alter, Krankheit und ausgestandener Gram hatten seine Leibes und Gemüthskräfte geschwächt, und er sollte nur noch so lange leben, um Mathilden wieder zu sehen, sie als seine Tochter zu erkennen, und dann seine Augen auf ewig zu schließen. König Veit ließ sich nach seiner Befreyung bereden, sich bey aller seiner Schwäche seinem furchtbaren Feind Saladin entgegen zu setzen. Der Patriarch wars, welcher ihm diesen thörichten Einfall in den Kopf setzte, der wahrscheinlich sehr schlimm abgelaufen seyn würde, wenn sich nicht die Tempelherren zu ihm gesellt, und sich seiner angenommen hätten. Der neue Großmeister, unser guter Freund Gerhard, hatte zwar ganz guten Fortgang in seinen Unternehmungen wider die Sarazenen gehabt; eine Menge Festungen waren nach Auslösung der Gefangenen wieder in seine Gewalt gekommen, und sein Heer war nicht ganz unbeträchtlich, demohngeachtet aber

hielt er für gut, vorsichtig zu handeln, und weitere Hülfe zu suchen. Graf Philipp von Flandern, und der Fürst von Antiochien, hatten sich bey der größten Noth der Christenheit so schläfrig gezeigt, daß man nicht wußte, ob man sie zu den Freunden oder Feinden rechnen sollte. Ein etwas besseres Zutrauen hatte man zu dem Fürsten von Tyrus; und dieser war es, den König Veit und die Tempelherren zu ihrem Gehülfen wählten.

Konrad von Montferrat, Fürst von Tyrus, war gar ein seltsamer Mensch; stolz, hartnäckig, eigensinnig, tapfer, und zuweilen auch großmüthig; das Letzte höchst selten, das Erste aber fast allemahl. Sich Saladin entgegen zu setzen, und die Schmach der Christenheit zu rächen, war sein ganzer Wunsch, und ein Vorhaben, zu welchem er sich seit langer Zeit um desto gewisser zu siegen, rüstete. — Aber diese Ehre mit den Tempelherren und König Veiten zu theilen, das war ihm unausstehlich; er schlug ihnen seine Hülfe ab, und ließ sie allein nach Akkon ziehen, welche Stadt man jetzt vornähmlich aus den Händen der Sarazenen zu retten suchte. Um Konraden zu zeigen, wie wenig man seine Hülfe vermißte, wendete man bey der Belagerung von Akkon doppelte Stärke und Klugheit an, und hatte den Sieg schon fast in Händen, als ein hinterlistiger Streich des boshaften Konrads, den die Geschichte nicht meldet, alles veränderte, und die Sarazenen im Besitz dieser Hauptfestung bestätigte. — Veit, welchem keine Erniedrigung zu groß war, um seinen Zweck zu erreichen, und welcher sich wohl um der geringsten Dinge willen tief unter seine Würde herab gelassen hatte, demüthigte sich sehr vor dem hochmüthigen Für-

sten von Tyrus, und brachte ihn durch tausend niederträchtige Schmeicheleyen, die Konrad von Montferrat wohl vertragen konnte, dahin, daß er sich endlich bewegen ließ, mit ihm und den Tempelherren gemeine Sache zu machen. Der Graf von Flandern, und der Fürst von Antiochien gesellten sich auch zu ihnen, und man wollte nun Saladin mit vereinter Macht begegnen und einen Hauptsturm auf Akkon wagen. Aber die Menge der Anführer that dem christlichen Heere Schaden; die Philippe, die Konrade, die Veite, und wie sie alle heißen, waren so selten einig, daß endlich nach Gewohnheit die armen Tempelherren im Stiche gelassen wurden, und unser Gerhard von Riedesser bey einem Ausfall, den die Sarazenen aus Akkon thaten, nebst achtzehn seiner Ordensbrüder das Leben einbüßte.

Um diese Zeit war es, da der abgesetzte Großmeister Terrikus nebst einem Theil der kaiserlichen Hülfsvölker nach Palästina kam. — Der Orden war ohne Haupt, Terrikus hatte der Christenheit durch seinen Vorspruch in Europa große Dienste gethan, Philipp von Flandern und die Fürsten von Tyrus und Antiochien waren auf seiner Seite; man vergaß das Vergangene, und setzte ihn wieder in die Stelle ein, welche er vorher besessen hatte. — O, wäre unser Walter damahls in Palästina gewesen, als sein edler Freund Gerhard starb; niemand würde ihm die Ehre Großmeister zu werden bestritten haben! Viele der Brüder nannten schon seinen Namen; aber er war abwesend, Terrikus kam ihm zuvor, und er fand also seinen alten Feind bey seiner Ankunft wieder auf der Stelle, von welcher

er im Stande war, ihm so vielen Schaden zu thun, und alle seine schönsten Hoffnungen zu nichte zu machen.

König Philipps Flotte war eher nach Palästina gekommen als die englische, aber die Ankommenden ließen sich die Ursache, warum sie da waren, wenig angelegen seyn; sie hatten von den Mühseligkeiten der Reise noch nicht ausgeruht, als Richard mit den Seinigen ans Land stieg, und gleich des ersten Tages sehen ließ, warum er gekommen war. Von Herzen liebte er seine Berengaria, und an Mathildens Anblicke hieng seine ganze Seele; aber er hatte den Grundsatz, daß Weiber sich nicht in die Gesellschaft von Kriegsleuten schickten, und Walter brachte sogleich die Damen zu Graf Raimunden nach Tabaria, wo die junge Königin ihre Niederkunft, welcher sie in wenig Monaten entgegen sah, abwarten wollte. — Walter nahm sich nur so viel Zeit, dem sehr schwachen Graf Raimunden seine Tochter in die Arme zu liefern, und sich einige Augenblicke an der Freude der einen und des andern zu ergötzen, und eilte nach dem Lager König Richards zurück, um nun ernstlich über das zu Rathe zu gehen, was man zu thun habe, und wovon ich meinen Lesern, die bereits schon zu viel von Kriegsangelegenheiten gehört haben, im künftigen Kapitel nur etwas Weniges melden will.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Richard verliert seine Gemahlin, und Walter seine Geliebte.

Die Tempelherren, König Veit, der Graf von Flandern, die Fürsten von Tyrus und Antiochien, und wer sich der Sache der Christenheit annahm, und auf den Untergang der Sarazenen dachte, jauchzte über die Ankunft der Könige von Frankreich und England, und über die große Macht, die sie mit sich brachten. — Die Ehre der feyerlichen Einholung, welche König Philippen wiederfahren war, erzeigte man auch Richarden. Das getheilte Interesse der christlichen Anführer machte, daß ein jeder darauf dachte, die Neuankommenden auf seine Seite zu ziehen, und sich durch ihre Hülfe unüberwindlich zu machen. Die Fürsten von Tyrus und Antiochien, Philipp von Flandern, und Großmeister Terrikus hatten schon große Vertraulichkeit mit König Philippen von Frankreich gestiftet, und sie hofften mit Richarden auf dem nähmlichen Fuß zu leben, aber sie irrten sich. Der König von England schlug sich auf keine Seite. Er erklärte sich, daß er die Absicht, warum er gekommen war, ohne Ansehen der Person, und ohne Aufschub treiben würde, und daß er verlangte, daß sogleich Anstalt zu irgend einem Unternehmen

gemacht würde, welches die Sarazenen wenigstens zum Anfang schrecken, und den Christen einen festern Fuß verschaffen könnte. Er sagte dieß mit solchem Ernst, und so einer königlichen Miene, daß alle zitterten, und kaum die Einwendung wagten, daß man den ermüdeten Völkern vorher Ruhe gönnen müsse, ehe man etwas unternähme.

Die Franzosen, erwiederte Richard, haben wie ich hoffe, endlich ausgeruht, und die Engländer sind nicht um der Ruhe, sondern um der Arbeit willen herüber gekommen; — Ein einziger Tag wird hinlänglich seyn, die Schwachen unter ihnen herzustellen, und diese Zeit bin ich gesonnen dazu anzuwenden, von euch zu hören, was wir zu des Landes Besten zu thun haben.

Was man hierauf antwortete, und wie es Richarden gelang, alle diese theils unruhigen, theils schläffrigen Köpfe zur Vernunft zu bringen, weiß ich nicht; nur so viel weiß ich, daß man des andern Tages bereit war, vor Akkon zu gehen, und es mit vereinter Macht aus Saladins Händen zu reißen.

Richard, welcher überall handelte als ob er allein zu befehlen hätte, ordnete, wer zurück bleiben, wer diesen und jenen Posten besetzen, was man in diesen und jenen Fall thun sollte; die erschrocknen Könige und Fürsten gehorchten, weil sie sich in der Bestürzung auf nichts anders besinnen konnten, als daß ein jeder von sich selbst abhieng, und inskünftige zu zeigen, was sie jetzt in der Eile nicht konnten, und behielten es sich vor, daß Richarden keiner von ihnen, seinen Anordnungen zu gehorchen verbunden wäre. Die Thoren! Das einzige Mittel etwas auszurichten wäre gewesen, wenn sie sich hätten gefallen lassen, ihre Privatabsichten bey Sei-

te zu setzen, und in der Sache der Christen wider ihre Feinde, alle einem einzigen Oberhaupte zu gehorchen. — — Richard wollte selbst vor Akkon gehen, und wählte Leopolden, Herzog von Oesterreich, und Waltern, mit dem kleinen Heer seiner neuen Unterthanen zu Begleitern.

Die Dauer der Belagerung, die tapfre Vertheidigung der Belagerten, und Richards endlichen Sieg ausführlich zu beschreiben, würde zu weitläuftig seyn. — Das griechische Feuer, dessen sich die Sarazenen aus der Stadt so zu gebrauchen wußten, vereitelte anfangs alle Hoffnung, Akkon in die Hände der Christen zu bringen; aber die Materialien zu diesem furchtbaren Vertheidigungsmittel fiengen den Feinden an zu fehlen, und Akkon gieng über.

Saladin kannte den Vortheil, den ihm der Besitz dieser Vestung gab, zu gut, als daß er sie nicht auf alle Art in seine Hände zurück zu bringen suchen sollte. Er that Vorschläge; Richard machte Bedingungen, aber er war so wenig gesonnen, eine Stadt, welche ihm so viel Mühe und Blut gekostet hatte, zurückzugeben, und seine Foderungen waren so überspannt, daß Saladin sie verwerfen mußte. Er verwarf sie mit dem äusserten Uebermuth, und meine Leser werden mir verzeihen, wenn ich, um Richards Ehre zu schonen, verschweige, wie dieser König, dessen wüthenden Zorn sie kennen, Saladins Widersetzlichkeit an den gefangenen Sarazenen rächte. Herzog Leopold half treulich dazu, daß Richards grausame Befehle ins Werk gerichtet wurden, und ermangelte nicht, sie hintennach aufs strengste zu tadeln. Walter hinderte und rettete, was er retten und

und hindern konnte, und schwieg wo der Tadel zu spät gekommen wäre.

Saladin glühte von Rache gegen Richarden; er wußte, daß die Gemahlin des Königs von England zu Tabaria ihre Niederkunft erwarte. Graf Raimund war todt, bey dessen Leben er sich nie an dem Orte, wo er war, würde vergriffen haben; seine Familie hatte sich nach seinem Tode aus Tabaria entfernt, und nur Berengaria und Mathilde waren zurück geblieben. Walter hatte ihnen die Belforte zugeschickt, um der Besatzung, welche Richard der Stadt nach Raimunds Tode gab, zu Anführern, und den Damen zu Beschützern zu dienen. — Alles dieses war dem Sultan bekannt, und er eilte nach Tabaria, um Berengarien und Richards künftigen Erben in seine Gewalt zu bekommen, durch welche er nicht allein Akkon, sondern noch mehr verlohrne Festungen ohne Bedingung einzulösen hoffte.

Richard glaubte Tabaria zu gut beschützt, und Saladin nahm seine Maßregeln mit zu vieler Behutsamkeit, als daß man etwas von seiner Absicht hätte muthmaßen und auf bessere Sicherheit der Königin hätte denken sollen. Ueberdieses gab es auch zu Akkon neue Auftritte, welche einen zu wichtigen Einfluß auf das Ganze hatten, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen sollten.

Königin Sybille war, wie wir wissen, schon längst, schon mit ihrem Gemahl zugleich, aus der Gefangenschaft befreyt worden; aber eine besondere Neigung, die sie zu den Sarazenen, vornähmlich zu dem schönsten und vornehmsten derselben, zu Sultan Saladin hatte, lockte sie immer dahin, wo sie ihn, oder jemand

von den Seinigen antreffen konnte. Saladin sahe sie, ungeachtet er ihren königlichen Stand wußte, für eine Person von geringerer Wichtigkeit an, als sie war, und sie hatte also überall Freyheit, zu kommen und zu gehen, ohne daß man sie beleidigte, oder ihr etwas mehr als gewöhnliche Höflichkeit erwies. Eine Königin ohne Land, eine Königin wie Sybille, was für Achtung und was für Nachstellung sollte diese zu befürchten haben? — Sybille hatte immer einen Vorwand, Besuche in den sarazenischen Festungen abzulegen; bald war es eine Unterhandlung, bald ein anderes Geschäfte, das sie bey Saladin zu verrichten hatte, ungeachtet jedermann wußte, daß niemand ihr etwas an den Sultan auftrug, und daß dieser sie oft nicht einmal vor sich ließ. —

Bey einen von diesen Besuchen, die sie vornämlich in Akkon abzulegen pflegte, weil Saladin sich meistens daselbst aufhielt, bey einen von diesen Besuchen war es, daß Richard die Stadt belagerte, und die christliche Sybille sah sich auf einmahl mit den Sarazenen eingeschlossen. Sie wollte sich ihrer gewöhnlichen Freyheit gebrauchen, ungehindert aus- und einzugehen, wie es ihr beliebte. Aber Richard wußte nichts von diesem Vorrechte, und sie war gezwungen, die ganze Belagerung auszuhalten.

Saladin ward genöthigt die Stadt zu verlassen. Nicht allein seine Schwäche und Richards siegreiche Waffen, sondern eine fürchterliche Seuche, welche zu Akkon zu wüthen anfieng, beschleunigte seine Entfernung; vielleicht wäre es ihm ohne diesen Umstand möglich gewesen, sich noch einige Tage länger zu halten.

Richard traf die nöthigen Anstalten zum Besten der unglücklichen Stadt, ohne sie selbst zu betreten, oder jemand von seinen Leuten, deren Gegenwart daselbst nicht unumgänglich nöthig war, den Eintritt zu erlauben. Königin Sybille war gänzlich vergessen, die Sarazenen hatten sie zurückgelassen, und die Christen vermißten sie nicht. Sie hatte einige ihrer jüngern Kinder bey sich gehabt, welche von der Seuche aufgerieben wurden, die nunmehr auch sie anfiel, und sie in wenig Tagen ins Grab streckte.

König Veit, dessen kleines Glück zu sehr auf dem Leben seiner Gemahlin beruhte, als daß er sie ganz hätte vergessen, ganz sorglos ihrentwegen seyn können, hörte nicht sobald, daß Akkon eingenommen wäre, als er eilte, Sybillen zu besuchen. Er fand sie todt, und mit ihr giengen alle seine Hoffnungen zu Grunde. — Umsonst bemühte er sich nun ferner, sich das Ansehen eines Königs von Jerusalem zu geben. Die, durch welche er diesen leeren Titel führte, lebte nicht mehr, und er war nichts weiter als Sybillens Wittwer, Veit von Lusignan. Isabelle, Sybillens Tochter, maßte sich den Titel der Königin an, und ihr Gemahl Herfrand betrat die Stelle, welche Veit verlassen hatte; aber auch dieser wurde von derselben vertrieben; man trennte ihn von Isabellen, und gab ihr den wunderlichen Fürsten von Tyrus, Konrad von Montferrat, zum Gemahl, welcher etwas mehr Macht hatte als Veit und Herfrand, den Titel, auf den sie Anspruch machten zu behaupten.

Unglaubliche Unruhen und Verwirrungen wurden durch diese drey Könige von Jerusalem verursacht. Jeder hatte unter den Helfern der Christenheit seine

Anhänger, aber Richard erklärte sich für keinen, sondern sahe dem Unwesen mit Mitleiden zu, und rieth, man mögte sich erst bemühen Jerusalem wieder zu erobern, ehe man darauf dächte, wer daselbst König seyn sollte.

Dieses fiel den streitenden Partheyen aufs Herz; die drey Könige von Jerusalem waren vorzüglich der Meinung, daß Richard Recht habe, und wunderten sich, wie ihnen dieses nicht eher eingefallen sey. Indessen war es eine Sache von Wichtigkeit, und die Herren, Grafen, Fürsten, Ritter und Könige, welche zu Zeiten sehr bedächtig waren, urtheilten, daß man es reiflich überlegen müßte. — Man setzte eine eigene Kommission nieder, um die Sache zu untersuchen, und fand endlich nach langem Forschen und Abwägen aller Gründe, daß — — Jerusalem nicht zu belagern sey.

Richard und Walter rissen sich voll Unmuth aus der Versammlung, wo ihnen dieser weise Schluß bekannt gemacht wurde, welchen umzustoßen ihr Ansehen, dem man sich jetzt nicht mehr so willig wie im Anfange unterwarf, nicht hinlänglich war. — Sie beschlossen bey dem Heer, das ihnen zustand, Leute zu lassen, auf welche sie sich verlassen konnten, und mit einer kleinen Begleitung nach Tabaria zu gehen, um in den Armen ihrer Geliebten allen Verdruß zu vergessen, den ihnen der Umgang mit den sinnlosen verkehrten Leuten verursachte, mit welchen im christlichen Lager alles überschwemmt war.

Richard und Walter eilten nach Tabaria, ohne etwas von dem zu ahnden, wie sie es daselbst finden würden; denn Saladin hatte Maßregeln genommen, welche

es unmöglich machten, daß die Christen eher etwas von der Belagerung dieser Stadt erfahren konnten, bis er zurückgeschlagen, oder sie in seinen Händen war.

Die Belforte hatten sich in der Vertheidigung der ihnen anvertrauten Stadt wohl gehalten. Die beyden ersten Stürme wurden glücklich abgeschlagen. — Mathilde, welche nicht von Berengariens Seite wich, brauchte alle Vorsicht, der schwachen, furchtsamen Königin zu verbergen, daß Saladin vor den Thoren wäre; aber in der Folge war es unmöglich sie ganz unwissend zu erhalten. Die feindlichen Angriffe wurden ernstlicher, Geschrey und Lärm nahm zu, und sie mußte es merken, daß die Sache nicht so unbedeutend, nicht so leicht zu überstehen sey, als ihr die tröstende Mathilde einbilden wollte. — Angst und Schrecken verursachten ihr eine unzeitige Niederkunft. Ihr schwacher zärtlicher Körper machte alle Hülfe der Aerzte und alle Sorgfalt ihrer Wärterin Mathilde vergeblich, sie lag empfindungslos in ihren Armen. — Ihre Seele war nach den Gedanken aller Anwesenden bereits entflohen, als sie sich noch einmahl ermunterte, die Hand ihrer Freundin faßte, und mit einer hastigen Stimme sprach: Mathilde! sage Richarden, daß er dich zur Königin von England macht, ich gebiete es ihm! Wer weiß ob Walter je der Deinige wird! Den letzten Theil dieser Worte sprach sie mit kaum hörbaren Ton, und sank in ihren Todtenschlummer zurück, in welchem sie auch den Geist aufgab. — Mathildens Thränen, die Mühe die sie sich gab, wenigstens Berengariens Leiche ihrem Gemahl aufzubewahren, das Begräbniß der Königin, welches die Länge

der Zeit unumgänglich nöthig machte, die Angst und langwierige Vertheidigung der Belagerten, und alles was dahin gehört, will ich übergehen. Genug, dem Sultan war zu viel an der Eroberung von Tabaria gelegen, als daß er dieselbe so leicht hätte aufgeben sollen. Die Stadt gieng über; Mathilde kam in Saladins Hände — Er sah es ihr an, daß sie eine Person von Wichtigkeit war, und wollte sich durch sie für die fehlgeschlagne Hoffnung die Königin von England in seine Gewalt zu bringen, schadlos halten.

Das Gerücht von diesen traurigen Begebenheiten, kam Richarden und seinem Bruder auf dem Wege nach Tabaria entgegen. Der Verlust dieser Stadt, Berengariens Tod, und Mathildens Gefangenschaft, waren Unfälle, die unsern Helden fast zu schwer wurden zu ertragen; doch verscheuchte die Begierde nach Rache endlich den unthätigen Schmerz, und die Begierde Mathilden zu retten, welche beyden gleich stark anlag, brachte sie zu dem Entschlusse, den wir im folgenden Kapitel hören werden.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Vorbereitungen zu einem Abentheuer.

So herzlich Richard den Verlust seiner Berengaria beklagte, so war doch seine Freundschaft für Mathilden, wie er das Gefühl für sie nannte, so groß, und das Verlangen, aus ihrem Munde umständliche Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin zu erhalten, so dringend, daß alle andere Gefühle dadurch verdrängt wurden, und er auf nichts dachte, als Lady Klifford ihren Räubern zu entreißen. — Walter hatte nicht nöthig seiner Liebe zu Mathilden und seiner Begierde sie zu retten, gegen seinen Freund und gegen sein eignes Herz falsche Nahmen zu geben; Mathilde war seine Geliebte, und er hatte das Recht, alles für sie zu thun was ihm seine Leidenschaft eingab.

Saladin hatte seine Gefangene nach Jerusalem geführt, und unsere beyden Helden wären, in dem ungestümen Eifer der sie beseelte, lieber mit dem ganzen christlichen Heere vor diese Stadt geeilt, um sie und diejenige, welche ihre Mauern einschlossen, in ihre Gewalt zu bringen; aber wie war dieses möglich?

Der einmüthige Schluß, Jerusalem nicht zu belagern, welchen die christlichen Heerführer erst kürz-

lich gefaßt hatten, würde um Mathildens willen nicht gebrochen worden seyn. Sollte denn Walter sein kleines Heer mit Richards fünfzigtausenden zusammen setzen und Jerusalems Belagerung allein unternehmen, so würde ihm dieser Streich bey der Tapferkeit und der noch stärkern Liebe, die ihn beseelte, zwar gelungen seyn; aber wo war nur ein Anschein von Hoffnung, daß die andern Könige und Fürsten, ihm dieses Unternehmen gestatten, daß sie es geduldig ansehen würden, wenn diese Stadt, um deren Besitz einer den andern beneidete, in des gehaßten Walters, und in des stolzen Richards Hände käme? — Unmöglich wäre es unsern Helden gewesen, sich zu gleicher Zeit wider Saladins Macht, und wider ihre christlichen Bundesgenossen zu wehren und beyden obzusiegen, und dieser Vorschlag ward also gleich verworfen. Richard sprach von Auslösung Mathildens mit irgend einer wichtigen Festung, oder einer großen Summe Geld; aber Walter wußte wie wenig Saladin das Geld achtete, und wußte aus ähnlichen Beyspielen, wie langsam die Christen waren, für Gefangene von der größten Wichtigkeit, den Sarazenen einen ganz geringen Platz zu überlassen, was hatte denn also Mathilde von ihnen zu hoffen? Ihre Gefangenschaft und ihre Freyheit konnte ihnen gleichgültig seyn, und Walters Feinde wären gewiß geneigter gewesen, ihr die erste als die letzte zu gönnen. — Also auch dieser Vorschlag war vergeblich, und Walter faßte einen Entschluß, der seiner Liebe und seinem Heldenmuth vollkommen angemessen war.

Ich will das Aeusserste wagen, sagte er, ich kenne Saladins Großmuth, und die Treue, mit welcher

er über einen einmahl gegebenen Worte hält. Er hat mir unzählige Mahl Beweise seiner Achtung gegeben. Das Versprechen, das er mir bey Odos Tode vor vielen Jahren that, daß ich allemahl ungehindert zu ihm kommen, und frey wieder von ihm gehen könne, ich mögte ihn finden wo ich wollte, dieses königliche Versprechen, ist gewiß jetzt noch so gültig bey ihm, als im Anfange; die Begegnung, die ich bey ihm antraf, so oft mich das Kriegsglück in seine Hände spielte, hat mir es hinlänglich bewiesen. Ich will ganz allein, ohne die Begleitung eines einzigen Menschen, nach Jerusalem gehen, meine Mathilde von ihm zurück fodern, oder mich an ihrer Stelle zu seinen Gefangenen liefern. Meine Person ist doch vielleicht in den Augen des christlichen Heers von größerer Bedeutung als die Person eines Weibes, und ich kann eher auf meine Auslösung hoffen, als Mathilde auf die ihrige.

Thue was du willst, sagte Richard, aber so viel schwöre ich dir bey dem königlichen Nahmen, den ich führe, und bey dem heiligen Grabe, zu welchem wir als Pilger wallen, ich begleite jeden deiner Schritte.

Walter erschrack über diesen Schwur; er bat seinen Bruder zu widerrufen, er stellte ihm vor, daß er nicht das freye Geleit bey Saladin mit ihm gemein habe, daß seine Person von zu großer Bedeutung wäre, als daß Saladin ihn frey ziehen lassen, oder ihn um eine Kleinigkeit wieder hingeben sollte; er gab ihm zu bedenken, daß seine Gefangenschaft und Auslösung die Christenheit um ihre größten Vortheile bringen, und unter den christlichen Anführern, welche theils für, theils wider ihn wären, eine Uneinigkeit

einigkeit verursachen würde, die das fürchterlichste Blutbad nach sich ziehen könnte; aber umsonst. — Es kann seyn, sagte Richard, daß du Recht hast, aber ich habe geschworen, und wehe dem, der einen Eid, wie der meinige, bricht! Ueberdieses habe ich das zu meinem Vortheil, daß man bey den Sarazenen zwar meinen Nahmen und meine Rüstung, aber nicht meine Person kennt, gieb mir eins von deinen Kleidern, oder das Kleid deines Waffenträgers, gieb mir den Nahmen eines deiner Ordensbrüder, und alles wird gut und sicher gehen; ich werde seyn wo du bist, und werde Mathilden befreyen helfen, die meinem Herzen nach Berengariens Tode, und der Treue, die sie dieser armen Unglücklichen bewies, theurer als jemahls ist.

Walter mußte nachgeben. Richard verkleidete sich; beyde hüllten sich in lange Mäntel, um die Ordenstracht zu verdecken; und sie machten sich mit den ersten Schatten der Nacht auf den Weg, den Freundschaft und Liebe ihnen bezeichneten.

Weder Walter noch Richard hätten es gern gesehen, wenn man bey dem christlichen Heer etwas von ihrem Vorhaben gemerkt hätte. Sie hatten alle Vorsicht gebraucht, damit man sie nicht vermissen konnte. Man wußte, daß sie ihren Weg nach Tabaria gerichtet hatten, um die Königin von England zu besuchen. Das Gerücht von den unglücklichen Begebenheiten in dieser Stadt war nicht so bald vor unsere Helden gekommen, als Konrad von Staufen mit einem ansehnlichen Heer herüber gerufen ward, die eroberte Festung den Händen der Sarazenen entreissen zu helfen. Richard und Walter traten ihren geheimen

Weg vor seiner Ankunft an, aber sie hinterließen ihm Nachricht, wo sie hingiengen, und Verhaltungsbefehle, wie er ihre Abwesenheit verhehlen, und überall handeln sollte, als wenn sie gegenwärtig wären; eine Macht, die sie gar wohl in den Händen desjenigen lassen konnten, den König Richard immer mit so vielem Recht den Ritter von fester Treue zu nennen pflegte.

Um ihren Weg vor christlichen und sarazenischen Augen desto besser zu verhehlen, verließen unsere beyden Abentheurer die gerade Straße nach Jerusalem, und nahmen einen Umweg, der zwar ihre Reise sehr verlängerte, aber sie eben so sicher an Ort und Stelle bringen mußte als die Heerstraße, wenn man ihn nur vorsichtig genug und nicht bey Nacht antrat. — Graf Raimund, welcher damahls, als er noch Vormund der Könige von Jerusalem war, oft Ursache hatte seine Mündel zu belauschen, war auf diesem Wege oft nach der Hauptstadt gereist, und hatte unvermuthet vor den Balduinen und Sybillen gestanden, da sie indessen auf der Heerstraße häufige Wachen ausgestellt hatten, welche seine Ankunft zeitig genug melden sollten, um in einer Verfassung vor ihm zu erscheinen, welche alle Verweise unmöglich machte.

Graf Raimund hatte nach der Zeit Waltern diesen Weg bezeichnet, und dieser glaubte ihn gut genug gemerkt zu haben, um seinem Begleiter zum Wegweiser dienen zu können.

Er irrte sich indessen, und so gut anfangs alle Merkmahle der Richtigkeit des Weges zutrafen, so zweifelhaft wurden sie nach und nach, bis sie sich endlich ganz verloren, und unsere Reisenden sich bis

und her wandten, ohne zu wissen, ob sie sich nord- oder westwärts lenken sollten. Der Weg gieng über einen Theil des Libanons, aber um nicht von dem vorgeschriebnen Pfade abzuweichen, durften sie sich nicht der höchsten Höhe des Gebirgs nähern, sondern sie mußten sich zeitig wieder abwärts lenken; demohngeachtet fühlten sie, daß sie immer unmerklich höher stiegen, und das kleine Gesträuch zwischen den höhern Bäumen immer dichter ward. Sie giengen zurück, um die alten Cedern wieder zu erreichen, von denen man sagt, daß sie die Wasser der Sündfluth noch gesehen haben, und deren damahls noch zwey und dreißig waren. — Bis an die Stelle wußten sie, daß ihr Weg richtig gewesen war, und Walter getraute sich, sich wieder zurecht zu finden, wenn er diese Bäume wieder zu Gesicht bekäm. Aber alle Mühe dahin zu gelangen war umsonst, sie giengen rück- und vorwärts, sie schweiften zur rechten und zur linken Seite aus, und immer war es, als ob sie im Kreise umher giengen, denn immer kamen sie wieder auf die alte Stelle.

Einen ganzen Tag hatten sie in dieser Verwirrung zugebracht; die Nacht brach ein, und sie beschlossen einen bequemen Ort zur Ruhe zu wählen, eine sparsame Mahlzeit von ihren mitgenommenen Lebensmitteln zu halten, und sich dann dem Schlafe, welchem sie beyde fast nicht mehr widerstehen konnten, zu überlassen.

Sie führten ihren Vorsatz aus. Die Müdigkeit besiegte die sorgenvollen Gedanken, welche sie hätten wachend erhalten können, und der Strahl der Morgensonne erweckte sie erst zur Fortsetzung ihrer Reise. — Sie standen auf, sie giengen noch etwa fünfzig Schritte

vorwärts, und plötzlich zeigte sich ihren Augen ein ganz unerwartetes Schauspiel.

Das Gebürge senkte sich auf einmahl ziemlich jäh in ein tiefes Thal, das an Schönheit alles übertraf, was die glühende Einbildung des Dichters nur zu schildern vermag, und von dessen Beschreibung wir, die wir keine Dichter sind, uns weislich enthalten. — Was würde es auch dem Leser frommen, wenn wir ihm eine unabsehliche Fläche mit einem Gehege von mit Cedern bekrönten, himmelhohen, steilen Gebirgen umschlossen hinmahlten, und alle Zauberreize der Natur, alles, womit sich in diesem Buche die Gegenden von Marseille, und die um das Marienkloster zu Godstow, und die in der Insel Zypern auszeichnen, hineinbrächten, was würde es ihm helfen? Er sähe doch nichts von dem allen, und wir wären zu schwach, es ihm anschaulich zu machen.

Ueberrascht, stillschweigend, mit weitgeöffneten Augen standen Walter und Richard da, als ob sie wünschten, das Ganze, das sich ihnen so herrlich darstellte, auf einmal fassen, und das entzückende Bild immer bewahren zu können. — Was ihnen den Anblick der lachenden Gegend noch reizender machte, war das Leben, welches hier überall herrschte, denn ein großer Theil dieses ungeheuern Thals, war mit einer unzählbaren Menge kleiner friedlicher Hütten bedeckt, deren Aeusserliches von blühenden Wohlstand sprach, und deren Einwohner, so wie sie aus denselben dem anbrechenden Tag entgegen an ihre Arbeit giengen, durch ihre Anzahl und muntere Thätigkeit, das schönste Bild des ländlichen Glücks entwarfen, das sich denken läßt.

So reizend dieses Schauspiel war, so hielten sich doch Richard und Walter nicht lange bey Betrachtung desselben auf. Sie fiengen an einen bequemen Weg abwärts zu suchen, um sich unter diese fröhlichen Leute zu mischen, und bey ihnen Nachricht zu erhalten, wo sie wären, und wo sie sich wieder auf den rechten Weg finden sollten. Sie fanden, was sie suchten. Sie kamen ohne sonderliche Mühe hinab, und sahen und erfuhren, was ihr, meine Leser! auch sogleich erfahren sollet.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der Alte vom Berge.

Ein Trupp von Männern und Weibern umringte die Herabkommenden, deren Kleider diesen Leuten zeigten, daß sie keine Eingebohrne des Landes, sondern Fremde waren. Richard und Walter betrachteten und wurden betrachtet; sie fanden die Weiber dieses Volks sanft und schön, und die Männer fast riesenförmig, und von einem wilden entschlossenen Ansehen. Wie man sie fand, konnten sie aus nichts als allenfalls aus dem gefälligen Lächeln und dem leisen Flüstern der Weiber schließen.

Richard brach zuerst das Stillschweigen, und fragte wo sie wären. — Uns ziemte vielleicht besser als euch, antwortete einer von den Männern, zu fragen wer ihr seyd, und was ihr im Lande der Asaßinen zu suchen habt?

Manche unter meinen Lesern, welchen das Volk der Asaßinen unbekannt ist, — deren es doch wie ich denke, wenig geben wird, werden hier vermuthen, daß ich sie zu irgend einem idealischen Volke führen, sie auf den zehn folgenden Bogen mit der moralischen und politischen Verfassung desselben bekannt machen, und ihnen in dieser Beschreibung wie in einem Spiegel, alle Mängel und Verbesserungen unsers heutigen Nähr- Lehr- Wehr- und obrigkeitlichen Standes zeigen werde; aber mit nichten, meine Freunde! Wenn ihr zu solchen Dingen Lust habt, so muß ich bitten, euch in die Lande am Südpol zu bemühen, wo sich dergleichen Observationen weit besser anbringen lassen, als bey dem Volke der Asaßinen, welches wirklich einmahl existirte, ob es gleich jetzt ausgestorben seyn mag, wirklich seine eignen Gesetze und Staatsverfassungen hatte, ob sie gleich nicht so beschaffen waren, daß sie irgend einem andern Volke zur Warnung oder Nachahmung brauchten vorgelegt zu werden.

Richard und Walter hörten nicht sobald den Namen des Volks, als sie gleich wußten, wo sie sich befanden, und zu dem Fürsten geführt zu werden verlangten. — Dieser Fürst — doch, meine Leser! welcher unter euch kennt nicht den Alten vom Berge, den König und Priester seines kleinen Volks, ihn, der mit einem einzigen Wink den Glauben und die Handlungen seiner Unterthanen regierte, ihn, der im Stan-

de gewesen wäre, durch ein Wort, die größte Unthat zur lobenswürdigsten Handlung zu machen, welche, wie sein Volk festiglich glaubte, blos weil er es gebot, mit den höchsten Freuden des Paradieses belohnt würde. — Er konnte gebieten, die halbe Welt auszurotten, und seine Unterthanen hätten eher ihr Leben, als den Versuch aufgegeben, seinen Willen zu bewerkstelligen. Die seiner Rache geweihten Opfer mußten fallen, es war nun in ihren geheimsten am festesten verschloßenen Zimmern oder mitten auf den Straßen ihrer Stadt, mitten in den volkreichsten Versammlungen. Wenn List und Geschwindigkeit nicht hinreichte die Thäter zu retten, so starben sie freudig über der That, hielten sich für Märtyrer, und erlangten, wie sie meinten, nach ihrem Tode die höchste Staffel himmlischer Seligkeit zum Lohn ihrer Treue. — Abscheulich waren diese Grundsätze, und doch beruhte auf ihnen allein die Ruhe des kleinen Reichs, das der Alte des Berges regierte; das fast göttliche Ansehn, das er bey seinen Unterthanen hatte, erhielt Ordnung unter seinem Volke, und machte ihn seinen Feinden furchtbar. Unmöglich wäre es ihm gewesen, sich so lange mitten unter größern und mächtigern Fürsten unabhängig zu erhalten, wenn man nicht gewußt hätte, daß die kleinste Beleidigung, der kleinste Anschlag, den man wider ihn machte, und den er, wie durch eine Art von Allwissenheit, vermittelst seiner überall zerstreuten Spione augenblicklich erfuhr, unausbleiblich durch den Tod, den Tod der einzigen rechtschuldigen Person gerochen wurde. — Nie schadete er ungereizt, und so schrecklich und gewiß seine Rache auch allemahl war, so wußte man doch durch viele Jahrhunderte hindurch, kein einziges Beyspiel, daß

jemand ein Opfer derselben geworden wäre, der es nicht vollkommen verdient hätte. Gerechtigkeit und weit umfassende Einsicht schien das Erbtheil dieser kleinen Prinzen zu seyn; sie nannten sich Nachahmer des großen Richters, und Diener seiner Rache, und niemand kann ihnen nachsagen, daß sie diese furchtbaren Titel jemahls mißbrauchten. Sie hatten die volle Macht, Ungerechtigkeiten auszuüben in Händen, da der blinde Gehorsam ihres Volks alles für Recht hielt was sie geboten, aber nie weiß man, daß sie Ungerechtigkeiten ausgeübt hätten.

Zu diesem ehrwürdigen und furchtbaren Fürsten wurden Walter und Richard geführt. Er nahm sie freundlich auf, versprach, sie auf den rechten Weg bringen zu lassen, und bat sie, weil ihr Ansehn ihm gefiel, einen Tag oder zwey bey ihm zu verweilen, und der Güte zu genießen, die Gott und die Natur seinem Lande verliehen hätte. Dieses waren seine eignen Worte, und er band sich bey denselben an die strengste Wahrheit. — Die Güter, deren sein Volk im Schooß der Ruhe genoß, waren bloß diejenigen, die ihnen ihr fruchtbares Thal gewährte, die, deren man in den Zeiten des goldnen Alters genoß, sie kannten und begehrten keine andern; sie waren reich in ihren Besitz, und wurden von denen an sie gränzenden Völkern für arm gehalten, welches noch eine Ursache mehr war, daß man es nie unternahm, den Frieden, der in ihrem kleinen Lande herrschte, zu unterbrechen.

Der Fürst der Asaßinen gewann Waltern und Richarden lieb, er nannte sie Söhne der reinen unverderbten Natur, und ließ sie ungern von sich. — Die beyden Brüder dachten ihm beym Abschiede ein Merk-

mahl ihres Zutrauens zu geben, und nannten ihm ihre Nahmen, um welche sie noch niemand befragt hatte. Der Alte lächelte und sagte, wie sollte ich die Söhne der frommen Rosemunde und der boßhaften Eleonoren nicht kennen! Geht hin, setzte er hinzu, und grüßt meinen Bruder Saladin, wenn ihr zu ihm kommt. Ich habe nichts auf ihn zu sprechen, aber unterschiedlichen von den Anführern des christlichen Heers mögte ich vielleicht bald ein Zeichen meines Andenkens geben, doch weil mich noch keiner persönlich beleidigt hat, als Konrad von Montferrat, der sogenannte König von Jerusalem, er, der heimliche Anschläge wider die Ruhe meiner Kinder schmiedet, so mag es vorjetzt bey diesem bleiben. Sagt ihm, daß er meine Rache fürchte!

Richard und Walter verließen mit Erstaunen diesen wunderbaren Mann, und folgten dem Wegweiser, den er ihnen gab, und der sie bey Einbruch der Nacht durch einen Weg, der wie durch Zauberey abgekürzt ward, bis an die Mauern von Jerusalem brachte.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Richard, Walter und Saladin.

Saladin war gewohnt, jeden Fremden, welcher ihn zu sprechen verlangte, sogleich vorzulassen, und Walter und sein Bruder wurden in der nähmlichen Stunde, da sie die Stadt betraten und Gehör beym Sultan verlangten, vor ihm geführt.

Die Brüder traten ein, sie schlugen ihre Mäntel zurück und standen in voller Ordenstracht vor ihm. — Saladin erstaunte. — Wie, Ritter! rief er nach einer kleinen Weile aus, indem er auf Waltern zugieng, wie? ihr wagt es, euch in die Hände eures Feindes zu liefern? — Ist Saladin Walters Feind? fragte der andere. Nein, erwiederte er, aber der Sultan wohl der Feind des Tempelherrn. Ich stehe hier nicht vor euch als Tempelherr, versetzte unser Held, sondern als Walter, Odos Freund, dem Saladin ehemahls Erlaubniß gab, frey zu ihm zu kommen, wenn er wollte, und der sich dieser Erlaubniß noch nie bediente als heute. — O, sagte der Sultan! dieses Versprechen ist verjährt; die Fürsten sind vergeßlich! — Ich rede mit Saladin, sprach der Tempelherr. Laßt uns die Umstän-

de bey Seite setzen, mein Walter! fieng jetzt Saladin lächelnd an, setzt euch an meine Seite, und sagt mir, was ihr von Odos Freund verlangt. Aber wer ist euer Begleiter? — Seine Kleidung wird euch antworten, sagte Walter. Ich wollte lieber ihr hättet mir geantwortet, erwiederte der Sultan, indem er Richarden mit einem durchdringenden Blick ansah, das Kleid kann trügen, aber Walter nicht. — Der Tempelherr erröthete. — Nun es mag gut seyn, fieng Saladin nach einem kleinen Stillschweigen an, ich will nicht in euch dringen. Euer Begleiter mag sich auch setzen, hieher oder dorthin, nur nicht mir gegen über; ich bin nicht allemahl ganz kaltblütig beym Anblick meiner Feinde. Richard setzte sich trotzig an Walters Seite, und betrachtete Saladin mit funkelnden Augen. Der Sultan schwieg, und Walter nahm das Wort. — Mein Saladin, sagte er, indem er seine Hand freundlich drückte, was that ich euch, daß ihr mir meine Geliebte raubtet? Vergriff ich mich je an dem, was eurem Herzen theuer war? Raubte ich euch Nureddin anders als aus Noth? Erschwerte ich euch seine Befreyung? — Ihr hättet niederträchtig gehandelt, wenn ihr mir sie erleichtert hättet! unterbrach ihn Saladin; Nureddin war nicht euer Gefangner, er gehörte eurem ganzen Volke; aber Mathilde ist mein, und ihr sollt sie heute wieder haben, wenn ihr sie nicht sicherer bey mir, als bey euren verrätherischen Glaubensgenossen haltet. — O Walter, Walter! wie verblendet seyd ihr! warum setzt ihr euer Glück so weit? so aufs Ungewisse hinaus? Bleibt bey mir! bleibt mit Mathilden bey mir; sie ist heute noch die Eurige. Warum wollt ihr zu einem Volke zurückkehren, das

eure Tugend nicht zu schätzen weiß? das euch um eu=re liebsten Hoffnungen betrügen, den Besitz eurer Geliebten so lang verzögern wird, bis ihr ihn mit dem Grabe vertauschen müßt? — Ich kenne diese Leute besser als ihr; glaubt mir, sie sind eurer Treue nicht würdig. — Wem meint denn wohl Saladin, versetzte Walter, daß ich meine Treue gelobt habe? Meinem Gott und meinem Gewissen, oder falschen, nichtswürdigen, verrätherischen Menschen? — Ihr mögt wohl Recht haben, sagte Saladin mit einem Seufzer, indem er aufstand, und sich einer Seitenthüre nahte, welche in seinen Harem führte. — Kommt und seht eure Geliebte, und fragt sie selbst, ob sie euch folgen oder bey mir bleiben will; aber soll dieser uns auch begleiten? — Wo ich bin, muß mein Freund auch seyn; sagte Walter, indem er seines Bruders Arm ergriff und Saladin nachtrat. O, wenn ihr es verlangt, antwortete der Sultan, so schlage ich ihm nichts ab, und wenn er Richard, wenn er der grausame Mörder meiner unschuldigen, wehrlosen, sich seiner Gnade ergebenden Unterthanen selbst wäre. Meint ihr wohl, daß Saladin so hätte handeln können? — Saladin nicht, sagte Walter, aber wohl der Sultan von Damaskus. Ach, ich weiß eine Zeit, da ich unter dreyßig gefangenen Tempelherren der einzige war, dessen Leben verschont ward! — Laßt uns vergessen! sagte Saladin, indem er sich umdrehte und mit einer Thräne im Auge Walters Hand ergriff. Auch ich will vergessen, setzte er mit einen Blick auf Richarden hinzu, will vergessen und den schonen, den nicht mein Schwert, sondern freyer Wille, und zu großes Zutrauen auf meine Großmuth in meine

Hände lieferte. Richard wollte antworten, aber Walter drückte seinen Arm, den er in den Seinigen hielt und winkte ihm zu schweigen. Ich weiß nicht, ob der verkleidete König von England dem Verlangen seines Freundes gefolgt hätte, wenn man sich nicht in dem nähmlichen Augenblicke an Ort und Stelle befunden hätte. — Es öffnete sich eine Thür, und Saladin führte die Fremden in ein prächtig erleuchtetes Zimmer, in welchem drey Damen auf niedrigen Küssen saßen, und in einem emsigen Gespräch begriffen zu seyn schienen. Eine von ihnen entfernte sich, und die andern beyden traten dem kommenden Sultan entgegen.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Abentheuer in Saladins Harem. Ein trauriger ahndungsvoller Abschied.

Daß eine von diesen beyden Damen Mathilde war, ist überley zu erwähnen. Saladin hatte keine Zeit die beyden Liebenden einander vorzustellen; sie flogen einander in die Arme, ohne sich an die Gegenwart des Sultans zu kehren. Saladin lächelte, und führte die andre Dame in das nächste Zimmer. Die Freuden des

Wiedersehens brauchen keine Zeugen, sagte er; und euch, setzte er hinzu, indem er sich zu Richarden umdrehte, euch wollte ich rathen uns zu folgen, oder einen andern Weg zu wählen, denn ich vermuthe, ihr werdet hier überley seyn.

Richard blieb, und das Gespräch das sich zwischen ihm, Waltern und Mathilden erhub, werden mir meine Leser erlauben mit einem Strich zu bezeichnen. — Es enthielt nichts, das man sich nicht selbst denken kann, und doch enthielt es zu viel, um glücklich nachgeschrieben zu werden.

Unsere drey Freunde wurden nicht in ihrer Unterhaltung gestört; und der anbrechende Tag fand sie noch beysammen, ohne daß sie mit ihren Gesprächen zu Ende waren. — Mathilde bat ihre Freunde, ihren Besuch zu wiederhohlen, um das, was sie ihnen zu sagen hätte, in besserer Ordnung als heute zu vernehmen; sie trennten sich, und fanden des andern Tages keine mehrere Schwierigkeit Zutritt zu erhalten, als den ersten.

Den Tod eurer guten Gemahlin, fieng Mathilde an, indem sie sich zu Richarden wandte, habe ich euch gestern umständlich erzählt. Mich dünkt, unterbrach sie der König von England, mich dünkt, ihr habt doch einen Umstand verschwiegen, den ich von andern gehört habe. Wo bleibt der Befehl, den euch die sterbende Berengaria an mich auftrug? — Mathilde schlug erröthend die Augen nieder, und fuhr fort — Zabaria kam in Saladins Hände, und ich ward seine Gefangene. Schon mein Stand und mein Geschlecht verschafften mir eine gütige Begegnung von diesem liebreichen Fürsten: aber der Name von Graf Rai-

munds Tochter, und Walters Geliebten, für welche ich mich bey unserer Ankunft zu Jerusalem zu erkennen gab, machte, daß er mich wie eine Tochter ansah, daß er mich der Prinzessin Zoe, der Gemahlin seines Neffen gleich setzte. Ihr habt sie gesehen, sie war eine von den Damen, die ihr des erstern Abends bey mir fandet. Unsere Freude bey unserer ersten Zusammenkunft könnt ihr euch denken. Ihr wißt, daß ich nicht in allem Ursache hatte mit ihr zufrieden zu seyn; aber was ist die Freundschaft nicht geneigt zu verzeihen! Und wie viel muß man nicht der Liebe zu gute halten! Was sie that, geschah um Nureddins willen, wer wüßte, ob ich für meinen Walter weniger gethan hätte. — Das Vergnügen, bey dieser meiner alten Freundin zu seyn, und die Vorstellung von der Unruh und Gefahr, welche ausserhalb Jerusalem herrschte, machten, daß ich weniger um meine Loslassung bat, als ich vielleicht sonst gethan haben würde. Ich begnügte mich, euch, mein Walter! schriftlich zu trösten; aber ich merke, daß mein Brief nicht in eure Hände gekommen ist. — Man gab mir hier in Saladins Harem dieses Zimmer ein, welches ehemahls von Königin Sybillen ist bewohnt worden, und dieser kleine unbedeutende Umstand gab mir Gelegenheit zu einer Entdeckung, welche für die Unglückliche, welche sie betraf, von der äussersten Wichtigkeit, und auch mir und euch, wie ihr in der Folge sehen werdet, nichts weniger als unbedeutend war.

Ich hatte einige Tage lang dieses Zimmer bewohnt, und bald in Saladins, bald in Zoens, bald Nureddins Gesellschaft zugebracht. Die Gesellschaft meiner Freunde machte vermuthlich, daß ich bey Tage das-

jenige nicht wahrnahm, welches in der Stille der Nacht niemahls meiner Aufmerksamkeit entgieng. — Ich war des Abends nicht sobald allein, als sich die Tapeten zu bewegen schienen, ein leises Geräusch mich umflüsterte, und oft sogar klagende Töne in meinen Ohren erschallten. Ich hielt es anfangs für Phantasie, aber als in der einen Nacht das Geräusch sich in einen unruhigen Lärm, und in ein ziemlich leises Klopfen verwandelte, welches mir aus einem tiefen Winkel nahe bey meinem Bette zu kommen schien, so ward ich unruhig. Oft stand ich auf dem Punkte aufzustehen, und die Sache genauer zu untersuchen; aber die Sklavinnen, welche man mir zugegeben hatte, welche alles hörten was ich hörte, und die noch eine größere Furcht vor den wandernden Geistern hatten als ich, hielten mich davon ab.

Das Geräusch ließ nach; der anbrechende Tag vertrieb meine Furcht; ich dachte der Sache reiflicher nach, ich beschloß eine Untersuchung, und nahm mir vor, weil ich mich doch nicht ganz allein an dieselbe getraute, die Prinzessin zu meiner Gehülfin zu wählen. — Zoe war bereit, und bezeugte mehrern Muth zu unserm Unternehmen als ich. Wir entfernten unsere Aufwärterinnen, wir räumten mit eigner Hand die an der Wand stehenden Möbeln hinweg, wir zogen die Tapeten zurück, wir klopften an das Täfelwerk; aber alles umsonst, bis wir an den Winkel in meiner Schlafkammer hinter dem Bette kamen, wo auf die erste Berührung eine Thüre auffsprang, welche auf eine enge finstre Treppe führte. Zoe, die einen Ueberfluß an Muth hat und sich gern damit groß macht, war gleich bereit ohne Licht hinunter zu steigen, und

ihre

ihre Untersuchung weiter zu treiben. Ich hielt sie zurück, denn ich ward gewahr, daß auf den obersten Stufen etwas zu liegen schien, über welches sie hätte straucheln und fallen können. Sie bückte sich, darnach zu greifen; aber das Gefühl einer eiskalten Menschenhand, welche sie zu fassen bekam, machte, daß sie ein lautes Geschrey ausstieß, und ohnmächtig zu Boden sank. Ich wußte nicht, was sie so erschreckt hatte; ich rufte meine Leute; man brachte die Prinzessin wieder zu sich selber, und sie hatte sich nicht sobald völlig erholt, als sie mir entdeckte, was sie gesehen oder vielmehr gefühlt hatte. Man brachte Licht, unsere Sklavinnen mußten die Sache, von welcher ich wenig glaubte, besser untersuchen, und o Himmel! Zoe hatte Recht; auf den Stufen der Treppe lag der erstarrte Körper einer Weibsperson, welche ich sogleich aufheben, und auf mein Bette legen ließ. — Wir gaben uns alle mögliche Mühe sie zu sich selbst zu bringen, welches uns endlich gelang. Sie schlug die Augen auf, und foderte mit kaum hörbarer Stimme eine Erquickung; wir labten sie so gut wir konnten, und die Begierde, mit welcher sie das, was wir ihr gaben genoß, bestätigte das, was uns ihr verfallner abgezehrter Körper schon gesagt hatte, daß Hunger und Durst, ihr ohne unsere Hülfe bald das Leben würden geraubt haben, und daß das Geräusch, welches ich vornähmlich in der letzten Nacht gehört hatte, von der letzten Anstrengung ihrer Kräfte herrührte, welche sie brauchte, sich aus ihren abscheulichen Kerker zu reißen und ihr Leben zu retten. — Ihre Kleider waren zwar sehr zerrissen und unreinlich, aber von solcher Kostbarkeit, daß man wohl sa-

he, daß sie keine Person von geringem Stande seyn mußte. Unsere Neugierde wurde durch diesen Umstand vermehrt, und wir warteten mit Verlangen, bis unsere Kranke sich genugsam erhohlt haben würde, uns alle Nachrichten zu geben, die wir verlangten.

Es stand etliche Tage an, ehe sie im Stande war, etwas Zusammenhängendes zu sprechen, und was wir alsdann erfuhren, will ich euch nicht mit ihren Worten, sondern nur kürzlich erzählen; denn wie wäre mir es möglich, alle Abscheulichkeiten zu wiederholen, die sie uns von ihrer grausamen Kerkermeisterin, der ehemahligen Bewohnerin dieser Zimmer, der gottlosen Königin Sybille erzählte.

Die Unglückliche, welche hier eingekerkert war, und an deren Qual sie sich täglich geweidet hatte, war niemand anders, als Remigia, Graf Philipps von Flandern Gemahlin. Ihr wißt es, ihr habt mir es selbst gesagt, in was für Ansehn ihr sie an Sybillens Hofe gekannt habt. Sybillens alter Liebhaber, Heraklius, schien Geschmack an Remigiens Umgang zu finden; die Königin, welche nicht gern einen einzigen von ihren Anbetern missen wollte, überzeugte sich von seiner Untreue, und rächte sich an ihrer Nebenbuhlerin. Remigia kam vom Hofe hinweg, man wußte nicht wie; man sprengte ihren Tod aus, da sie indessen in diesem entsetzlichen Behältnisse, welches die Königin in die dicke Eckmauer des Schlosses hatte hineinarbeiten lassen, ihr elendes Leben zubrachte; die Nähe, in welcher sie ihre unglückliche Nebenbuhlerin bey sich hatte, machte, daß ihr fast keiner ihrer Seufzer entgieng, welche ihr der Hunger und die Schmerzen der Geißelung, die sie oft ausstehen mußte, aus-

preßten. Sybille weidete sich an ihrem Elend, und beklagte, als sie diesen Pallast verlassen mußte, nichts so sehr, als den Verlust dieses teuflischen Vergnügens. Eine ihrer Kammerfrauen, welche menschlicher dachte als ihre Königin, hatte Mittel gefunden, nachdem diese schon das Schloß verlassen hatte, in dieses Zimmer zu kommen, um Remigien zu befreyen. Aber einige Drohungen, welche diese Unbesonnene wider ihre königliche Kerkermeisterin ausstieß, machten ihrer Befreyerin bange, die Sache mögte entdeckt und sie selbst ein Opfer von Sybillens Rache werden. Remigia mußte also zurückbleiben, doch versorgte sie Sybillens Kammerfrau, mit einem großen Vorrath von allerley Lebensmitteln, mit welchen sie in ihrem engen Kerker ihr Leben bisher hingebracht, und nun, da sie merkte, daß diese Zimmer wieder bewohnt wurden, vom Hunger getrieben, sich hervorgemacht, und unsere Hülfe gefunden hatte.

Remigiens Gesundheit ward unter unserer Pflege bald völlig wieder hergestellt. Das ausgestandene Elend und ihre unvermuthete Rettung schienen eine große Veränderung in ihrem bösen Herzen verursacht zu haben. Du hast sie in vorigen Zeiten gekannt, du weißt wie sie ihre Bosheit sogar auf uns beyde, die wir sie nie beleidigt hatten, erstreckte; wie sie uns, da wir noch Kinder waren, haßte, und wie sie uns in unsern höhern Jahren durch ihren Gemahl und ihre Töchter auf tausendfältige Art zu schaden suchten. Wir wußten es nicht, wie vielen Antheil sie an unsern mannichfaltigen Unfällen hatte, aber das Bekenntniß, welches ihr ihre Reue jetzt auspreßte, erklärte mir manche Dinge, welche mir vordem unbegreiflich waren.

Sie kannte mich nicht, sie wußte nicht, daß ich eben die von ihr und den ihrigen so sehr gehaßte und verfolgte Mathilde war, und ich konnte also dem, was sie mir in den Stunden der Reue entdeckte, desto sicherer glauben. Ich tröstete sie nach Möglichkeit; ich verdoppelte meine Sorgfalt für sie, und verbarg ihr, um sie zu schonen, meinen Namen, weil ich mir wohl vorstellen konnte, daß die Qual ihres Gewissens, und ihre Beschämung durch die Gegenwart derjenigen, welche vordem ein Gegenstand ihrer Verfolgungen war, vermehrt werden würde. —

Die Prinzessin Zoe, welche eben so viel Mitleiden für diese reuige Sünderin fühlte als ich, nahm sie nach ihrer völligen Genesung in ihr Frauenzimmer auf, und da man daselbst nicht alle die Vorsicht brauchte, um welche ich gebeten hatte, so währte es nicht lange, daß sie meinen Stand und Namen erfuhr.

Eben der gestrige Tag, mein Walter! da der Sultan dich und den König von England so unvermuthet zu mir brachte, eben dieser war der Tag dieser Entdeckung. Remigia kam mit der Prinzessin in mein Zimmer, sie warf sich mir zu Füßen, und Zoe bemühte sich, ihr, die vor Thränen nicht sprechen konnte, das Wort zu reden, und ihr meine Vergebung zu erbitten, die ich ihr längst gegeben hatte. Remigiens Demüthigung beschämte mich, ich mußte mit ihr weinen, ich bat sie, aufzustehen, und nie wieder an Dinge zu denken, welche längst vergessen wären. Nein, Mathilde! sagte sie, nicht vergessen, wenigstens bey mir nicht, wenigstens nicht eher, bis ich euch alle meine Verschuldungen bekannt habe, welche ich leider nicht wieder gut machen kann. Nicht ihr allein seyd es, von der

ich Verzeihung zu bitten habe; nicht Walter ist es allein, der mir so manchen gelungenen und mißrathenen Anschlag; den ich meinem Gemahl wider ihn eingab, zu vergeben hat. Sie, die vornähmlich durch unsere Bosheit litt, sie ist nicht gegenwärtig, und nie, nie werde ich ihr meine Reue über das bezeugen können, was ich that. — Wisset, daß Hunberga ohne unsere Bosheit noch in dem Besitz von Moutzon seyn, daß sie ohne dieselbe nie die Kränkung und Beschimpfung erfahren haben würde, welche sie nach ihres Gemahls Tode leiden mußte. — Ihr wißt, daß ich lange vorher, ehe mein Gemahl nach Palästina kam, dahin abreiste. Meine Absicht war, meinen Schwiegervater, Hunbergens Gemahl, den alten Grafen Theodorich wider seine unschuldige Gemahlin einzunehmen. Da aber dieses unmöglich war, so bediente ich sowohl, als hernachmahls auch mein Gemahl uns der Verstellung, und gaben für Hunbergen eben so herzliche Liebe vor, als er für seine Gemahlin hatte. Daß Graf Philipp der Mörder des Tempelherrn Andreas war, wurde ihm gar verschwiegen, welches uns bey der zunehmenden Schwäche des alten Grafen, und der Einsamkeit, in welcher er in den letzten Jahren seines Lebens zubrachte, etwas Leichtes war. Er fühlte sein herannahendes Ende. Er befahl seinem Sohn Philipp, noch eine Schrift zum Besten seiner vortrefflichen Gemahlin, wie er Hunbergen allemahl nannte, zu verfassen. Er sagte sie ihm selbst in die Feder, und ich wollte wünschen, daß sie noch vorhanden wäre; nicht allein die ansehnlichen Vortheile, welche er der Gräfin von Flandern darinnen zugestand, sondern vornähmlich die Ausdrücke voll Liebe und Hochachtung, deren er sich gegen sie gebrauchte,

würden ihr Trost und Vergütung wegen dessen seyn, was sie durch unsere Bosheit gelitten hat. — Es wurde meinem Gemahl Philipp nicht schwer, diese Schrift, sobald er sie seinem Vater Theodorich vorgelesen hatte, unterzuschlagen, und dem schwachen Grafen an deren Statt diejenige zur Unterschrift vorzulegen, welche Hunberga erhalten hat. Die andere, welche eigentlich für sie bestimmt war, wurde verbrannt, und dadurch nach unsern Gedanken alle Möglichkeit aufgehoben, unsere Betrügerey zu entdecken. Aber ich weiß nicht, durch was für Mittel einige Jahre nachher der damahlige Großmeister des Tempelordens, Odo, eine Muthmaßung von dieser Sache erhalten haben mußte. Er kam eines Tages zu uns nach Antiochien, wo wir uns damahls aufhielten, entdeckte Philippen seine Vermuthungen, und brachte uns durch Drohungen so weit, daß wir ihm alles gestanden. Er gieng noch weiter: Er nöthigte Philippen auf eine Art, die mir selbst unbekannt geblieben ist, ein schriftliches Bekenntniß dieser Betrügerey zu verfassen, und es in seine Hände zu liefern. — Graf Philipp zitterte vor dem Gebrauche, welchen Odo von dieser Schrift machen könnte, aber sein Tod, welcher bald darauf erfolgte, setzte uns aus aller Sorge. Philipp fand Mittel, dieses ihm so nachtheilige Bekenntniß, das sich in Odos Verlassenschaft mit einem Briefe von ihm an Hunbergen vergesellschaftet, wiederfand, wieder in seine Hände zu bringen; es wurde sogleich den Flammen übergeben und das Versprechen, welches meinem Gemahl nachmahls bey einem Zweykampfe abgenöthigt wurde, diese Schriften wieder auszuliefern, würde ihm, so bereitwillig er es auch gab, unmöglich gewesen seyn zu

erfüllen; doch zweifle ich nicht, er würde, wenn es die Noth erfodert hätte, sich schon durch eine andere List heraus geholfen haben.

Siehe, sagte Mathilde zu ihrem Walter, so endigte Remigia ihre Rede, und sie wird sich nicht weigern sie dir selbst zu wiederholen, und auf alle Art zu bekräftigen, wenn du es verlangst.

Walter verlangte Remigien nicht zu sehen, er vergab ihr, aber er konnte sich nicht überwinden ihr zu trauen, und warnte auch Mathilden, sich nicht zu sehr auf ihre Reue und Bekehrung zu verlassen. — Der übrige Theil dieses Abends wurde so wie unterschiedliche folgende von den drey Freunden mit Gesprächen von ganz anderer Art zugebracht. Liebe, Freundschaft, Trennung und Wiedersehen, waren ihre Gegenstände, oft auch das Wiedersehen in jenem Leben. Walters Herz war oft so voll von traurigen Ahndungen, daß er alle seine Hoffnungen auf das gegenwärtige Leben aufgab, und die Erfüllung seiner Wünsche, den freyen, ungestörten, ungetrennten Genuß der Liebe seiner Freundin, ganz in die Gegenden jenseits des Grabes hinaus setzte. Nie war dieser Gedanke stärker in ihm, als am Abend des Abschieds. Saladins und Zoens Vorstellungen hatten Waltern bewegt, seine Mathilde zu Jerusalem zu lassen, bis sein Gelübde aufgelößt wäre, und er ihr die Hand geben konnte. Ungern willigte Mathilde ein, sich von ihrem Bräutigam zu trennen, aber sie mußte seinen Bitten nachgeben. Weinend stand sie vor ihm, faßte seine Hand, schloß ihn in ihre Arme, riß sich von ihm, und kehrte wieder zurück, um den Abschied von neuem anzufangen.

Mathilde, rief Walter, du tödtest mich durch deinen Schmerz, fühlst du auch die Ahndung, die ich habe? Fühlst du es auch, daß du auf dieser Welt nie die Meinige seyn wirst? — Mathilde schwieg und weinte. O, wenn du dieses fühlst, fuhr Walter fort, wenn diese Thränen Zeichen dieses Gefühls sind, so schwöre mir den Eid, den ich dir vorlegen will, schwöre mir ihn, wie du ihn schwören würdest, wenn dein Walter bleich, entstellt, mit dem Tode ringend vor d r läg, und diesen Schwur als den letzten Beweis deiner Liebe von dir foderte. Mathildens Gesicht heiterte sich auf, sie faßte seine Rechte in ihre beyden gefalteten Hände, und sprach mit einem Blicke, in welchem der ganze Himmel war: Daß ich mit meinem Walter sterben will!

Nein, das sollst du nicht, fuhr der Tempelherr fort, schwöre mir, damit durch meinen Tod nicht die Erde zweyer guter Männer beraubt werde; auch Richard würde sterben, wenn du ihm alsdenn deine Hand versagtest, schwöre mir, sein Weib zu seyn. Berengaria gebot es ihm, und dir gebietet es der sterbende Walter. Mathilde erbleichte, und lehnte sich an seine Seite. Siehe hier, fuhr der Tempelherr fort, indem er seiner Geliebten den langen rosenfarbnen Schleyer, welchen sie immer zu tragen pflegte, abnahm, und ihn um Richards Lenden schlang, siehe, Richard hier das Unterpfand, daß dir Mathilde nach meinem Tode dasjenige nicht versagen wird, was ihr jetzt Liebe und Kummer nicht versprechen lassen. Bey Endigung dieser Worte faßte Walter Richards Rechte, und wollte sie in Mathildens Hand legen, aber sie sank in dem Augenblick empfindungslos zur Erde. Walter rief ihre

Weiber zu Hülfe, drückte den letzten Abschiedskuß auf ihre Wangen, Richard küßte ihre erstarrte Hand, und sie entfernten sich.

Walters Abschied von Saladin war zärtlich, aber kurz; er zitterte, daß die ungewogenen Blicke, welche Richard und der Sultan mit einander wechselten, endlich in Worte ausbrechen, und die Kühnheit des Königs von England ein schlimmes Ende nehmen mögte. — Lebt wohl! sprach Saladin zu Walters Gefährten, und sagt Richarden von meinetwegen, daß er von mir lernen soll, mit Feinden umgehen. Ich schlage keinen, antwortete Richard, indem er sich trotzig umwandte, dessen Leben ich nicht mit dem Schwerte erobert habe. Walter, der sich vor Saladins Gegenwart fürchtete, faßte seinen Freund beym Arme, und führte ihn fort. Sie verließen Jerusalem, und langten auf der Heerstraße zur gewöhnlichen Zeit zu Tabaria an.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Walter steht vor Gericht, wird seiner Ordenszeichen beraubt, und geht mit Konraden als Pilger nach Rom.

Daß Tabaria wieder in den Händen der Christen war, hatten sie schon zu Jerusalem erfahren. Saladin sagte es Waltern selbst an, und scherzte mit ihm über den

Muth, mit welchen er und sein Begleiter sich zu einer Zeit in die Hände ihres Feindes wagten, da man nicht abließ, ihn von neuem zum Zorn zu reizen. — Die Art, mit welcher er dieses sagte, und die Ausdrücke, deren er sich bediente, bezeugten das noch mehr, was Walter längst gemerkt hatte, daß er Richarden kannte, und bewegte ihn, seinen Abschied zu beschleunigen, weil er fürchtete, Saladins Großmuth würde in die Länge nicht hinreichend seyn, den Anblick seines Feindes zu ertragen.

Jetzt waren sie wieder in Tabaria. Konrad von Stauffen legte Rechnung von seinem Verfahren ab, und der Besitz der Vestung, aus welcher er die Sarazenen vertrieben hatte, zeigte genugsam an, wie wenig man bey der Gegenwart dieses Helden, Richarden und Walter hätte vermissen sollen.

Demohngeachtet waren sie vermißt worden, und nicht allein dieses, sondern troß der Vorsicht, welche Konrad von Stauffen brauchte, um alles verborgen zu halten, war bey dem Orden bereits alles bekannt, was sie vorgehabt hatten, und wo sie gewesen waren. Ihr Aufenthalt bey dem Alten vom Berge, der Besuch bey Saladin zu Jerusalem, die Ursache, warum Mathilde daselbst zurückgelassen worden war, alles wußte man, und vermittelst weitläuftiger Zusätze noch vielmehr als mit der Wahrheit überein kam. Die Traurigkeit, welche Ritter Konrad bey dem Empfang seines Freundes blicken ließ, hätte diesen schon etwas Schlimmes sollen muthmaßen lassen, aber er war es gewohnt, Konraden traurig zu sehen, und schob seine Schwermuth auf das Andenken der schönen Rosemunde; aber er irrte sich. Der Ritter von Stauffen wußte, was die

Tempelherren wider ihren Ordensbruder, den unglücklichen Walter schmiedeten, er sah wie vielen Schein der Wahrheit sie vor sich hatten, und wie schwer es seinem Freunde werden würde, seine Unschuld zu retten. — Der Eid des Ordens band ihn, Waltern die Anklagen ausführlich zu entdecken, welche man wider ihn zusammen gebracht hatte, und er mußte sich gnügen ihm überhaupt zu sagen, was ihm für ein Ungewitter bevorstünde. —

Walter erstaunte; wie sollte er das Bewußtseyn seiner Unschuld mit einer Anklage vor den ganzen Orden zusammen reimen, einer Anklage, die man wider diejenigen von den Brüdern, die so wie er, zu den höchsten Ordnungen gehörten, nur in äusserst wichtigen Fällen zu wagen pflegte. Er verlangte seinen Ankläger zu wissen, und erstaunte, daß es einer von den Belforten war, welche Saladin während seines Aufenthalts zu Jerusalem auf seine Bitte losgegeben hatte, und für deren Treue er sein Leben verbürgt hätte. — Richard schäumte vor Wuth. Er bestand darauf, daß sein Bruder sich in seinen Schutz begeben, und der Macht seiner Feinde Trotz bieten sollte. Du bedenkst nicht, antwortete Walter, daß ich noch nicht von meinem Gelübde losgesprochen bin, daß ich mich nicht entbrechen kann, vor dem Richterstuhl zu erscheinen, vor welchen ich als Tempelherr gehöre. — Das ist kein anderer, fiel Richard ein, als der Richterstuhl des Pabsts. In Europa, sagte Walter, und hier in Asien, des Großmeisters Terrikus, meines Feindes. Freylich, setzte er hinzu, bin ich auf diese Art schon so gut als verurtheilt; aber ich muß erscheinen, muß mich vertheidigen, wenn ich

mich nicht schon im Voraus des Kreuzes und des Schwerts verlustig machen will, das ich trage. Und das du ablegen mußt, wenn du Mathilden besitzen willst, sagte Richard. Ja, mein Freund! versetzte Walter, ablegen will ich es, aber geraubt, wegen angeschuldigter Verbrechen geraubt, darf mir es nicht werden, wenn ich nicht Mathildens, und deiner, und aller meiner Freunde unwürdig seyn will. —

Unsere drey Freunde, Walter, Konrad und Richard, brachten nach diesem Gespräch, welches des Abends nach Ankunft der beyden Brüder zu Tabaria vorfiel, eine schreckliche Nacht zu. Konrad war in Verzweiflung, daß er so wenig zu einer Sache sagen und helfen konnte, wovon ihm so viel bewußt war. Richard sann auf Mittel, seines Bruders Ehre zu retten, und Walter, der noch der Ruhigste war, sann nach, was man ihm schuld geben könnte, und tröstete sich seiner Unschuld, die, wenn man sie auch nicht sollte erkennen wollen, ihn doch in den Augen der Redlichen nie ganz würde sinken lassen.

Die Gesandten des Großmeisters, welche Waltern im Namen des ganzen Ordens auffodern sollten, Rechenschaft wegen einiger seiner Handlungen zu geben, erschienen des andern Tages; Richard wüthete und drohte, Walter war willig den Abgeordneten zu folgen, er bat seinen Bruder zu Tabaria zu bleiben, und Konrad von Stauffen, welcher in Abwesenheit seines Freundes zum Ordensmarschall erwählt worden war, begleitete den Tempelherrn. Er kam zu Akkon an, er wurde nach dem Tempelhofe geführt. Das ganze Kapitel war versammelt. Walter trat in die Versammlung, und erwartete seinen Ankläger. Ueber-

all herrschte tiefes trauriges Schweigen. Jedermann der Waltern vordem geschätzt und geliebt hatte, wendete die Augen von ihm; seine Feinde suchten mit höhnischer Freude Spuren der Angst und Verwirrung auf seinem Gesichte zu entdecken, sie fanden nichts in seinen Zügen als ruhige Hoheit, und wandten sich unwillig hinweg.

Mein Walter, fieng Terrikus mit seiner gewöhnlichen heuchlerischen Freundlichkeit an, wie kränkt es mich, euch in solcher Gestalt vor unserer Versammlung zu sehen, euch, der ihr ehemahls unser Stolz und unsere Zierde waret. Wie war es euch möglich selbst in Fehler zu verfallen, die euch unserer gerechten Ahndung unterwerfen? Euch, einen Helden der Tugend, der jede kleine Verirrung mit der äusserſten Strenge zu verdammen pflegte! — Seyd ihr mein Ankläger oder mein Richter? fragte Walter. Euer Richter, antwortete der Großmeister, indem ihm die Maske der Freundlichkeit fast ganz entfiel; euren Ankläger soll man sogleich aufrufen. — Ritter Konrad als Ordensmarschall stand aus der Reihe auf, und rief den Ankläger mit den gewöhnlichen feyerlichen Worten; traurig setzte er sich wieder an seine Stelle und einer der Belforte trat hervor, stellte sich gegen seinen ehemahligen Herrn und Wohlthäter und hub wider ihn eine Klage an, welche zu lang war, um hier umständlich aufgezeichnet zu werden.

Der Inhalt war ohngefähr dieser: Walters Vorhaben den Orden zu verlassen, und sich von dem Gelübde loszählen zu lassen, wollte man als ein Vergehen, welches schon mehrere vor ihm begangen hätten, und das von weltlichgesinnten, ungewissenhaften Leuten

leider für kein Vergehen gehalten würde, nicht rügen; aber daß er bereits gehandelt habe, als hätte er den Orden niedergelegt, daß er sich in Europa weltlicher Herrschaft und Ehrentitel angemaßt, und Mathilden von Tripoli seine Hand versprochen habe, ehe er wüßte, ob man ihn jemahls entlassen könne und wolle, dieses wäre ein Verbrechen, welches völlige Verstossung aus den Orden, wo nicht den Tod verdiene, und doch sey es noch nicht das größte, dessen man ihn beschuldigen könne. Seine geheime Reise nach Jerusalem, unter dem Vorwand nach Tabaria zu gehen, sein Aufenthalt bey dem berüchtigten Räuber und Meuchelmörder, der sich den Alten des Berges nennte, sein Umgang mit Saladin, dem erklärten Feinde der Christenheit, die ungemeine Freundschaft, welche ihm der Sultan erzeigte, Walters ungemeines Zutrauen zu Saladin, indem er lieber ihm, als einem christlichen Fürsten, seine sogenannte Braut anvertraut hätte, alles dieses wären Beweise seines falschen treulosen Herzens, welches muthmaßlich auf nichts, als den Untergang der Christenheit und den völligen Triumph der Sarazenen sänne, mit welchen er in heimlichem Verständniß lebte. — Ich selbst, setzte der treulose Belfort hinzu, könnte mich zum Zeugen dieser Anklagen aufwerfen, wenn ich zugleich Ankläger und Zeuge seyn dürfte. Ich habe Waltern auf allen seinen Reisen begleitet, ich habe es gesehen, wie er sich in Frankreich mit dem Nahmen eines Grafen von Anjou brüstete, habe es gesehen, wie er um seiner Angelegenheiten, vornähmlich um Mathildens Liebe willen, die Geschäfte der Christenheit vernachläßigte, habe gesehen, wie er Mathildens Bild in seinem Busen trug,

es küßte, über ihn weinte, und ihm fast die Ehre eines heiligen Bildes erzeigte; ich weiß, daß er einen verliebten, einem geistlichen Ritter unanständigen Briefwechsel mit ihr unterhielt; ich weiß, auf was für einen Fuß er in der Insel Zypern mit ihr lebte, aber hiervon zu zeugen ziemt mir nicht, ich stehe hier vor euch als Ankläger, aber ich fodere die neun Tempelherren, welche mit mir einen Nahmen führen, zu Zeugen meiner Anklagen auf; sie haben Waltern auf seinen Reisen begleitet wie ich, haben gesehn und gehört was ich sah und hörte, und können am besten die Wahrheit meiner Aussage bezeugen.

Die Belforte standen auf, und zeugten; aber was sie zeugten, widerspach ganz der Erwartung des Richters und seiner Freunde. Listig genug hatte Terrikus diese redlichen und treuen Ritter gleich ihren verrätherischen Mitbruder in sein Netz zu ziehen, und wider die Wahrheit zu empören gesucht, und listig genug hatten sie bis auf diesen entscheidenden Augenblick, ihre wahren Gesinnungen zu verbergen gewußt. Sie standen auf und zeugten — für Waltern, das ist, sie erzählten umständlich und nach der Wahrheit, was sie von Waltern bey ihrem täglichen Umgang mit ihm gesehn und gehört hatten, erzählten umständlich was ihnen von seinem Verhältniß mit Saladin bekannt war, und vernichteten durch ihr Zeugniß, welches das Gepräg der Wahrheit trug, allen Verdacht so völlig, daß nichts als das Urtheil des Großmeisters fehlte, um den Beklagten völlig zu rechtfertigen.

Walter hörte allem diesem, was für-und wider ihn gesagt wurde, ohne Bewegung zu, als ob es ihm nichts angienge. Er stand da, und stützte sich auf sein

Schwert, weil er als Beklagter nicht sitzen durfte. — Die treuen Belforte hörten auf zu sprechen, und der Beklagte schüttelte mit einem kleinen Lächeln den Kopf. — Ich merke wohl, sagte er, indem er sich zur Versammlung kehrte, ihr werdet nichts auf Waltern bringen, wenn ihr euch nicht mit wichtigern Anklagen versehen habt.

Frevelt nicht, sagte Terrikus, es mögte vielleicht ein Ankläger und Zeuge wider euch auftreten, welchen ihr nicht durch bestochene Freunde widerlegen könntet. — In diesem Augenblick gab der Großmeister ein Zeichen; die Thüre öffnete sich, und Patriarch Heraklius trat herein. Setzet euch meine Freunde, sprach er, als die Versammlung aufstand, und ihn mit kreuzweis auf die Brust gelegten Armen bewillkommte. Setzet euch. Ich erscheine jetzt nicht in meiner geistlichen Würde, sondern als Kläger wider diesen Unglücklichen, welchen ich bisher als meinen Sohn liebte. — Ich frage euch, Walter, fuhr er fort, indem er sich zu dem Beklagten wandte, welcher ihn verächtlich von der Seite anblickte, ich frage euch, ob ihr euch jenes Gesprächs erinnert, welches ihr den Abend vor euren vorgeblichen Abzug nach Tabaria mit Richard, mir und Philippen, Grafen von Flandern, hieltet. — Ich erinnere mich dessen sehr wohl, sagte Walter; aber daß Philipp bey demselben gegenwärtig war, ist mir unbekannt; ich habe allezeit die Gesellschaft dieses Menschen gemieden, und erinnere mich, nie zwey Worte im Guten mit ihm gewechselt zu haben. — Wenn ihr den Inhalt dieses Gesprächs geständig seyd, sagte Heraklius, so wird sich das Uebrige geben. Ich leugne keines meiner Worte, erwiederte der Beklagte, und erlaube

laube euch, dieselben zu wiederhohlen, wenn ihr sie behalten habt.

Ich bin keiner eures Ordens, versammelte Ritter! fieng der Patriarch an, indem er sich zu den Tempelherren wandte, aber die Achtung, welche ich für euch und eure Geheimnisse habe, hat mich allezeit bewegt, die Größe und Heiligkeit derselben, mit besonderm Eifer zu vertheidigen. Mich dünkt, fiel Walter ihm in die Rede, indem eine unwillige Röthe sein ganzes Gesicht bedeckte, mich dünkt, ihr würdet diesen Geheimnissen die größte Achtung erwiesen haben, wenn ihr sie ganz unerwähnt gelassen hättet, und ich erinnere mich wohl, daß ich euch das nähmliche sagte, als ihr an jenem Abend, dessen ihr gedenket, so verwegen davon schwaztet — Mit nichten, erwiederte der Patriarch, mit nichten, mein Sohn! nicht verwegen; ich sagte nichts Mehreres, als daß ich die Geheimnisse eures Ordens für so heilig hielt, daß ein Ungeweihter, der sie belauschte, und sollte er der höchste König der Welt seyn, den Tod verdient hätte: daß er ihn um eurer Sicherheit willen auf der Stelle leiden müsse. Und ich, versetzte Walter, antwortete, was ich jezt wiederholen will, daß euch solches unsinniges Geschwätz nicht ziemte, und daß wir die Augen keines Menschen zu scheuen hätten, da wir wüßten, daß die Augen des Allwissenden uns überall beobachteten. — O strafbare Gleichgültigkeit! schrie Terrikus, ihr werdet also die Augen der Ungeweihten nicht scheuen? werdet bereit seyn, gegen jeden derselben den Eid der Verschwiegenheit zu brechen? — Nun erfahre ich die Möglichkeit dessen, was man mich versichern will, und was mir kaum glaublich geschienen

hat, daß ihr euch nicht entblödet habt, eurem Bruder, dem Könige von England, Gott weiß zu welchem Ende, die Kleider unsers Ordens zu leihen, und diese heilige Tracht zu verunehren, um Richards Neugierde zu befriedigen. — Ein unwilliges Gemurmel erhob sich unter den Brüdern; man foderte Zeugen dieser Unthat; es fanden sich unterschiedliche. Walter konnte es nicht läugnen, Terrikus brach den Stab, und Waltern ward zuerkannt, daß er, der eigentlich durch Entheiligung der Geheimnisse seines Ordens das Leben verwirkt hätte, des Ordenskleids verlustig seyn, als Pilger nach Rom wallen, und vom Pabste die Absolution dieses ungeheuren Verbrechens hohlen sollte.

Diese Anklage, dieses Zeugniß, und das Urtheil folgte mit so unbeschreiblicher Schnelligkeit aufeinander, daß man deutlich merkte, daß es eine verabredete Sache war. Es wurde weder an Stimmensammlung noch an Bestätigung des Urtheils gedacht, es war gesprochen, und niemand wagte es umzustoßen. — Konrad von Staufen, welcher während dieser ganzen Handlung wie halb ausser sich gesessen hatte, wurde aufgerufen, Waltern Ring, Mantel, Kreuz, und Schwert abzunehmen. Zitternd trat er herbey, that was ihm befohlen war, und fieng darauf folgendermaßen an, indem er den seiner Zierde beraubten Walter fest bey der Hand hielt; Unwürdig ist der, welcher dieses Urtheil sprach, der heiligen Kleidung; unwürdig sind derselben alle diejenigen, welche in dieses ungerechte Urtheil willigten, unwürdig bin auch ich dieses Mantels, dieses Rings, dieses Kreuzes, und dieses Schwerts, weil mich euer Urtheil und mein Amt

nöthigte, den besten und frömmsten Ritter der Welt dieser Ehrenzeichen zu berauben. Und seht, hier lege ich meine Ordenszeichen zu den Seinigen; ich bin nicht besser als er; ich theile sein Schicksal mit ihm, und begleite ihn als Pilger nach Rom! Mit diesen Worten nahm Konrad Waltern in den Arm, und eilte mit ihm aus der Versammlung, die ihnen mit Erstaunen nachsahen. Zorn, Unmuth und Beschämung hatten Waltern sprachlos gemacht, und ihn fast aller Sinne beraubt. Er bedurfte der Unterstützung eines Freundes. Konrad handelte und dachte für ihn. Er sah ein, daß es nöthig seyn würde, ihre Abreise zu beschleunigen. Ihm war bange, daß man seine ziemlich verwegene Ablegung der Ordenszeichen ahnden, ihn vielleicht gefangen setzen, oder auf andere Art hindern würde, seinen Freund zu begleiten; er hielt also den geringsten Aufschub für gefährlich. Richarden wurde der ganze Verlauf der Sache durch einen treuen Waffenträger nach Tabaria gemeldet, und Walter und Konrad machten sich noch in der nämlichen Stunde in Pilgerkleidern nach Joppe, wo beständig Schiffe zur Abfahrt bereit lagen, und wo sie sogleich unter Segel gehen konnten.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Pabst Cölestin der Dritte.

Die beyden Tempelherren werden Carmelitermönche.

Konrad von Staufen hatte schon manche Seereise mit seinem unglücklichen Freunde gethan, aber keine von allen war trauriger als diese gewesen. — Nie war Walters Schicksal in schwärzere Wolken gehüllt gewesen als jetzt. Rings um ihn her war Nacht. — In der Vergangenheit auf ewig entflohene Freuden, gegenwärtig Schande und Trennung von allem was ihm lieb war, und in der Zukunft auch nicht eine einzige Hoffnung den Leidenden zu unterstützen.

Konrads Trost war zu schwach, den sinkenden Muth seines Freundes aufzurichten. Das, was er für ihn that, der Heldenmuth, mit welchen er ihm zu Liebe auf alles Verzicht that, was er entbehren mußte, tröstete ihn nicht; der Gedanke, seinen Freund mit sich unglücklich zu sehen, erschwerte seine Leiden und drückte ihn fast zu Boden.

Sie landeten zu Aquileja; sie giengen nach Rom, und erst hier war es, wo Walter sich ein wenig er-

holte, und durch das Bewußtseyn seiner Unschuld unterstützt, Muth genug faßte, um sich vor dem Pabst mit der Miene die ihm ziemte, mit der Miene der beleidigten Tugend zu zeigen.

Es war ein Glück für ihn, daß er sich auf diese Art seiner Heiligkeit vorstellte. Cölestin der Dritte, ein Mann, aus dessen Charakter man nie recht hat klug werden können, von dem es in den meisten Fällen unmöglich war zu entscheiden, ob sich seine Gesinnungen mehr zum Guten oder zum Bösen neigten, hatte einen einzigen festen Grundsatz, nach welchem er allemahl handelte, und auf welchen er Gutes und Böses fortbaute, wie es die Gelegenheit gab. Dieser Grundsatz hieß: Er, der allgemeine Vater der Christenheit, müsse sich der Bedrängten annehmen; ob diese Bedrängten schuldig oder unschuldig waren, ob sie Recht oder Unrecht hatten, das war ihm gleich, so wie auch die Mittel, deren er sich zu ihrer Unterstützung bediente. — Ich sehe mich genöthigt, meinen Lesern hiervon ein Beyspiel zu geben, welches, weil es zugleich mit in Richards Angelegenheiten in England einschlägt, hier nicht am unrechten Orte stehen wird.

Meine Leser erinnern sich, daß König Richard bey seinem Zug nach Palästina, die Regierung seines Landes zweyen Bischöfen anvertraute, von denen der eine, Longchamp, eine Kreatur Eleonorens, ein Normann, von geringer Geburt und heftigem Charakter war. Schon in Abwesenheit Königin Eleonorens hatte er sich eine Obergewalt über seinen Mitstatthalter, den Bischof von Durham angemaßt, und die Wiederkunft der Königin aus Zypern war nicht im Stande,

seinen Uebermuth zu schwächen. Er vergaß ganz und gar, daß sie es war, welche ihn aus dem Staube erhob. Er achtete weder ihre noch des abwesenden Königs Befehle. Er setzte den Bischof von Durham eigenmächtig ab, führte den Staat eines Königs, und trieb Eleonoren so in die Enge, daß sie weniger als die geringste Privatperson thun konnte. — Sie, welche gewohnt war, allemal verkehrte Mittel zu ihren Entzwecken zu wählen, achtete weder Blondels Zureden, noch Richards Verbot, sie lockte ihren jüngsten Sohn Johann nach England, und bediente sich seiner, ihren Feind zu demüthigen. — Es gelang ihr, aber sie veränderte nur dadurch die Ursache ihres Unglücks, und litt von Longchamps Uebermuth vielleicht nicht mehr, als sie hernachmahls von Johanns Leichtsinn und Bosheit leiden mußte.

Longchamp flohe in den Tower, wo er sich lange wider den Prinzen Johann vertheidigte, und endlich da es mit ihm aufs Aeusserste kam, in Weiberkleidern nach Rom entfloh. Dieser Aufzug war für einen geistlichen Herrn eben nicht der anständigste, auch war er auf seiner Reise in denselben entdeckt, seiner geistlichen Würden beraubt, und sehr beschimpft entlassen worden, demohngeachtet legte er seine profane Verkleidung wieder an, und wagte es, in solcher Gestalt vor den heiligen Vater zu treten.

Er wurde mit offnen Armen empfangen, der Name eines Bedrängten, eines Verjagten und Beschimpften war Cölestin zu heilig, als daß er ihm hätte Schutz und Hülfe versagen sollen. Er untersuchte nicht, wie sehr er Unglück und Beschimpfung verdient hatte; er unterstützte ihn, seine Feinde waren die seinigen; und

er half ihm treulich, England auf tausenderley Art beunruhigen, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, daß er die Partie eines Rebellen, wider die Sache seines Königs nahm.

Eben den Schutz, den Pabst Cölestin dem verbrecherischen Longchamp bewilligte, eben denselben gewährte er auch dem unschuldigen Walter; beyden aus einem Grunde, und einem so gern als dem andern. Walter hätte unter den Namen eines unschuldig Bedrängten und Verjagten alle Genugthuung, alle Rache an seinen Feinden von ihm fodern können, und er würde gethan haben was ihm möglich gewesen wäre, um ihn zu befriedigen. Aber dies war Walters Absicht nicht, er foderte nichts von ihm, als so lange die Zeit seiner Verbannung dauerte, Aufenthalt in einem Kloster in der Gegend von Rom, und alsdenn Absolution, Rechtfertigung und Wiedereinsetzung in die Rechte, deren man ihn unschuldig beraubt hatte. Der Pabst, welcher gern große Dinge that, wäre durch diese geringen Foderungen, bald wider Waltern eingenommen worden; Bann und Interdickt wider die Tempelherren und alle seine Feinde hätte ihm zu Diensten gestanden, und er verlangte nichts als ein einsames Kloster! — Seine Bitte ward ihm indessen gewährt. Er wählte ein schön gelegnes Carmeliterkloster, eine Meile von Aquileja, und bezog es mit seinem Freunde Konrad, welcher sich nicht von ihm trennen wollte.

Vierzigstes Kapitel.

Ein Pilger aus dem heiligen Land meldet sich bey unsern Mönchen.

Walters Verbannung von seinem Orden, und sein Aufenthalt im Kloster war vom Pabste auf zwey Jahre, zwey Monat und zwey Tage angesetzt. Terrikus Briefe mit der Nachricht von seinem Verbrechen und seiner Verurtheilung, langten einen Monat nach Waltern zu Rom an. Die Beredsamkeit, Terrikus vorzügliche Gabe, mit welcher sie geschrieben waren, hätten leicht einen falschen Eindruck auf das Herz des heiligen Vaters machen können, wenn er nicht vorher für den Verurtheilten eingenommen gewesen wäre. Zwar war er nicht im Stande die Bosheit der Beschuldigungen, mit deren man Waltern belegte, zu durchschauen, zwar war er schwach genug zu denken, Terrikus könne doch wohl nicht ganz unrecht haben, und der Beklagte möge doch wohl nicht ganz unschuldig seyn; aber er hatte sich seiner einmahl angenommen, er wollte fortfahren ihn zu schützen, und das Einzige, womit er bezeigte, daß er nicht mehr ganz so günstig für ihn gesinnt war als im Anfange, war, daß er seinen Aufenthalt im

Kloster, dessen Dauer er anfangs in seinen freyen Willen gestellt, auf die Zeit fest setzte, die wir im Anfange dieses Kapitels benennten.

Walter fand sich etwas beleidigt durch diese Einschränkung, welche ihm das Ansehen eines Schuldigen gab, das er, nach der Aufnahme, die er zuerst beym Pabste fand, hier gar nicht zu führen gedacht hatte; aber Cölestins Antwort zeigte, daß sein Gemüth wider ihn eingenommen seyn müsse, ob er gleich sich nicht überwinden konnte, es ihm zu gestehen, oder ihm seinen Schutz zu versagen.

Euer Großmeister, sagte er, mag Recht oder Unrecht haben, so erfodert es der schuldige Gehorsam, daß ihr seinen Willen zu ehren wenigstens eine Buße auf euch nehmet. Ihr könnt aus der Art und der Dauer derjenigen, die ich euch auflege, meine gute Meinung von euch schließen, denn ich versichere euch, daß die Foderungen eures Oberhaupts, deren ich euch überhebe, viel größer und viel nachtheiliger für euch waren, als der kurze Aufenthalt in einem Kloster, welches ihr euch selbst gewählt habt, und welches keinesweges eins von den strengsten ist. — Der heilige Vater hatte Recht. Die Lebensart der Mönche des Carmeliterklosters zu Aquileja, war ziemlich frey, aber anstatt daß die Freyheit, welche unter ihnen herrschte, Waltern angenehm seyn sollte, so verbitterte sie ihm vielmehr das Leben. Er war gewohnt, das, was er war, ganz zu seyn. Als Mathildens Liebhaber treuer und zärtlicher, als je ein Liebender war; als Tempelherr fromm und tapfer bis zur Schwärmerey; und als Mönch streng und eingezogen wie der Stifter seines Ordens. — Er und Konrad von Staufen, welcher ganz mit ihm überein dach-

te, dessen Herz die andre Hälfte des Seinigen zu seyn schien, schlossen sich von allen Ausschweifungen ihrer Klosterbrüder aus, und erwarben sich dadurch bald den Nahmen mürrischer Sonderlinge. — Die einzige Freyheit des Klosters, deren sich Walter bediente, war die Erlaubniß, einen Briefwechsel zu führen, und Fremde zu sehen. Er schrieb unterschiedliche mahl nach Palästina an Richarden und Mathilden, aber ohne Antwort zu erhalten. Auch kam nicht leicht ein Schiff aus dem heiligen Lande nach Aquileja, daß er nicht mit einem der Ankommenden zu sprechen, und Nachrichten zu erhalten suchte. Sehr verschieden und sehr verworren waren die Berichte die er hörte, und wir halten es für besser, sie unsern Lesern zu verschweigen, bis wir ihnen einen bessern und glaubwürdigern Zeugen aus dem gelobten Lande vorstellen können, dessen Erzählung die Nachrichten, welche Walter bisher erhalten hatte, meistens vernichtete, und nur einige derselben bestätigte.

Es meldet sich eines Tages ein Pilger im Kloster, welcher mit Waltern zu sprechen verlangte; Walter und Konrad wunderten und freuten sich, weil noch niemand ungefodert gekommen war, ihre Neugierde nach den Angelegenheiten des gelobten Landes zu befriedigen, und weil sie hofften, dieser Ankömmling würde ein Ueberbringer, längst vergeblich erwarteter Briefe seyn. — Er erschien, und welche Freude, welch Erstaunen, als sie ersten Blicks in ihm eine Person erkannten, deren Gegenwart ihnen so lieb als unbegreiflich war.

Wie? schrie Walter, indem er die Arme nach dem Fremden ausstreckte, Richard? mein Bruder? du hier

und im Pilgerkleide? — Richard umfaßte Waltern ohne seine Fragen zu beantworten. Konrad theilte die Freude der beyden Brüder, und erwartete mit Ungeduld die Zeit, da sich die Ursach der Erscheinung des Königs von England in dieser Tracht, welche ihm so räthselhaft vorkam, erklären würde. Gegenseitige Fragen, und Antworten gaben ihm nach und nach einige Befriedigung, weil sie aber immer nur ein dunkles Licht über die Sache verbreiteten, so will ich sie mit Stillschweigen übergehen, und meinen Lesern lieber Richards vollständige Erzählung geben, welche erst nach Verlauf einiger Stunden erfolgte. —

Ein und vierzigstes Kapitel.

Neue Züge von den christlichen Gemüthern der kreuzfahrenden Helden. König Richard ist auf gefährlichem Wege, und redet Lästerworte wider den Pabst.

Wie soll ich dir den Schrecken, wie den Unwillen beschreiben, fieng der König von England seine Rede an, den mir die Nachricht von der ungerechten Verurtheilung meines Walters, und von seiner schnellen

Entfernung aus Palästina verursachte! du kennst mich, wenn ich aufgebracht bin, und kannst dir also eine Vorstellung von meiner Verfassung machen. Die Wuth des kleinen Heers, das du aus deinem Lande gesammelt hast, war der Meinigen gleich; sie schwuren denen den Tod, die sich an ihrem Grafen vergriffen, und Seine Ehre befleckt hatten. Ich nahm sie, und eine gleichmäßige Anzahl meiner Leute zu mir, und wir kamen schnell wie ein Sturmwind nach Akkon. Wir fanden daselbst alles in der äussersten Verwirrung. O, warum hattest du doch nicht deine Abreise nur eine kurze Zeit verschoben! Du hättest die vollkommenste Rache und Genugthuung erhalten können. Du und Konrad hattet nicht sobald den Saal der Versammlung verlassen, und das erste Erstaunen über die großmüthige That des edeln Ritters von Stauffen, hatte sich nicht sobald gelegt, als die Belforte, die Vertheidiger deiner Unschuld auftraten, und von ihrem Großmeister Rechenschaft wegen der Beschuldigung der Bestechung foderten, welche er ihnen in seiner letzten Rede an dich aufgebürdet hatte. Zu ihnen gesellten sich eine große Anzahl anderer Ritter, welche deine Freunde waren, und die sich durch deine ungerechte Verurtheilung beleidigt fanden. Sie foderten, da man dich wegen der wichtigern Anklagen hätte lossprechen müssen, Beweis der Geringern, um derentwillen du verurtheilt wurdest. Sie fragten, ob es in ihren Gesetzen gegründet sey, daß derjenige, welcher vielleicht um einer unschuldigen Ursach willen, einem Freunde die Ordenstracht liehe, als ein Verbrecher gestraft werden müsse? — Diejenigen, welche auf Terrikus Seite waren, schrien, du habest mich im Tempelherrnkleide in ihre heiligsten Versammlungen ge-

führt, und ihre Geheimnisse gemein gemacht! Deine Anhänger foderten Beweis, und als niemand denselben geben konnte, so sah man gar bald überall bloße Schwerter blinken. Der Patriarch wollte sich, in Vertrauen auf die Heiligkeit seiner Person als Schiedsrichter unter die Streitenden mischen, aber es fehlte nicht viel, daß er ein Opfer der wüthenden Tempelherren geworden wäre. Die kühnen Reden, die er sich, wie er selbst gestand, von dem Orden erlaubt hatte, und die du, mein Walter! mit so vielem Rechte bestraftest, hatten den größten Theil der Ritter aufs Aeusserste wider ihn erbittert. Die Boßheit, mit welcher er die Hand zu deinem Untergange geboten hatte, und sein bekannter unmoralischer Lebenswandel huben alle Scheu vor der Heiligkeit seines Amts auf, und ich weiß nicht, auf was für Art er sich aus den Händen seiner Feinde muß gerettet haben; es muß ein bloßer Zufall gewesen seyn, oder vielleicht dieses, daß sich die Aufmerksamkeit der aufgebrachten Ritter theilte, und die Meisten von ihnen, auf den Großmeister einstürmten, welcher kaum von seinem Anhange konnte geschützt werden. Dieser Aufruhr endigte sich damit, daß man, als man der Thätlichkeiten müde war, sich trennte. Die gutgesinnten Tempelherren schwuren, sie wollten nicht länger in einem Orden bleiben, wo man die besten Ritter theils vertriebe, theils durch Ungerechtigkeiten nöthigte, das Kreuz selbst niederzulegen. Nichts, setzten sie hinzu, sollte sie bewegen ihren Eid zu brechen, wenn Terrikus nicht Anstalt machte, dich zurück zu berufen, und dir die in die Augen fallendste Ehrenerklärung zu thun, die sich denken ließ.

Terrikus brachte es mit Mühe endlich so weit, daß die Ritter versprachen, sich zu gedulden, bis man Nachricht aus Europa vom Pabste erhalten könne, dessen Urtheile er und sie verbunden wären sich zu unterwerfen. — Man gieng auseinander, und kam an dem folgenden Tage wieder zusammen, um über den Bericht, welchen man nach Europa zu erstatten, und über die Abgeschickten, welche man zu wählen hätte, zu Rathe zu gehen. — Hierüber einig zu werden, war eine schwere und langweilige Sache. Das, was Terrikus vorschlug, wurde von deinen Freunden verworfen, und ihre Vorschläge fanden den nähmlichen Widerstand bey ihm. Ich hätte wünschen wollen, daß man hiermit nicht eher zu Stande gekommen wäre, bis zu meiner Ankunft in Akkon; mich hätte Terrikus nicht betrügen sollen, wie er ohne Zweifel, wenn ich den Ausgang überlege, deine Freunde betrogen hat. Er bequemte sich endlich nach allem was man von ihm foderte. Zwey Ritter von deiner, und zwey von seiner Seite wurden mit einem gemeinschaftlich-verfaßten Bericht nach Rom geschickt, und ich kam den Tag nach ihrer Abfertigung zu Akkon an. Unruhe und Feindseligkeit dauerten noch immer daselbst fort, und meine Ankunft diente nicht dazu, dieselben beyzulegen. Die Art, mit welcher ich den ohnedem schon genug in Furcht gesetzten Terrikus deinetwegen zur Rede stellte, kannst du dir denken. Ich bekam die sanftesten Antworten, und wurde an den Schluß verwiesen, den das ganze Kapitel deinetwegen verfaßt hatte. Ich mußte mich mit demselben befriedigen lassen; aber ich weiß doch nicht, ob ich lange ruhig geblieben seyn würde, wenn man mich nicht bey meiner schwächsten

Seite angegriffen, und auf diese Art von Akkon entfernt hätte, wo meine Anwesenheit deinen Freunden zu viel Muth und Ansehen gab, als daß man mich gern daselbst hätte sehen sollen.

König Philipp, der wie du weißt, allemahl am meisten wider die Belagerung von Jerusalem war, und meinen Wünschen hierinnen die meisten Hindernisse in den Weg legte, wurde an mich abgeschickt, mir den Vorschlag zu thun, der mir einer von den liebsten war, die ich mir denken konnte. — Er stellte sich mißvergnügt mit den Zwistigkeiten in Akkon, die, wie er sagte, nichts mit der Hauptsache, der Demüthigung der Sarazenen zu thun hätten, und schlug mir vor, wir wollten unsere Macht vereinigen, und vor Jerusalem gehen, um einen Hauptstreich zu wagen.

Nie bin ich mit dem Könige von Frankreich zufriedner gewesen als in diesem Augenblicke, ich umarmte ihn, nannte ihn meinen Bruder, und redete alles mit ihm ab, damit wir je eher je lieber den Zug wider denjenigen vornehmen könnten, der mir seit dem Uebermuthe, mit welchen er mir zu Jerusalem begegnete, verhaßter war als jemahls.

Uebermuth? fiel Walter seinem Bruder in die Rede, du willst vielleicht sagen Großmuth. O, erwiederte Richard, die Großmuth unsers Feindes demüthigt uns zu sehr, als daß wir sie mit einem gefälligen Nahmen nennen könnten; überdieses that Saladin nichts, das ich nicht an seiner Stelle auch gethan haben würde; er komme nach England und versuche es! — Aber laß mich in meiner Geschichte fortfahren. Zu mir und König Philippen gesellte sich Kon-

rad von Montferrat, Fürst zu Tyrus und König zu Jerusalem, damit ich diesem stolzen Manne seinen vollen Titel gebe, und Leopold, Herzog von Oesterreich. Wir rückten vor Jerusalem, das nach meinen Gedanken schon so gut als in unsern Händen war. Ich weidete mich schon an den Gedanken, zugleich mit dieser Stadt unsere Mathilde zu erobern, deren Gegenwart ich Saladin nicht gönnte, den Sultan in meine Gewalt zu bekommen, und ihm zu beweisen, daß Richard ein Christ, noch wohl besser und edler handeln könne, als der sarazenische Saladin. — Es ist kein Zweifel, daß mir mein Vorhaben in kurzer Zeit gelungen seyn würde, wenn meine Helfer mit mir übereingedacht hätten. Wir rückten vor Jerusalem, aber wenig Tage, so machten allerley Uneinigkeiten, daß der Herzog von Montferrat, und der von Oesterreich sich von uns trennten, und ihres Weges zogen. Mit Konraden hatte ich nichts zu thun, aber Leopolden, der bey der Aktion zu Tabaria und bey unterschiedlichen andern unter meinem Kommando gestanden hatte, konnte ich mich nicht enthalten einige bittere Wahrheiten zu sagen, die er mir beantwortete, als ob er meines Gleichens gewesen wäre.

Der König von Frankreich und ich waren nun allein, und fiengen an unser Vorhaben mit Ernst zu treiben. Wir theilten uns friedlich in die Bestürmung der Stadt, und in die Bewachung der Trencheen, und ich hatte nichts an meinem Bundesgenossen auszusetzen, als daß es an dem Orte, wo er kommandirte, immer ein wenig schläfrig zugieng. Diese Schläfrigkeit nahm zu, und wechselte endlich mit eigensinnigen Widerspruch und Vereitelung meiner besten

Anstalten ab. Es kam einmahl so weit, daß wir durch seine Schuld, ganz von Jerusalem abziehen mußten. Wir setzten zum zweytenmahl an; ich war in dem was ich vornahm, glücklicher als er; seine eignen Leute wollten lieber unter meiner als seiner Anführung fechten; er ward mürrisch und eifersüchtig, er meinte, es wäre hier doch wenig Ehre zu erwerben, er wäre des Dinges überdrüßig, und — wollte lieber gar wieder nach Hause ziehen.

Ich war seiner unnützen Gegenwart so müde, daß ich mich herzlich über seinen Entschluß freute, und ihm auch wohl die Gefälligkeit geschenkt hatte, die er mir dadurch zu erzeigen dachte, daß er mir zehn tausend Mann unter Anführung des Herzogs von Burgund zurück ließ. Wir schieden in Friede von einander, und er schwur mir beym Abzug den feyerlichsten Eid, den ein Christ schwören kann, daß er sich in Europa nicht in die Unruhen mischen wollte, die, wie ich seit Kurzem erfahren hatte, mein zurückgelaßner Statthalter Longchamp, und mein Bruder Johann in meinen Landen angerichtet hatten. — Ich begleitete den König von Frankreich bis nach Joppe, wo ich Herzog Leopolden von Oesterreich fand, bey dessen Anblick ich mich so erzürnte, daß es beynahe zu Thätlichkeiten unter uns gekommen wäre. Ich hielt es nicht für gut, nach König Philipps Abzuge sogleich wieder vor Jerusalem zu gehn, sondern ich wollte einmahl Saladin eine Schlacht in offnem Felde liefern. Es fand sich bald Gelegenheit. Wir hatten einen harten Stand; unsere Leute thaten Wunder, und wir behielten das Feld. Der Herzog von Burgund ereilte den fliehenden Saladin, ich rettete ihn von seiner Hand, und den-

ke, wir haben nun wegen seiner Aufnahme die er mich zu Jerusalem finden ließ, mit einander abgerechnet. — Ich hielt es nicht der Mühe werth, mich ihm zu entdecken; ich gab ihm einige meiner Leute zu, und ließ ihn sicher nach seinem Lager bringen.

Nun hatten wir Jerusalem wieder frey im Gesicht, dessen Belagerung ich König Philipps wegen schon zweymahl hatte aufgeben müssen; mein Herz zitterte vor Freude bey dem Gedanken, daß ich nun zu meinem Endzwecke gelangen würde, da ich niemanden als den braven Herzog von Burgund an meiner Seite hatte. Wir fiengen den Sturm mit Ernst und Vorsichtigkeit an. Ich eroberte gleich des andern Tages eins von den beträchtlichsten Aussenwerken, und überließ, indem ich mich auf eine andre Seite wandte, dem Herzog von Burgund die Behauptung desselben. — Er ließ sich freywillig zurücktreiben, und das, was ich mit so viel Mühe und Blut erobert hatte, ward mir im Augenblicke wieder entrissen. — Der Herzog, welchen ich wegen dieses Fehlers zur Rede setzte, antwortete mir lächelnd: Auf die Eroberung einer Mauer käm lange nicht so viel an, als auf Saladins Leben, welches ich ihm bey der letzten Schlacht mit eben so viel Recht aus den Händen gerissen hätte, als er mir den anvertrauten Platz. Um sich indessen für das, was er gethan habe, selbst zu bestrafen, wollte er inskünftige auf die Ehre in meiner Gesellschaft zu fechten, Verzicht thun, und seinem Könige lieber nach Europa folgen. —

Ich mußte ihn mit seinen Völkern ziehen lassen, und stand nun mit den Meinigen ganz allein vor Jerusalem. Nureddin, welcher Saladins Stelle vertrat,

vertheidigte sich tapfer; ich hatte zu großen Abbruch meiner Macht gelitten, und mußte weichen. Saladin und Nureddin, durch das, was sie ausgestanden hatten, ermüdet, schlugen einen Waffenstillstand vor; die ganze christliche Macht stimmte ein, und er ward auf drey Jahr, drey Monath und drey Tage unterzeichnet.

Ich begab mich nach Akkon. Die beständigen Kriegsgeschäfte hatten gemacht, daß ich mich bisher nur wenig um die Angelegenheiten meines Walters hatte bekümmern können. Jetzt wachte dein Andenken mit neuer Stärke in mir auf. Ich fragte was der Pabst deinetwegen entschieden hätte, und man sagte mir, er habe dich zwar nicht ganz verdammt, aber doch auch bey weiten nicht ganz unschuldig befunden, sondern dich zur Buße deiner Vergehungen auf zwey Jahr in ein Kloster gesperrt. Das war mir unbegreiflich; ich fragte nach den Abgeschickten, und erfuhr, daß nur einer derselben zurück gekommen, und die andern drey auf der Rückreise in einem Sturm ihr Leben eingebüßt hätten. Dieser Zurückgekommene war einer von Terrikus Anhängern, und ich nahm mir nicht die Mühe deinetwegen ein Wort mit ihm zu wechseln. — Die Tempelherren hatten sich mit der Entscheidung des heiligen Vaters beruhiget, und waren wieder mit ihrem Großmeister ausgesöhnt. Ich hatte meine eignen Gedanken über die Verschwindung, der beyden Abgeschickten von deiner Seite, weil aber auch einer von Terrikus Leuten fehlte, so ward der Verdacht einer Verrätherey etwas geschwächt, und ich mußte schweigen, vornähmlich, da sich bald Dinge von anderer Art ereigneten, welche meine ganze

Aufmerksamkeit auf sich zogen, und meine Rückreise nach Europa beschleunigten.

Du erinnerst dich unsers Besuchs bey dem Alten vom Berge, du besinnst dich ohne Zweifel auf die Aufträge, die er uns an Konraden von Montferrat gab, und daß ich nicht gesäumt habe sie auszurichten, kannst du dir vorstellen. Der Herzog von Montferrat nahm die Warnung, die ihm der Fürst der Asaßinen geben ließ, mit seinem gewöhnlichen Stolze auf, und sagte, er wollte die Rache des Meuchelmörders erwarten — Daß Konrad von Montferrat bald darauf mit mir und den andern vor Jerusalem gieng, daß er und der Herzog von Oesterreich uns nach der Zeit verließen, habe ich bereits erwähnt. Der Herzog von Montferrat gieng nach Tyrus, von wo wir um eben die Zeit, da ich wieder zu Akkon angelangt war, Nachricht erhielten, daß er mitten unter einem zahlreichen Gefolge auf den Straßen der Stadt, von zwey Mördern angefallen, und tödtlich verwundet worden wäre. Man hatte die Mörder gefangen, sie hatten sich als Abgeschickte des Alten vom Berge und Rächer seiner Hoheit angegeben, hatten den Tod auf dieses Bekenntniß freudig ausgestanden, und sich bis auf den letzten Athemzug des Glücks gerühmt, um seinetwillen zu sterben. — Ungeachtet man also gar nicht zweifelhaft seyn konnte, wer Ursache an der Ermordung Herzog Konrads sey, so hielt man doch für gut, mir dieselbe aufzubürden, und dadurch jedermann, selbst meine eigenen Leute wider mich aufzuwiegeln. — Glücklicher Weise lebte der Verwundete noch. Ich machte mich mit unterschiedlichen, welche Zeugen meiner Schuld oder Unschuld seyn konnten, und mit ei-

nem großen Theil meines Heers nach Sidon, um den Herzog selbst zu befragen, ob er mich für den Anstifter seiner Ermordung hielt. Er betheuerte sterbend, daß er mich von dieser Unthat losspräche, daß er sich bewußt wäre, den Fürsten der Asaßinen beleidigt zu haben, und daß er wüßte, daß dieser Streich von keiner Hand als der Seinigen herrührte. — Wie sollte ich, sagte er, Richarden für meinen Mörder halten können, ihn, der wie ihr alle wißt, mich in öffentlicher Versammlung vor der Rache des Alten vom Berge warnte? — Damahls war es Zeit zu Genugthuung und Abtragung wegen der Beleidigungen, damit ich den Fürsten der Asaßinen wider mich reizte; ich versäumte dieses, und muß nun sterben! Der Fürst von Tyrus starb, nachdem er nochmahls meine Unschuld betheuert hatte, und ich zog völlig gerechfertigt wieder nach Hause. Man ließ meine Unschuld in Palästina gelten, und ermangelte nicht, sie in Europa so viel als möglich zu verunglimpfen. Man schrie mich daselbst als den Mörder des Herzogs von Montferrat aus, und nichts war im Stande dieses Geschrey zu stillen. Der Alte des Berges, welcher eher als ich von dieser Post Nachricht hatte, bezeugte meine Schuldlosigkeit in Schriften, welche er nach Europa schickte, und in denen er sich einzig und allein für Herzog Konrads Mörder bekannte, aber alles war umsonst, und ich sahe wohl, daß ich selbst in Europa würde erscheinen müssen, um alle die Verleumdungen zu zernichten, welche für mein Glück die nachtheiligsten Folgen haben konnten. Meine Abreise von Palästina wurde durch die Nachricht beschleunigt, daß der König von Frankreich nicht sobald in Europa angelangt wäre, als er sich vom Pabste von dem Eide

hätte lossprechen lassen, den er mir beym Abschiede schwur, in meiner Abwesenheit meine Lande nicht zu beunruhigen. Die päbstliche Absolution gab ihm also nun Freyheit, mit meinem treulosen Bruder Johann gemeine Sache zu machen. Er begünstigte und erweiterte die Verläumdungen, welche man sich wider mich erlaubte, und die Furcht durch diese grimmigen Anfälle endlich meiner Ehre, meines Reichs und alles meines Glücks beraubt zu werden, machte, daß ich meine Völker zusammenzog, und fast ohne genommenen Abschied von allen Helden der Christenheit, die ich sämmtlich verachtete, nach Joppe gieng, um daselbst unter Segel zu gehen. Der einzige Veit von Lusignan begleitete mich, ich nahm mich immer seiner wider seine Feinde an, und ich muß ihn schlechterdings, noch auf irgend eine Art versorgen *), weil er mich dauert, und weil er unter allen derjenige ist, dem man nur Einfalt, kein böses Herz vorwerfen kann. — Zu Joppe fand ich Herzog Leopolden von Oesterreich, welcher auch nach Europa zurück gehen wollte. Er wagte es, mich mit schimpflichen und höhnischen Worten wegen der Ermordung des Herzogs von Montferrat anzugreifen, aber ich denke, ich habe ihm gelohnt, daß er meiner gedenken wird. Wir griffen beyde zu den Schwertern, ich beraubte ihn im ersten Anfall des Seinigen, warf ihn zur Erde, setzte meinen Fuß auf seine Brust, und zwang ihn in dieser Stellung mich für unschuldig zu bekennen, ließ darauf von ihm ab, und setzte mich

---

*) Richard hielt sein Wort, und machte Veiten nach Isaaks Tode zum Könige von Zypern.

ruhig zu Schiffe. Aber nicht anders als ob mich die Rache Gottes, und der Fluch meines beleidigten Vaters verfolgte, wurden wir bald durch Sturm, bald durch Windstille in diesen Gewässern aufgehalten. Ich faßte endlich meine Entschließungen kurz, ließ meine Flotte wieder nach Palästina zurück gehen, und daselbst meine Befehle erwarten, ich aber setzte meine Reise mit zwey Schiffen fort, weil ich, dafern mein Untergang beschlossen wäre, nicht zu viele mit mir ins Verderben stürzen wollte. Wir standen unbeschreibliches Elend auf unserer Fahrt aus, wir sahen endlich den Hafen von Aquileja vor Augen, aber der Zorn des Himmels gönnte uns nicht das Glück ihn zu erreichen. Wir scheiterten; alle die Meinen kamen um, oder sind hie und dahin verschlagen worden, und ich rettete ausser meinem Leben nichts, als dieses Pilgerkleid, das ich unterwegens zu Büßung meiner Sünden anlegte, und diesen Flor, o das ewig, ewig theure Andenken von unserer Mathilde und der großmüthigen Freundschaft meines Walters. Bey diesen Worten küßte Richard das herabhangende Ende des röthlichen Flors, den Walter Mathilden abnahm, um ihn Richarden zu schenken, und den dieser bisher um seine Rüstung, und jetzt um sein Pilgerkleid allemahl als Gürtel getragen hatte. — Waltern traten die Thränen in die Augen beym Andenken an die letzte Scene zwischen Richard, Mathilden und ihm. Die verblichene Schönheit des Schleyers zeigte ihm, wie lange Zeit seit seinem Abschiede von der Freundin seines Herzens verflossen war, und noch fand sich nicht die geringste, die entfernteste Hoffnung, sie jemahls — sie glücklich wiederzusehen. Wie lange war noch dahin, ehe er an die Rückkehr

nach Palästina denken durfte, und war endlich die Zeit seines Klosterlebens verflossen, durfte er wieder nach dem heiligen Lande gehen, wo war die Hoffnung, Mathilden jemahls zu besitzen? Wo die Lossprechung von seinem Gelübde? Wo der Besitz der Grafschaft Anjou, welche Prinz Johann jetzt an sich gerissen hatte? Wo der Besitz auch nur eines kleinen Winkels der Erde, in welchem er mit seiner Geliebten leben konnte?

Walter bekannte Richarden die Ursache seiner Thränen, und dieser tröstete ihn nach Vermögen. Er rieth ihm, zugleich mit seiner Entlassung aus dem Kloster, auch die Aufhebung seines Gelübds vom Pabste zu fodern; er versprach ihm, zu allererst darauf zu denken, wie er die Grafschaft Anjou wieder in seine Gewalt brächte, und versicherte ihn, es an keiner Art von Hülfe bey seiner Rückkehr nach Palästina fehlen lassen, ihn vielleicht selbst dahin zu begleiten. Es ist, setzte er hinzu, noch fast ein Jahr bis dahin, ehe du das Kloster verlassen darfst, und ich habe also Zeit übrig genug, alle unsere Feinde in England demüthigen, und dir folgen zu können. —

Die beyden Brüder sprachen noch viel über diesen Gegenstand, und Walter fragte endlich, ob Richard keinen von seinen nach Palästina geschriebenen Briefen erhalten hätte. Den Letzten, erwiederte der König von England, ich erhielt ihn zu Joppe bey meiner Abfahrt, und sah aus demselben, wie viele du vorher an mich und Mathilden geschrieben hattest, deren keiner in meine Hände gekommen ist. Ich bin indessen froh, den letzten erhalten zu haben, denn ohne ihn hätte ich den Ort deines Aufenthalts nicht erfahren, und müßte die gegenwärtige glückliche Stunde der

Freundschaft und des Wiedersehens entbehren, die mich zu allen Widerwärtigkeiten stärkt, welche mir etwa noch bevorstehen könnten. — Wenn ich den Weg nach meinem Königreiche nehmen will, den ich mir einmahl festgesetzt habe, und von dem ich nicht gern abgehen mögte, so muß ich einen großen Theil der Lande meines Feindes, des Herzogs von Oesterreich bereisen. Der Kaiser *), durch dessen Gebieth ich komme, ist mir auch nicht hold; ich bin einsam, und mögte nicht gern in die Hände des einen oder des andern fallen. — Wir haben hier in Europa wenig Saladine, welche das Leben eines Feindes zu schonen wissen. Ich will indessen alle Besorgniß verbannen. Dieses Pilgerkleid, oder eine noch besser gewählte Verkleidung, soll, wie ich denke, meinen Stand verhehlen, und England seinen König sicher wieder geben. — Walter gerieth bey Endigung dieser Worte in tiefes Nachdenken, er sann auf Mittel der Sicherheit für seinen Bruder. Konrad von Stauffen trat ihm in diesen Ueberlegungen bey, und der Schluß, den beyde für den besten hielten, war endlich, sich beym Pabste zu melden, und von ihm Schutz und sicheres Geleit vor seinen Feinden bis nach England zu erbitten; ein Vorschlag, welchen Richard mit Unwillen verwarf. Soll ein Held, sagte er, bey einem Priester Schutz suchen? Soll ich mich vor dem demüthigen, der den Rebellen Longchamp wider mich in

---

*) Der Kaiser haßte Richarden wegen der Angelegenheiten seiner (Richards) Schwester, Johannes von Sicilien, deren Ansprüche mit den Ansprüchen seiner Gemahlin, der Kaiserin Konstantia in Kollision kamen.

Schutz nahm, den treulosen König von Frankreich, von dem mir geschwornen Eide absolvirte, und meinen Walter nur mit halbem Herzen gegen seine Feinde vertheidigte? Schweiget hiervon, meine Freunde! nennet mir den Namen dieses Cölestins nicht; mein Herz wendet sich von ihm weg, und so ein guter Christ ich auch seyn mag, so vermögte ich doch nicht von demjenigen die geringste Gefälligkeit, nicht die Loszählung von der kleinsten meiner Sünden zu erbitten, der so wie er Recht und Unrecht durcheinander werfen kann. Bewahre Gott seine heilige Kirche vor solchen Oberhäuptern! ich glaube, Saladin würde sich besser zum Pabste schicken, als Cölestin der Dritte. Walter und Konrad von Staufen, welche als geistliche Männer sehr rechtgläubig waren, ärgerten sich ein wenig an Richards lästerlichen Reden, aber sie schwiegen, weil sie solche nicht zu widerlegen vermogten, und der König von England nahm das Wort von neuen, indem er aufstand.

Dieses wird wohl, sagte er zu Waltern, das erste und letzte Mahl seyn, daß ich dich in diesem Kloster besuche. Die Furcht entdeckt zu werden, nöthigt mich morgen meine Reise durch Deutschland anzutreten. Begleitet mich mit eurem Gebet, meine Freunde! und erwartet baldige Nachricht von mir aus England! Walter und Konrad verzögerten Richards Abschied noch durch einige Gegenreden, umarmten ihn dann, begleiteten ihn, sahen ihm nach, so lange sie noch das braune Pilgerkleid und den röthlichen Gürtel unterscheiden konnten, und giengen in ihr Kloster zurück.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Walters ahndende Sorgen wegen Richards gefährlicher Reise werden bestätigt.

Walter sann der Reise seines Bruders Richard nach und fand sie immer bedenklicher. Es vergiengen Wochen und Monate, es vergieng ein halbes Jahr und drüber, ohne daß Nachricht aus England ankam. Furcht und bange Ahndungen nahmen zu, und bald, bald wurden sie in Gewißheit verwandelt. —

Die Zeit, welche Walter im Kloster zubringen sollte, war bis auf fünf Monate verflossen, er glaubte, daß es nun Zeit wäre, in Palästina nachzuforschen, ob er noch Freunde daselbst hätte, die bey seiner Erscheinung bereitwillig seyn würden, seinem verfallenen Glücke wieder aufzuhelfen. Er nahm sich vor, an seine alten Freunde die treuen Belforte zu schreiben; aber er wollte seine Briefe nicht so, wie die an Richarden und Mathilden, dem Ohngefähr anvertrauen. Ostern nahte heran. Es fehlte um diese Zeit zu Aquileja nie an Pilgern, welche zum heiligen Grabe wallten. Walter sprach täglich mit welchen, und hoffte, unter ihnen einen zu finden, dem er Redlichkeit und Verstand genug zutrauen könnte, seine geheimen Gewerbe zu bestellen. — Die

Pilger waren gewohnt ihre Andacht vor ihrer Abfahrt in dem Karmeliterkloster zu halten, und es war im Kloster etwas Bekanntes, und Waltern Unterwehrtes, daß er sich mit diesen frommen Leuten unterhielt.

Er und Konrad von Staufen waren schon einmal auf die angenehmste Art überrascht worden, als sie im Pilgerkleide einen ihrer besten Freunde, als sie Richarden in demselben erkannten. Diese Tracht schien ihnen besonders glücklich zu seyn, denn die Freude einen Freund in derselben zu finden, war ihnen noch einmal aufbehalten.

Sie hatten schon lange unter diesen Wallern, welche in ihrem Kloster erschienen, immer gewählt und wieder verworfen, als sie eines Tages an dem Fuß des hohen Altars einen jungen Mann von so edelm Anstand und so guter Miene niederknien sahen, daß sie gleich ersten Blicks für ihn eingenommen wurden. Walter und Konrad sahen sich an, und ihre Blicke sagten sich, daß sie beyde diesen Pilger zu Ausrichtung ihrer Geschäfte im heiligen Lande für tüchtig hielten. Seine heiße Andacht, die häufigen Thränen, die er im Gebeth vergoß, nahmen sie noch mehr für ihn ein, er verhüllte sein Gesicht, sie schlichen sich leise davon, um ihn nicht zu stören, und erwarteten ihn an der Kirchthüre, um ihn mit in ihre Celle zu nehmen, nähere Bekannschaft mit ihm zu machen, und wenn sie ihn so fänden wie sie hofften, ihm die Briefe an die Tempelherren anzuvertrauen.

Der Waller mußte ein wichtiges Anliegen haben, er stand oft vom Gebeth auf, und sank mit neuen Thränen auf die Stufen des Altars nieder, als wollte

er dem Himmel die Gnade, um welche er flehte, mit Gewalt entreißen. Endlich nahte er sich der Kirchthüre, wo Konrad und Walter standen, welche seinem Beginnen lange mit Verwunderung zugesehen hatten.

Was ist euer Anliegen frommer Pilger? sagte Walter zu dem Fremden, welcher sich dichter verhüllte, um die Spuren seiner Thränen zu verbergen. — Von dem Ton der bekannten Stimme wie aus einem Schlafe aufgeschreckt, enthüllte der Fremde sein Gesicht, sah die beyden Mönche einen um den andern mit Erstaunen an, wiederholte die Namen Walter und Konrad, und fiel endlich Waltern mit einem Strom von Thränen um den Hals. Ists möglich, schrie er, daß ich dich hier finde? Ists möglich, daß du deinen Blondel nicht mehr kennst? — Walter wollte sein Erstaunen und seine Freude über diesen unvermutheten Anblick freyen Lauf lassen, aber Konrad, welcher sich etwas besser fassen konnte, winkte ihm, den geliebten Pilger lieber mit auf ihre Celle zu nehmen, weil er schon einige neugierige Klosterbrüder wahrnahm, welche ihre Bewegungen belauschten.

Blondel folgte seinen Freunden in ihre Wohnung, wo die Ausrufungen des Erstaunens und der Freude, die Umarmungen und die Thränen von neuem angiengen. Aber mein Blondel, fragte endlich Walter, was treibt dich doch wohl als Pilger nach Palästina? Wie kommts, daß du nichts von unserer Abwesenheit in diesem Kloster zu wissen scheinst? Und wie ist dir es möglich, dich von unserm Richard zu trennen, dessen Gegenwart du noch nicht lange genossen haben kannst? Richard? wiederhohlte Blondel,

diesen zu suchen, ach! diesen so lang entbehrten, vielleicht gar verlohrnen Freund zu suchen, verlasse ich eben Europa? ihn erflehten meine Thränen von Gott an den Stufen eures Altars; ihn, den die Wünsche seiner Mutter und seines verlassenen Volks so lange vergeblich zurück riefen! Stumm vor Entsetzen hörten Konrad und Walter Blondels Worte an. Wie, riefen sie endlich aus einem Munde, Richard ist noch nicht nach England zurück? — Mit eben so großem Erstaunen fragte Blondel nach der Ursache, die sie hätten, ihn daselbst zu vermuthen. Man erklärte sich gegen einander, und diese Erklärung, in welcher keiner zu sagen wußte, wo Richard in dem gegenwärtigen Augenblicke wäre, machte, daß sich Schrecken und ahndendes Zittern mit tödtender Kälte durch ihre Gebeine ergoß, und alle drey lange stumm und erstarrt gegen einander da saßen, indem einer in der Todtenbläße des andern die Gedanken las, die er von dem Schicksal ihres gemeinschaftlichen Freundes hatte.

Wenn Richard, fieng endlich Blondel an, welcher sich am ersten erholte, wenn Richard, wie ihr sagt, vor länger als einem halben Jahre hier von euch geschieden ist, um nach England zu gehen; wenn er, wie ich euch versichern kann, daselbst nicht angelangt ist, so muß er todt, oder in den Händen seiner Feinde seyn. Ihr sagt, er habe seinen Weg durch Deutschland genommen, da muß ich ihn aufsuchen, und ich gehe, um augenblicklich diese Reise anzutreten. Walter und Konrad wollten Blondeln aufhalten; sie baten ihn, wenigstens vorher etwas von dem Zustand in England zu entdecken, aber umsonst. Was soll

ich euch hiervon sagen, antwortete er, in England steht es noch wie es immer stand. Johann hat überall die Oberhand; die Königin und das Volk seufzen nach Richarden; die Nachrichten von ihm aus Palästina haben längst aufgehört; niemand weiß etwas von ihm zu sagen, und ich habe mich heimlich aufgemacht, ihn aufzusuchen, wo wir ihn noch vermuthen, und wo er, wie ihr sagt, nicht mehr ist. Blondel hatte während dieser Rede bereits die Celle unserer beyden Mönche verlassen; sie begleiteten ihn. Er sagte ihnen am Thor des Klosters noch einige geflügelte Abschiedsworte, und eilte davon, Walter und Konrad sahen einander an, und wußten nicht, ob sie eine Erscheinung gesehen hatten, oder ob Blondel wirklich bey ihnen gewesen war. — Sie kehrten zurück, beklagten, daß sie ihrem zu eilfertigen Freunde nicht einige nöthige Nachrichten hatten noch mit auf den Weg geben können, und beschlossen einen Versuch zu machen, ob der heilige Vater nicht ihren Aufenthalt im Kloster um die etlichen Monathe, welche sie noch daselbst auszuhalten hatten, abkürzen könnte, damit sie Blondeln in Aufsuchung Richards Gesellschaft leisten könnten. Konrad ward des nächsten Tages in diesem Geschäfte nach Rom geschickt, und was er daselbst ausrichtete, werden wir im nächsten Kapitel melden.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Gute Nachrichten von Blondeln, und schlechte vom Pabst. — Cölestin übt sich im Absolviren, Trösten, Prophezeihen und Versprechen.

Pabst Cölestin hatte seine eignen Launen. Die Stunden waren sich bey ihm nicht allemal gleich, und es kann seyn, daß Konrad von Staufen mit seinem Gewerbe gerade in einer Stunde bey ihm erschien, wo er nie Dispensationen auszutheilen pflegte. — Seine Bitte ward abgeschlagen. Doch war der heilige Vater gnädig genug, nach der Ursach zu fragen, warum er und sein Freund, welche sich bisher so ruhig in ihrem Kloster verhalten, auf einmahl der Eingezogenheit müde geworden wären, und die kurze Zeit nicht vollends ausdauern wollten.

Konrad von Staufen war viel zu aufrichtig um ihr eigentliches Anliegen zu verhehlen, er bedachte nicht, daß Pabst Cölestin nicht zu Richards Freunden gehörte, und daß ihm also der Verlust dieses Königs wenig zu Herzen gehen würde, und verschwieg ihm nicht

nicht ein Wort von der Sorge, in der sie um ihn waren, und ihrer Absicht ihn aufzusuchen.

Cölestin stand eine Weile in tiefem Nachdenken, und fieng dann an: Euch aus eurem Kloster entlassen kann ich nicht; den bedrängten Richard ohne Hülfe zu lassen, ist mir, dem allgemeinen Vater der Christenheit, auch unmöglich. Wie weit er meinen Schutz verdient, und wie weit die bösen Gerüchte, welche von ihm ausgestreut werden, wahr seyn mögen, will ich jetzt nicht entscheiden, genug, er soll meine Hülfe haben, geht in euer Kloster zurück, ihr sollt bald mehr hören.

Walter konnte sich nicht enthalten seinem Freunde wegen seiner Unvorsichtigkeit tausend Verweise zu geben; er glaubte Richards Angelegenheiten in schlechten Händen zu sehen, da sich der Pabst derselben annähm, und nichts konnte ihn deßwegen beruhigen, als die Rede, mit welcher man sich jetzt durchgängig trug, daß Longchamp, Richards Feind, nicht mehr im vorigen Ansehen beym heiligen Vater wäre, und daß dieses Cölestin vielleicht geneigter machen könnte, etwas für den unglücklichen König von England zu thun.

Der Pabst hatte versprochen, daß unsere beyden Mönche bald etwas von ihm hören sollten, und er hielt sein Wort. Sie erfuhren, daß man Gewißheit habe, daß Richard im Pilgerkleide nach Deutschland gekommen sey, daß er sich da auf einmahl verloren habe, und daß er ganz gewiß in den Händen des Kaisers oder des Herzogs von Oesterreich sey. Der Pabst gieng nunmehr weiter. Er bedrohte den, der den König von England gefangen hielt, mit Bann und In-

terdikt; eine Sache, die zwar sehr streng lautete, aber wenig fruchtete, denn keiner von den beyden Fürsten wollte gestehen, daß er Richarden gesehen habe, obgleich der Kaiser zu verstehen gab, er mögte wohl beym Herzog von Oesterreich, und dieser, der verlorne König mögte wohl beym Kaiser seyn. Unmöglich war es, sich hierein zu finden. Man erfuhr in England was man für Verdacht wegen der Gefangenschaft Richards hätte, und der Kaiser und Herzog Leopold wurden nun auch von dieser Seite gedrängt. Beyde leugneten, beyde schoben es von sich auf einander, und es kam dahin, daß sich ganz Europa in zwey Partheyen theilte, aus welchen sich endlich noch eine dritte entspann, welche behauptete: Richard mögte wohl weder bey dem einen noch dem andern, er könnte wohl verschwunden, hinweggezaubert, oder lebendig gen Himmel gefahren seyn, daß man ihn also hienieden vergeblich suchen würde.

Walter und Konrad waren bey diesem verwirrten Handel am unglücklichsten; man denke sich ihre heiße, herzliche Liebe zu Richarden, ihre Begierde ihm zu Hülfe zu eilen, und die Fesseln des Klosters, welche sie nicht abschütteln konnten und durften, und urtheile, ob wohl ein peinlicherer Zustand zu finden seyn kann, als der ihrige.

Zu der Zeit als ihre Ungeduld auf den höchsten Gipfel gekommen war, erhielten sie von einem unbekannten Mann folgenden von Blondels Hand geschriebenen Zettel:

„Suchet es beym Pabste zu vermitteln, daß er die strengen Nachforschungen nach Richarden aufhebe; sie sind mir eher hinderlich als vortheilhaft, ich

habe eben dieses von der Königin von England erbeten. Ich glaube ich bin auf der rechten Spur; erwartet baldige und gute Nachrichten von eurem

Blondel."

Walter und Konrad hatten wenig Mühe, Blondels Bitte beym Pabste durchzusetzen, denn sein Eifer für Richarden fieng ohnedem an sehr schläfrig zu werden. — Bann und Interdikt ward aufgehoben; der Kaiser und der Herzog von Oesterreich fiengen an frey Athem zu holen. Die Kundschafter aus England, welche bisher ihre Länder überschwemmt, und sie in beständiger Vorsichtigkeit erhalten hatten, wurden zurück gerufen, und König Richard schien ganz vergessen zu seyn.

Walter und sein Freund hatten ihn nicht vergessen; sie hofften alle Tage auf Nachricht von ihm, aber sie sollten nicht so glücklich seyn, sie vor ihrem Abzuge nach Palästina zu erhalten.

Die Zeit ihres Klosterlebens war verflossen, und der pünktliche Pabst Cölestin, welcher ihnen keinen Monath an derselben schenken wollte als sie darum baten, ließ sich auch nicht erbitten, ihnen einen Monath zuzusetzen, da sie diesen Wunsch äusserten.

Säumet nicht nach Palästina zu gehen, sagte er zu Waltern, als er auf seinen Befehl vor ihm erschien. Euer Glück beruht auf der Eile. Euer Feind Terrikus ist todt, und die Augen des ganzen Ordens sehen nach euch. Ich sehe große Dinge von euch voraus, und ich hoffe, ihr werdet euch allemahl in christlicher Unterthänigkeit erinnern, das Glück hebe euch so hoch als es wolle, daß ihr an mir einen Vater gefunden habt. — Walter hängte der Antwort, welche eine so ver-

bindliche Rede des heiligen Vaters erfoderte, eine Bitte an, die meine Leser vielleicht errathen werden, die aber dem Pabste ganz unvermuthet kam. Er stutzte als Walter von Erlassung seines Gelübdes als Tempelherr sprach, und hatte tausend Einwendungen. Walter schützte die Verbindlichkeit vor, welche er habe, das ihm von seinem Vater hinterlaßne Land dereinst zu beherrschen. — Sagt mir nichts davon, fiel ihm der Pabst in die Rede. Graf von Anjou werdet ihr niemahls seyn. Ihr wißt es vielleicht noch nicht, daß eure eignen Unterthanen, wie ihr sie nennt, sich verschworen haben, nie den Sohn der berüchtigten Rosemunde zu ihren Herrn zu wählen? So sorgfältig euer Bruder Richard das Geheimniß eurer Herkunft vor ihnen verborgen hat, so sorgfältig ist euer anderer Bruder Johann gewesen, ihnen dasselbe zu entdecken. Jedermann ist daselbst wider euch wegen eurer Mutter aufgebracht, und Königin Eleonore hat den Widerwillen wider euch fleißig genährt. Selbst das kleine Heer aus dem Lande, das ihr so gern beherrschen wolltet, das Heer, das mit euch in Palästina war, und euch mit Aufopferung des Lebens treu diente, und ewig zu dienen dachte, selbst dieses ist von euch abgefallen, sobald man ihm den Nahmen eurer Mutter genennt hat. Es ist nicht lange, daß sie aus dem gelobten Lande nach ihrem Vaterland zurückgegangen und hier durchgezogen sind, um von mir die Lossprechung von dem Eide zu erhalten, den sie euch geschworen haben. Ich habe sie ihnen gegeben, und ihr müßt darüber nicht zürnen; denn noch einmahl, es ist unmöglich, schlechterdings unmöglich, daß ihr Graf von Anjou werdet. Ihr müßtet euch denn dereinst der Macht en-

res Bruders bedienen wollen, das euch bestimmte Land mit dem Blut eurer Unterthanen zu überschwemmen, und euch durch dasselbe eine unruhige mühselige Herrschaft über ein Volk zu erkaufen, das euch verabscheut.

Daß Walter nicht ermangelte einige Versuche zu wagen, um in diese lange Rede des heiligen Vaters, einige Worte des Erstaunens und des Widerspruchs einzuschieben, läßt sich denken, aber Cölestin ließ sich nicht irre machen, und als er endlich schwieg, und die Verwirrung sah, mit welcher der aller seiner Hoffnungen beraubte Walter vor ihm stand, so faßte er seine Hand mit einem mitleidigen Blick, und fing seine Rede von neuem an. — Ihr dauert mich, mein Sohn! sagte er, aber laßt den Muth nicht sinken, vergeßt die Grafschaft Anjou, vielleicht! daß euch die Vorsehung dereinst ein besseres Reich bestimmt hat. Was ist eurem Muth, eurer Tapferkeit unmöglich? Wie, wenn ihr dereinst König von Jerusalem würdet. — Gehet hin, erobert diese Stadt, ich spreche euch dieses Reich zu, und gebe euch mit dieser Bedingung, merkt wohl, nur mit der Bedingung, daß ihr euch auf den Thron von Jerusalem schwingen könnt, völlige Erlassung eures Gelübdes.

Wir wissen nicht, ob es dem heiligen Vater beliebte unsers Walters zu spotten, ob er ihn blos trösten wollte, oder ob es seine Absicht war, ihm die Entbindung von seinem Gelübde gänzlich abzuschlagen, indem er sie mit einer fast unmöglichen Bedingung verband; aber seine Meinung sey nun welche sie wolle, so that seine Rede eine sonderbare Wirkung auf Waltern.

Cölestin hatte nicht sobald die Krone von Jerusalem genennt, indem er ihm zugleich alle Hoffnung

auf die Grafschaft Anjou absprach, so standen auf einmahl die Worte des alten Robert Burgundio hell und deutlich vor seiner Seele, mit welchen dieser ehemahls Abschied von ihm nahm, und in welchen er ihm versicherte, er würde eher König von Jerusalem, als Graf von Anjou werden. Die Rede des alten Tempelherrn, und die Rede des Pabsts machten in seinen Gedanken ein wunderbares Ganzes aus, welches das Ansehn einer Prophezeihung hatte. Sein ganzes Herz erhub sich, so sehr es vorher gesunken war. Nichts schien seinem Heldenmuth unmöglich. Die Zukunft vor ihm ward helle. Er sah sich im Geist auf dem Throne von Jerusalem, und Mathilden als seine Königin, ohne daran zu denken, daß der alte Tempelherr Robert Mathilden in seinen bedenklichen Abschiedsworten eher die Krone von England zugesprochen hatte. Glücklicherweise entgieng dieser Umstand, welcher ihn auf einmahl ganz niedergeschlagen haben würde, seiner Aufmerksamkeit.

Er nahm Cölestins Versprechen an, und erhielt des andern Tages die Ausfertigung der Dispensation von seinem Ordensgelübde, mit sammt der schweren Bedingung, die der schlaue Cölestin ihr angehängt hatte. — Walter glaubte, vermittelst derselben sein ganzes Glück in Händen zu haben, und eilte entzückt ins Kloster zu seinem Freunde zurück.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Ist das fröhlichste im ganzen Buche.

Konrad sahe Walters vermeintes Glück nicht mit solchen Augen an als er. Er erblickte da noch unendliche Schwierigkeiten, die ihm nicht so leicht zu überstehen dünkten, als dem getäuschten Walter; sein argloses Herz, welches sonst nicht leicht jemanden etwas Uebels zutraute, konnte sich doch nicht enthalten, in Cölestins Verfahren etwas Hinterlistiges zu finden, und er war unvorsichtig genug, seinem glücklichen Freunde seine Gedanken hierüber zu entdecken, und sich alle Mühe zu geben, ihn seiner süßen Täuschung zu entreißen. Walters Muth war nicht so leicht niederzuschlagen, und Konrad erfuhr den alten so oft bestätigten Satz, daß derjenige, welcher uns einen Wahn zu rauben sucht, in welchem wir glücklich sind, oft so wenig Dank verdient, als der uns ein wirkliches Glück entreißt.

Der Ritter von Stauffen mußte endlich schweigen, und Walter, welchem kein Glück unerreichbar dünkte, welches sich durch Tugend und Tapferkeit erringen ließ, machte mit frohem Herzen die Anstalten zu seiner Ab-

reise. Nichts war vermögend seine Glückseligkeit zu vermindern, als der Gedanke an Richarden, und die Ungewißheit in Ansehung seines Schicksals, in welcher er Europa verlassen mußte. — Er wollte den Ritter von Stauffen bereden, zurück zu bleiben, und Erkundigung seinetwegen einzuziehen; aber Konrad schüttelte den Kopf, und meinte, Richard hätte seinen Blondel, der ihn schon wieder finden würde, und ihm wäre sein Walter theurer, als alle Könige von England, welche je gelebt hätten, und noch leben würden. Ich liebe deinen Bruder von Herzen, setzte er hinzu, aber es ist mir unmöglich dich um seinetwillen zu verlassen. Der Pabst mag sagen was er will, so dünkt mich deine Aufnahme in Palästina noch immer zweifelhaft. Wer weiß, ob der, dem wir deine Briefe an die Belforte zu bestellen gaben, sie überliefert hat. Eine Nachricht haben wir nicht von ihnen erhalten, und es ist möglich, daß ich im gelobten Lande der einzige Freund bin, auf den du dich verlassen kannst, und den du also nicht von dir treiben darfst.

Walter umarmte den Ritter von fester Treue, und schwur, sich Lebenslang nicht von ihm zu trennen. — Und ich, erwiederte der andere, verlasse dich auch im Tode nicht, denke an dieses Wort, und traue darauf wie auf den Eid, den ich zur Fahne des Kreuzes geschworen habe.

Die beyden Freunde verwechselten ihre Mönchstracht mit dem Tempelherrnkleide, welches ihnen der Pabst wieder zu tragen vergönnte, und traten ihre Reise an. — Glücklich war ihre Fahrt. Keine Rache, kein Fluch verfolgte den Pfad dieser Helden; der unglückliche Richard, an dessen Schwerte so manches un-

schuldige Blut klebte, bebte bey seiner letzten Reise nach Europa, vor jedem stürmischen Winde, und glaubte, in ihm die Stimme des Rächers zu hören. Sie, fromm und untadelhaft wie die ersten Bekenner des Christenthums, hätten vor keinen Sturm gezittert; aber die Stürme schienen vor ihnen zu fliehen. Sanft und schnell trugen die Wellen das Schiff, das die Lieblinge des Himmels enthielt, an die Ufer, wo Walter wähnte, in Zukunft lauter Freuden einzuernten, und das Konrad zwar mit etwas geringern Hoffnungen, aber doch auch ohne Furcht betrat.

Der Hafen zu Joppe, wo sie landeten, war voller Schiffe, welche auf den ersten günstigen Wind zu warten schienen, um nach Europa zu segeln. — Die Ritter fragten nach den Namen der Reisenden, und man sagte ihnen, daß die Tempelherren im Begriff wären, eine große Gesandtschaft nach Europa zu schicken, um sich von da einen Großmeister zu holen, weil der vorige, der fast durchgängig gehaßte Terrikus, vor einigen Monaten nach einer langwierigen Krankheit gestorben wäre. — Waltern schlug das Herz voller Ahndungen hoch in die Höhe, er sahe Konraden an, welcher mit ihm einerley Gedanken zu haben schien, und seinen Blick, mit einem Auge voll entzückender Freude beantwortete. Sie hatten keine Zeit sich ihre Muthmaßungen zu entdecken, denn in dem Augenblicke stürzte einer der Belforte hervor, welcher die Aufsicht bey den Schiffen hatte, und Waltern erstes Blicks erkannte. O Ritter von Montbarry! schrie er, indem er ihn fest in seine Arme drückte, o unser Großmeister! Willkommen! willkommen! Wiederbringer der ersten glücklichen Zeiten unsers Ordens! Erlaubt, daß ich

euch zuerst mit dem theuren Namen begrüße, welchen euch bald der ganze Orden beylegen wird. Euch aus dem Kloster abzuholen, in welches euch die Bosheit eurer Feinde brachte, euch im Triumph als unser Oberhaupt abzuholen, steht diese Flotte bereit, und ihr kommt selbst euch euren Rittern darzustellen? so unverhofft? so unerwartet?

Man sagt, daß wahre hohe Freude uns stumm, oder zu den größten Rednern macht, daß Letzte traf bey Ritter Belforten ein, seine Worte strömten unaufhaltsam dahin, seiner Umarmungen und seiner Freudensbezeugungen, gegen die beyden Ankommenden war kein Ende, und das umstehende Volk, welches gar bald den Namen der Ankommenden erfuhr, und das unsere Ritter zum Theil auch kannte, machte das Chor zu Belforts Jubeltönen, und rief zu wiederholten Mahlen: Heil dem großen, dem guten Walter von Montbarry! dem Ritter von geprüfter Tugend! dem würdigen Großmeister der Tempelherren!

Man weiß, wie geschwind zur Zeit der Freude die Stunden entfliehen. Walter und Konrad hatten sich nebst Belforten dem Getümmel entrissen, um die Nachricht, welche sie so angenehm überraschte, in besserer Ordnung zu vernehmen; aber sie hatten kaum den Anfang derselben vernommen, als schon das Geschrey kam, daß die Tempelherren, denen man Walters Ankunft nach Joppe gemeldet hatte, sich nahten, ihren geliebten, allgemein erwählten Großmeister einzuholen. Walter gieng ihnen entgegen, und der Jubel, den der Anblick des großen edeln Mannes erregte, ist unmöglich zu beschreiben. — Ich weiß nicht, ob meine Leser jemahls einen Tag großer allgemeiner Freude erlebt haben, da

Tausende sich bestrebten, einen Einzigen zu ehren, Tausende über Einen jauchzten, und in ihm die Erfüllung ihrer entferntesten Hoffnungen zu sehen glaubten. Haben sie je so einen großen himmlischen Tag erlebt, so können sie sich ein Bild von der Einholung unsers Walters nach Joppe machen, ob es gleich schwerlich die Stärke des Urbildes haben wird; denn nie ist wohl ein Mann mit so viel Recht geehrt worden, nie haben sich wohl einem Einzigen alle Herzen mit so viel Wahrheit und Aufrichtigkeit zu Füßen gelegt, als unserm Walter.

Walter ertrug die schnelle Wendung seines Glücks wie große Seelen Glück ertragen; er blieb sich immer gleich, er fühlte seine innere Würde, welche den höchsten irdischen Rang verdiente, und ihm denselben nichts Fremdes oder Unerwartetes hätte seyn lassen, er fühlte sie, ohne stolz zu seyn, er war leutselig, freundlich, herablassend wie er allemahl war, ohne seinem Stande etwas zu vergeben. Seine Freude über seine Erhöhung war ruhige Heiterkeit, welche oft durch einen kleinen Anstrich von Kummer umwölbt ward, wenn — wenn er an Mathilden dachte. — Seine Hoffnung, sie zu besitzen, beruhte auf der Trennung von denen, welche ihm so auszeichnende Proben ihrer Liebe und Achtung gaben. Er mußte aufhören Großmeister der Tempelherren zu seyn, wenn er Mathildens Gemahl werden wollte. — Mancher Kampf entstand hierüber in seinem Innersten; aber es war nichts weiter nöthig, denselben zu entscheiden, als Mathildens Anblick.

Isabelle, die verwittwete Herzogin von Montferrat, welche den eiteln Titel einer Königin von Jeru-

salem, den sie bey Lebzeiten des Konrads ihres Gemahls führen mußte, seit seinem Tode gar abgelegt hatte, kam des andern Tages nach Walters Erscheinung zu Joppe an, um sich seinem Schutze zu empfehlen. Sie fand die Aufnahme, welche ihr Stand fodern konnte, und sie belohnte Walters freundschaftliches Betragen damit, daß sie ihm Lady Klifford vorstellte, welche sich gegenwärtig bey ihr aufhielt.

Saladin war todt, Nureddin hatte schon damahls als er noch lebte, oft nur gar zu deutlich sehen lassen, daß er Augen für Mathildens Reize habe. Seine Gemahlin Zoe machte sich vielleicht von seiner Bewunderung ihrer Freundin noch größere Vorstellungen als sie Ursache hatte. Mathildens Tugend war streng, und ihre Freundschaft empfindlich, sie konnte so wenig den Schein einer gesetzlosen Liebe, als den geringsten Schatten von Eifersucht, und falschen Verdacht leiden. — Saladin merkte dieses, er fühlte, daß das Ende seines Lebens herannahte, und er ließ Mathilden vor sich kommen, um noch vor seinem Tode für ihre Sicherheit zu sorgen. — Mathilde! sagte er, du, die du mir so lieb, oft lieber warst als Zoe und Nureddin, ich sterbe, ich gehe hin zu dem Gott, den du und Walter verehren, und den Odos Tod mich kennen lehrte; ich fühle das Glück, die Welt zu verlassen so lebhaft, daß ich wünschte, euch alle, die ich liebe, mit mir dahin nehmen zu können wo ich seyn werde. Aber dieß ist umsonst, ihr bleibt zurück. Du, Walter, Zoe und Nureddin bleiben zurück! Für dich, meine Tochter! ist nach meinem Tode keine Ruhe und Sicherheit mehr in Damaskus. — Weiche der Schwachheit Nureddins und deiner Freundin; gehe wieder zu

deinen Glaubensgenossen; geh und nimm den Segen dessen mit dir, der dich väterlich liebte; theile ihn mit Waltern, wenn du ihn wieder siehst, und sage Richarden, daß ich den kenne, der mich aus den Händen des wüthenden Herzogs von Burgund rettete. Wenn wir uns wiedersehen, werden wir alle Freunde seyn, Christen und Sarazenen, alle, alle vor einem Gott stehen! O! des großen, des herrlichen Tages!

Saladin war zu schwach um diese abgebrochenen Reden zu verlängern, er drang in die weinende Mathilde, ihn zu verlassen! Sie küßte seine starrenden Hände, und umarmte Zoen und Remigien, welche die Eifersucht der Prinzessin insgeheim genährt hatte, und nun über Mathildens Abschied triumphirte. Saladin hatte Befehl gegeben, sie mit einer sichern Begleitung nach Tyrus zu bringen, wo sie selbst hin verlangte. Die verwittwete Fürstin von Tyrus, Isabelle, war die einzige christliche Dame, bey welcher sie jetzt sich mit Anstand und Sicherheit aufhalten konnte. Isabelle, eine Person von alltäglichem Charakter, gut bey Tugendhaften, leichtsinnig mit den Leichtsinnigen, und nie ganz böse in der Gesellschaft von Lasterhaften, nahm sie freundlich auf, und hatte sie nun in der Zeit, da sie bey ihr gelebt hatte, so lieb gewonnen, daß sie sich ungern von ihr trennte. Mathilde hatte sich von Saladins reichen Geschenken ein Landhaus, das ihrem Stande gemäß war, in der Gegend von Joppe gekauft; die Herzogin von Montferrat verließ gern glänzendere Orte, um die süße Einsamkeit zu Beautrou mit ihrer Freundin zu theilen. Hier war es, wo sie die Nachricht von Walters Wiederkunft vernahmen, und Isabelle der es gleich stark

am Herzen lag, sich dem Schutz des mächtigen Großmeisters des Tempelordens zu empfehlen, und ihre Freundin mit dem Anblicke ihres Geliebten zu erfreuen, beredete Mathilden zu der Reise nach Joppe. Walter sah seine Geliebte zuerst in voller Versammlung wieder, und der Wohlstand erfoderte, den Neigungen seines Herzens, die ihn zu ihr hinrissen, Zwang anzulegen, aber wer kann die Ausbrüche der Liebe, die Ergießungen der wärmsten Zärtlichkeit schildern, als sie sich zuerst ohne Zeugen sahen! — Walters Wahl war entschieden. Er war Mathildens Eigenthum, und gehörte seinem Orden nur noch so lange an, bis es ihm erlaubt wäre, durch die vom Pabste festgesetzte Bedingung, sich von seinem Ordensgelübde loßzumachen.

Der mit den Sarazenen getroffne Waffenstillstand war noch nicht zu Ende, und es war also unmöglich, sogleich an die Ausführung seines großen Vorhabens wider Jerusalem zu denken. Er wandte das Jahr, das noch bis dahin verlaufen mußte, dazu an, alle Hoffnungen die sich die Ritter und das Volk von ihm machten, zu erfüllen. Ordnung, Tugend und Ueberfluß herrschte unter seiner Aufsicht bey dem Orden, und Ruhe und blühender Wohlstand in den Gegenden umher. Seine Freunde kamen in den Strahlen seines Glücks empor, und auch seine Feinde, selbst sein ehemahliger Ankläger der treulose Belfort hatte nicht Ursache zu klagen. Da ihn die Brüder wegen seiner Bosheit nicht mehr unter sich leiden wollten, so brachte ihn Walter bey Richards zurückgelassenem und noch nicht zurückgerufenen Heer, auf eine Art an, die ihm das Ordenskreuz konnte vergessen machen. — Mathilde

hielt sich nebst der Herzogin von Montferrat beständig zu Beautrou auf, und obgleich Walter sich den Zwang anlegte, sie nur selten zu besuchen, so war doch er sowohl als seine Geliebte immer glücklich, bald in der Erwartung, bald in der Erinnerung eines solchen Besuchs, und bald in den entzückenden Vorstellungen von einer Zukunft, in welcher nichts vermögend seyn sollte, sie zu trennen, und an welche beyde einen gleich starken Glauben hatten. — Walter hatte nicht sobald die Angelegenheiten seines neuen Standes in Ordnung gebracht, und ruhigere Stunden gaben ihm nicht sobald Muse zu andern Gedanken als Richards Andenken, das ihm bisher am meisten in schlaflosen Nächten, oder unruhigen Träumen hatte beschäftigen können, unaufhörlich vor seiner Seele schwebte. Seine Besorgnisse wurden durch die Unruhe erschwert, mit welcher die zurückgelassenen Völker des Königs von England die Nachrichten von ihrem Herrn erwarteten, welche von einer Zeit zur andern ausblieben. Aber recht als wenn das Glück, das sich bisher so stiefmütterlich gegen ihn erwiesen hatte, ihm auf einmahl in allem günstig seyn, und jede Besorgniß aus dem Wege räumen wollte, welche seine Heiterkeit trüben konnte, so kam, als er es am wenigsten vermuthete, ein Schiff mit Briefen von Richard und Blondel an, in welchen meine Leser selbst die Spuren von demjenigen suchen mögen, wornach sie neugierig seyn müssen, wenn Richards Schicksal sie nur ein wenig interessirt hat.

„Freue dich, mein Walter! unser Richard ist gerettet, er befindet sich gegenwärtig wieder in den Armen seiner Mutter; seine Feinde sind gedemüthigt, und sein Volk im Besitz seines guten Königs so glücklich

als jemahls. Die schreckliche Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, das Glück ihn zu retten, welches der Himmel mir aufbehalten hatte, und dessen ich mich Zeitlebens rühmen werde, alles dieses erfährst du aus unserm eignen Munde. Ein Gelübde, das ich und mein königlicher Freund thaten, als noch Mauern uns trennten, und wenig Hoffnung für mich übrig war, den wiederzusehen, dessen Stimme ich nur hören, und mich durch dieselbe an vorige glückliche Zeiten erinnern konnte, ein Gelübde nöthigt uns dahin zu kommen wo du jetzt lebst, und wohin uns der bloße Gedanke an dich, ohne Beyhülfe der Andacht treiben würde. Siehe künftige Ostern deinem Richard und Blondel entgegen, welche dich noch weit lieber Grafen von Anjou als Großmeister des Tempelordens, der du jetzt seyn sollst, nennen mögten. — Befiehl deine Schicksale und die Unternehmungen der Freundschaft dem Himmel."

Blondel.

Walter war entzückt über die Nachricht von seinen Freunden und über die Hoffnung sie bald wieder zu sehen. — Richards Brief enthielt nicht viel mehr als Blondels; eben die räthselhaften Ausdrücke wegen seines bisherigen Schicksals, und eben die Hoffnung des Wiedersehens. — Wegen der Grafschaft Anjou sprach Richard etwas umständlicher; seine Nachrichten stimmten völlig mit denen überein, die er aus Pabst Cölestins Munde gehört hatte. Walter trauerte, daß sich sein Bruder noch so viel Mühe gab, ihm den Besitz eines Landes zu verschaffen, auf welches er längst Verzicht gethan hatte. — Er eilte, ihm seine Gedanken über diesen Gegenstand, und seine gegenwärtigen Aussichten

sichten

sichten und Hoffnungen zuzuschreiben, um dadurch dem Blutvergießen zu steuern, welches diese unmögliche Sache bereits angerichtet hatte. — Richard foderte einen Theil seiner Völker zurück, welchem Walter die Ueberbringung seiner Briefe überließ, indessen die übrigen Engländer in Palästina blieben, und von Richarden Befehl erhielten, bis zu seiner Ankunft den Großmeister der Tempelherren für ihren Anführer zu erkennen.

Waltern war diese Verstärkung seiner Macht nicht unangenehm, sie war die einzige auswärtige Hülfe, deren sich sein Orden jetzt rühmen konnte. Von den Völkern des Kaisers und des Königs von Frankreich, war schon längst kein Mann mehr im heiligen Lande. Der Fürst von Antiochien und Graf Philipp von Flandern hielten sich in der Entfernung, sie scheuten und neideten Walters Glück, und konnten den Anblick dessen nicht ertragen, den sie ehemahls vergeblich zu stürzen suchten. Auch sehnten sich die Tempelherren nicht nach ihrem verrätherischen Beystand. Gleichwohl gieng die Zeit des Waffenstillstandes zu Ende. Die Sarazenen fiengen bereits mit kleinen Feindseligkeiten an, ihr Verlangen nach Größern zu bezeigen, und Waltern konnte also der Zuwachs seiner Völker nicht anders als erwünscht seyn. — Mathilde zitterte, wenn sie dachte, daß sich nun der große Zeitpunkt nahte, welcher ihr und Walters Schicksal entscheiden sollte. Walter war voll großer Hoffnungen. Und Konrad schwieg, aber er hätte es lieber gesehen wenn sein Freund Großmeister geblieben wäre, und auf den Thron von Jerusalem Verzicht gethan hätte.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Falsches Lächeln des Glücks.

Walters Charakter war ganz Redlichkeit und Offenherzigkeit; es war ihm unmöglich verdeckt zu handeln, und denen, mit welchen er in genauer Verbindung stand, und denen er einigermaßen Rechenschaft von seinem Thun und Lassen schuldig war, seine Absichten zu verhehlen. Diese Gesinnungen machten ihn geneigt seinen Rittern gleich in den ersten Tagen seiner Erwählung, die Dispensation des Pabsts von dem Gelübde, und die mit derselben verknüpfte Bedingung zu entdecken. Der Ritter von Stauffen, welcher sonst, wie wir oft gesehen haben, das Herz immer auf der Zunge hatte, und so ein großer Feind der Verstellung war, als irgend einer, war wider alles Vermuthen hierinnen nicht eines Sinnes mit Waltern. Warum, sagte er, willst du vor der Zeit eine Sache entdecken, die noch auf lauter Ungewißheiten beruht? Eine solche Entdeckung könnte dir die größten Hindernisse bey Erreichung deines Endzwecks in den Weg werfen; deine Feinde würden dir entgegenarbeiten, und deine Freunde würden sich vor der Zeit über den Verlust ihres Großmeisters

grämen, und mit Furcht einer Sache entgegen sehen, welche vielleicht nie zu Stande kommt. Nie zu Stande kommt? fragte der Großmeister, kannst du das deinem Freunde wünschen? — Warum sollte ich nicht? erwiederte Konrad, bist du nicht glücklich in dem Stande, in dem du dich gegenwärtig befindest? Brauchst du eine Krone, um alle deine Wünsche befriedigt zu sehen? Gott weiß, sagte Walter, daß mein Herz nie nach irdischer Hoheit strebte. Mathilde, Mathilde allein ist es, die meine Wünsche erweitert, und doch würde ich das kleinste Glück an ihrer Seite dem glänzendsten Throne vorziehen, wenn es dem heiligen Vater nicht gefallen hätte, die Besitzung der Krone von Jerusalem, zur einzigen Bedingung zu machen, unter welcher ich meines Gelübds entlassen seyn sollte. — O, dieser Cölestin! fuhr Konrad nach einigem Nachdenken fort, verkauft dir deine Freyheit zu theuer; er will erst alle deine Kräfte zum Besten der Christenheit nützen, will dich allen Anfällen der Kabale, allen den tausend unübersteiglichen Hindernissen Preiß geben, die dir bevorstehen, ehe er dir Ruhe gönnt, eine Ruhe, die du vielleicht eher im Grabe als auf dem Thron zu Jerusalem finden wirst. — Und ist die Hoffnung auf Mathilden, selbst wenn sie unerfüllt bleibt, nicht Schadloshaltung für die größten Beschwerden, selbst für die Aufopferung meines Lebens? fragte Walter. — Ja, diese Mathilde! sagte Konrad, ich wollte du hättest sie nie gekannt, oder sie wäre bereits in jener Welt, wohin Ritter unsers Gleichen allein die Erfüllung ihrer Hoffnungen setzen sollten; ihr Andenken würde dir denn so wenig an Erfüllung deiner Pflichten, und an Genuß des Glücks das dir beschieden ist, hin=

hinderlich seyn, als mir der Gedanke an die schöne Rosemunde. — Walter lachte über die sonderbaren Vorstellungen, welche der geistliche Ritter von Glück und Liebe hatte, und wollte nicht weiter über diesen Gegenstand mit ihm sprechen, von welchem er so schlechte Einsichten hatte. Sie kamen wieder auf den ersten Inhalt ihres Gesprächs, die Geheimhaltung von Walters Absichten. Ritter Konrad, welcher sahe, daß seine Meinung nicht hinlänglich war, Waltern von einem unüberlegten Schritte abzuhalten, bestand darauf, die Belforte mit in ihrem Rath zu ziehen, und ihr Urtheil, welchen Walter versprochen hatte sich zu unterwerfen, lief einhellig darauf hinaus, daß man zur Zeit noch schweigen, und die Ritter nicht zu zeitig mit dem Gedanken von dem Verlust ihres Großmeisters schrecken müßte. — Dieser Schluß war die Ursache, daß noch damahls, als man schon von neuen anfieng sich wider die Sarazenen zu rüsten, niemand bey dem Orden, als die neun Ritter und Konrad von Stauffen, etwas von Walters wahren Absichten wußte.

Vielleicht hätten dieselben noch länger verborgen bleiben können, wenn Walter gewollt hätte, und wenn nicht ein sonderbarer Zufall sie auf einmahl entdeckt, und ihnen den allgemeinen Beyfall der Tempelherren, und der ganzen orientalischen Christenheit, einige wenige von Walters Feinden ausgenommen, verschafft hätte.

Der Waffenstillstand war nun völlig zu Ende. Christen und Sarazenen giengen wieder unaufhaltsam gegen einander los. Walter mit seinen Rittern, und Richards Engländer thaten Wunder. Ueberall siegten die Christen, im offnen Felde und bey Belagerungen. Sopho-

ra, Cäsarea, Neapel, Nazareth, Belfort, und eine Menge andre wichtige Plätze, welche die Sarazenen bisher besessen hatten, selbst Damiate, nach Jerusalem die wichtigste von allen Städten in Palästina, waren in den Händen der Christen. — Nichts fehlte nun als vor Jerusalem selbst zu rücken, und den letzten Streich zu wagen. Man nahte sich der heiligen Stadt immer mehr und mehr, und Walter schlug sein furchtbares Lager in der Gegend von Bethanien auf. Er wünschte nichts mehr, als vor der Ankunft seines Bruders Richard, welcher man nun fast täglich entgegen sehen konnte, sein großes Vorhaben zu Stande gebracht zu haben, und ihn als König von Jerusalem empfangen zu können. — Er stand auf dem Punkte, seinen Rittern seine eigentliche Absicht, welche sich nun nicht mehr verhehlen ließ, zu offenbaren, als eben der oben erwähnte Zufall dieser Entdeckung zu Hülfe kam.

Man fand eines Morgens im ganzen Lager eine Menge Zettel gleiches Inhalts ausgestreut, welche man mit Verwunderung las, ohne errathen zu können, durch welches Wunder sie aus der versperrten Stadt hieher gekommen waren. — Man brachte unterschiedliche derselben in die Versammlung der Tempelherren, wo der Großmeister eben anfangen wollte, das Geheimniß zu entdecken, welches er auf Anrathen seiner Freunde so lang verschwiegen hatte. —

Walter las und erstaunte, seine Freunde lasen auch und bestanden darauf, daß eine Nachricht von solcher Wichtigkeit, welche zu ihrem gegenwärtigen Vorhaben so dienlich war, öffentlich verlesen werden sollte. Walter willigte ein, und Konrad als Ordensmarschall las folgendes:

Die Einwohner von Jerusalem an die Tempelherren.

Ehrwürdiger Großmeister des Tempelordens, und ihr heilige tapfere Ritter, unsre Beschützer. Daß ihr Besitzer des ganzen Landes rund umher seyd, und daß ihr euch nun gefaßt macht, eure siegreichen Waffen wider die heilige Stadt zu kehren, ist uns nicht unbekannt, und wir segnen eure Bemühungen. Aber ewig leid seyn müßte es uns, wenn wir die Sklaverey der Sarazenen, welche der große Saladin und sein Nachfolger mehr als leidlich gemacht haben, nur darum verlassen sollten, um die Regierung der Balduine, und der Sybillen wieder in Jerusalem aufleben zu sehen. Wir wollen keinen König haben, als den wir uns selbst wählen, jetzt wählen, da es noch in unserer Macht steht, ob wir uns auf die Seite der Sarazenen schlagen, und dadurch alle eure Bemühungen vereiteln, oder unsere Schwerter wider sie kehren, und euch die Eroberung von Jerusalem erleichtern wollen. —

Unsere Krone soll weder einen schwachsinnigen Veit, noch einen weiblichen Herfrand, von welchen man nie eine kühne Heldenthat hörte, zu Theil werden. — Auch verwerfen wir den heimtückischen Fürsten von Antiochien, und den boshaften Philipp von Flandern, und alle Fürsten ihrer Art, welche etwa nach dem Scepter des heiligen Landes gelüsten, und uns in eine härtere Dienstbarkeit bringen mögten, als unter welcher wir jetzt seufzen. Unsere Wahl ist auf einen Helden gefallen, den wir uns von euch, heilige und tapfre Ritter des Tempels, zu unserm Könige erbitten. Ueberlaßt uns euren Großmeister, den

großen Walter von Montbarry zu unserm Beherrscher und erzeigt uns durch dieses Geschenk eine größere Wohlthat, als alles, was ihr für uns thun könnet, seyn würde. Er wird unser verfallnes Glück wieder empor bringen, er wird uns vor unsern Feinden schützen, und alle diejenigen von seinem Thron entfernen, welche wir hassen, und unter welche wir vornähmlich den boshaften Heraklius, unsern ehemahligen Patriarchen rechnen, dessen geistlicher Tyranney wir uns nie wieder unterwerfen, sondern seine Stelle mit einem Würdigern besetzen wollen, auf dessen Wahl wir bereits bedacht sind.

Ueberlegt, ehrwürdige Tempelherren, unser Begehren, und seyd unsere Vorbitter bey eurem edeln Großmeister, unserm künftigen Könige. Ihr habt nichts weiter zu thun, als hierinnen einen Schluß zu fassen, und sollte es in euren geheimsten Versammlungen seyn. Wir sind so gut mit Kundschaften versehen, daß wir von allem unterrichtet sind was in eurem Lager vorgeht. — Euch zu beweisen, daß dieses die durchgängige wahre unveränderliche Meinung aller Einwohner von Jerusalem ist, und euch allen Verdacht einiges Betrugs zu benehmen, würde vielleicht die Unterschrift unserer Aeltesten und Oberhäupter, welche vielen von euch bekannt ist, hinlänglich seyn; aber wir wollen euch, ein noch mehr in die Augen fallendes Zeichen der Wahrheit geben. — Unter dem Vorwande eines Fests, haben wir Erlaubniß erhalten, unsere Mauern und Thürme mit grünen Zweigen zu krönen. Kommt, und seht diese Sinnbilder unserer Hoffnung auf eure Hülfe, und auf unsern künftigen Beschützer, den großen, tapfern, frommen, edeln Wal-

ter von Montbarry, dem wir hiermit nochmahls den Namen unsers Königs geben.

O Hand der Vorsicht! sprach Konrad bey sich selbst, als er zu Ende gelesen hatte! wer kann dir widerstehen? Ich unterwerfe mich dir, und höre auf, mich einem Vorhaben zu widersetzen, das mir, ich weiß kaum selbst warum, zuwider war, und das nun so augenscheinlich vom Himmel begünstigt wird.

Der Großmeister schwieg, und erwog mit Erstaunen die seltsam zusammentreffenden Umstände, die ihn zum Thron von Jerusalem hinrissen. Und unter den Rittern erhob sich ein tiefes Gemurmel, welches bald in den einhelligen Schluß ausbrach, man müsse die Bitte der Einwohner von Jerusalem eingehen, man müsse den Großmeister zu Annehmung der Krone bewegen, und bedenken, daß sein Verlust dem Orden reichlich durch den Vortheil ersetzt werden würde, den er ihm auf dem Throne von Palästina verschaffen könne.

Walter beantwortete den Vortrag seiner Ritter mit einer offenherzigen Erzählung aller Umstände, welche mit dieser seltsamen Wendung seines Schicksals zusammen trafen. Er zeigte ihnen die Dispensation des Pabstes, die er auf diesen Fall erhalten hatte, er wiederhohlte ihnen Cölestins Worte, die er beym Abschiede zu ihm sagte, und verschwieg ihnen auch nichts von den letzten Reden des alten Robert Burgundio, welche durch den Erfolg das volle Ansehen einer Prophezeihung erhalten hatten. — Die Tempelherren kamen darinnen alle mit einander überein, daß diese einzelnen unverabredeten, unvorhergesehnen Umstände ein so wundernswürdiges Ganzes ausmachten, daß der Finger Gottes darinnen nicht zu ver-

kennen sey. — Sich widersetzen, sagten sie, würde Gottlosigkeit, und am glücklichen Ausgange zweifeln, furchtsame Blödigkeit seyn. Walter ward auf dem Fall, daß alles so glückte wie man gewiß hoffte, von dem ganzen Kapitel seines Gelübdes und seines Amts entlassen, und es ward ihm nicht schwer den Ritter von Staufen in seinen alsdenn erledigten Platz einzusetzen. — Konrad war von allen Rittern geliebt, sie gaben ihm vorläufig den Handschlag der Treue, und schwuren, daß ihnen nach Waltern niemand lieber zum Großmeister seyn sollte, als der Ritter von fester Treue, der edle Konrad von Staufen.

Einmüthig ohne allen Widerspruch ward dieser Schluß gefaßt; man gieng auseinander, und gelobte die heiligste Verschwiegenheit in Ansehung dessen, was beschlossen war, damit keine Verrätherey ihre Absichten vereiteln könnte. Die ausgestreuten Zettel wurden gesammelt, und sorgfältig unterdrückt. Das Volk, in dessen Hände unterschiedliche derselben gekommen waren, war bereit Waltern, der allgemein geliebt wurde, den Namen seines Königs zuzurufen; aber sein Mißfallen, das er bezeugte, legte ihm Stillschweigen auf, und jedermann unterwarf sich dem Geboth, nichts wieder von dieser Sache zu erwähnen, bis man von Jerusalem zurück käme. Das Lager ward noch dieses Tages aufgehoben, und dicht vor der heiligen Stadt aufgeschlagen. Die grün bekränzten Thürme und Mauern bestätigten den Inhalt der Briefe, die man des Morgens gelesen hatte, und erfüllten die Herzen Walters und seiner Freunde mit ahndender Freude.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Der große entscheidende Tag naht heran, und Walters beyde Freunde erscheinen, bey demselben gegenwärtig zu seyn.

Die Herzogin von Montferrat, Isabelle, hatte sich wieder mit ihrem Gemahl vereinigt, von welchem sie sich ehemahls um des Fürsten von Tyrus, Konrads von Montferrat willen, trennen mußte.

Die Erneuerung dieser Verbindung ward allgemein als ein Merkmahl angesehen, daß Sybillens Tochter noch nicht alle Hoffnung auf den Thron zu Jerusalem aufgegeben habe, und daß sie sich darum von neuem mit Graf Herfranden verbände, damit sie an der Hand eines Gemahls desto leichter ihre Absichten erreichen könnte. Herfrand war gar nicht der Mann der ihre Ansprüche geltend machen konnte; nie hatte man eine kühne Heldenthat von ihm gehört, wie sich die Bürger zu Jerusalem in ihrem Briefe sehr passend ausdrückten, gleichwohl fürchtete man heimlich, es mögte ihm dennoch glücken, man sprach davon, es könne und würde geschehen, und dieses

Gerücht war es vielleicht, was den Hauptanlaß zu der Erklärung gegeben hatte, mit welchem sich die Einwohner der heiligen Stadt an die Tempelherren wandten.

Isabelle hatte nicht das mindeste Recht auf die Krone von Palästina, sie war Sybillens Tochter; Sybille war Balduins Gemahlin gewesen; Isabellens Vater war Amalrich, zwar auch ein König von Jerusalem, und einer von Balduins Vorgängern, aber hieraus sich als Erbin des Throns zu legitimiren, würde eine schwere Sache, und bey dem Widerwillen, den das Volk vor ihr und Herfranden, und allem, was die Sybillen und Balduine angieng, bezeugte, fast unmöglich gewesen seyn.

Isabelle verließ Beautrou, wo sie bisher mit Mathilden gelebt hatte, um sich mit ihrem wieder angenommenen Gemahl nach Antiochien zu dem dasigen Fürsten, und Graf Philippen von Flandern zu wenden, und daselbst entweder fehlgeschlagene Entwürfe zu beweinen, oder neue zu schmieden. — Lady Klifford wandte sich nach ihrem Abschied zu ihrer Stiefmutter, Graf Raimunds hinterlassener Gemahlin, bey welcher sie jetzt in Sicherheit leben konnte, und welche sich nach ihres Gemahls Tode, mit ihren übrigen Kindern auf einem Schlosse nicht weit von Jerusalem aufhielt. — Die Gräfin von Tripoli liebte ihre Tochter, sie liebte auch Waltern, und sahe ihn als ihren künftigen Eidam an; mit Entzücken sah sie dem Zeitpunkte entgegen, der diese beyden Liebenden auf ewig vereinigen, und ihr in Mathilden nicht nur die Gattin des geliebten Walters, sondern auch die glorreiche Königin von Jerusalem zeigen sollte.

Das Schloß der Gräfin von Tripoli war so gelegen, daß Walter fast am Ende eines jeden Tages, seiner Geliebten persönlich Nachricht von seinen Operationen wider Jerusalem geben konnte. Die Stadt war immer enger eingeschlossen, man wagte anfangs kleine Stürme, und sah aus der Art der Vertheidigung, daß die Macht der Sarazenen nicht von den Bürgern der Stadt unterstützt würde. — Der Tag, an welchem der Hauptsturm gewagt werden, der große Tag, der entscheiden mußte, ob Walter König von Jerusalem werden, oder auf ewig auf Mathildens Hand Verzicht thun sollte, war festgesetzt.

Walter, der jetzt, da alle seine Ritter um seine Verfassung wußten und sie billigten, weit freyer mit Lady Klifford umgehen durfte als zuvor, eilte, um ihr selbst den großen Tag der Entscheidung kund zu machen; aber er kam diesesmahl nicht so wie er sonst gewohnt war allein, sondern er brachte zwey Fremde mit, welche Mathilde erstes Blicks für diejenigen erkannte, die sie waren.

Richard und Blondel, welche um desto geheimer nach Palästina zu kommen ihren Weg aus Europa nur mit einem einzigen Schiffe angetreten hatten, waren zu Joppe angelangt. Unvermerkt und ohne Meldung ihrer Namen waren sie in das Lager von Jerusalem gekommen, und hatten Waltern eben so überrascht als Mathilde jetzt durch ihren Anblick überrascht ward.

Niemand schmeckte bey diesem Besuche die Freuden des Wiedersehens in vollerem Maße als Blondel, er, dessen Herz so sehr an der Freundin seiner Jugend, an Mathilden hieng als jemahls, er, der sie,

den Gegenstand der heißesten enthusiastischen Liebe, welche je ein Minstrel fühlte, in so langer Zeit nicht gesehen hatte. Er wußte den Grad seiner Liebe für Mathilden meisterlich zu bergen; Walters Geliebte ahndete nichts davon, und begegnete ihm also mit der vollen unschuldigen Vertraulichkeit, die ein Bruder von ihr hätte erwarten können. Walter und Richard, ungeachtet sie Blondels ganzes Herz kannten, es besser kannten als Mathilde, fühlten keine Eifersucht, und er, welchem die größern Rechte seiner Freunde auf die Dame seines Herzens bekannt waren, er, dessen Liebe tugendhaft und rein war wie die Liebe eines Engels, überhob sich nicht wegen Mathildens Gunstbezeugungen, neidete Waltern nicht wegen seines größern Glücks, und fühlte sich so selig, als je ein Minstrel in einer idealischen Liebe gewesen war. — Richard ward mit mehrerer Zurückhaltung von Mathilden empfangen; sie kannte die Liebe die er für sie fühlte, sie erinnerte sich der Ansprüche die ihm Walter einst unter den schrecklichsten Bedingungen, die sie sich denken konnte, auf sie gegeben hatte, und der Anblick des rosenfarbnen Schleyers, von welchem noch einige verblichene Ueberbleibsel um seine Rüstung geschlungen waren, goß ein ahndendes Zittern durch ihr Innerstes. — Walter merkte die Bestürzung seiner Geliebten, und fühlte in dem nämlichen Augenblicke etwas Aehnliches, doch machte die Heiterkeit, welche jetzt sein gewöhnlicher Gemüthszustand war, daß er bald alle unangenehme Vorstellungen aus dem Sinne schlug, und um bey Mathilden gleichfalls alle traurigen Gedanken zu verdrängen, so bald als möglich

Blondeln veranlaßte, die Geschichte von der Befreyung des Königs von England zu erzählen, welche er versprochen hatte, ihm in Mathildens Gegenwart zu geben.

Walter setzte sich an die Seite seiner reizenden Braut, Richard ihnen gegenüber, und Blondel, welcher neben ihm seinen Platz genommen hatte, fieng folgendermaßen an.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Geschichte von Richard Löwenherz, und seinem Freund Blondel.

Wo soll ich die Geschichte beginnen, die meinem Herzen ewig unvergeßlich seyn wird, die Geschichte, von welcher ich wünschte, daß sie durch Minstrels künftiger Zeiten verewigt, und bey jedem Königsmahle zum Andenken des Helden, der den Löwen ohne Schwert überwand, und des Dichters, der durch den Ton seiner Harfe den Helden aus dem Kerker zaubern konnte, gesungen werden mögte! Verzeiht, meine Freunde, daß Blondel so kühn ist, sich an Richards Seite zu setzen; uns Dichtern ist der Trieb nach ewigen Nachruhm angebohren, und wo können wir denselben sicherer erlangen, als wenn wir uns dicht an einen Helden anschließen und auf diese Art unsern Namen der Vergessenheit entreißen. — Blondel begleitete diese Worte mit einem schalkhaften Blick, Richard, welcher den Ton der Schmeicheley nicht an seinem Freunde gewohnt war, und ihn auch nie würde geduldet haben, übersah die ganze Rede als einen Scherz, und Blondel fuhr fort. Indessen war es doch nicht die Begierde nach Ruhm, sondern heiße innige Freundschaft und die Unmöglichkeit ohne Richarden länger

zu leben, die mich aus England trieb, und nöthigte meinen Freund in Palästina aufzusuchen, wo ich ihn nicht gefunden, und seine Rettung versäumt haben würde, wenn ich dich, mein Walter! nicht in dem Kloster zu Aquileja angetroffen hätte, und von dir zurecht gewiesen worden wäre.

Du weißt, mit welcher unvorsichtigen Eile ich dich und Konraden verließ, ohne zu bedenken, daß ihr mir vielleicht nähere Nachrichten hättet geben können, ohne welche ich nur aufs Ungewisse herumirrte, und den Zweck verfehlte, den ich weit leichter erreicht haben würde, wenn ich nur das Eine gewußt hätte, in was für Feindschaft unser Richard in Palästina mit Herzog Leopolden von Oesterreich gelebt hatten, und wie wahrscheinlich es war, daß dieser boshafte Fürst keine Gelegenheit sich zu rächen aus der Hand lassen würde.

Ja, Herzog Leopold war es, in dessen Landen ich unsern Freund hätte suchen sollen, und ihr sollt gleich hören, auf was für Art er in seine Gewalt kam. —

Richard, uneingedenk, daß etwas mehr als ein Pilgerkleid dazu gehöre, einen König vor den Blicken seiner Feinde zu verstecken, betrat die Länder Leopolds ohne die mindeste Vorsicht. Er war kühn genug, sich seiner Hauptstadt zu nähern, und trieb endlich seine Unbesonnenheit, wie ich sein Verfahren ohne Schonung nenne, so weit, daß er sich vornahm, vor seinen Augen zu erscheinen, und ihn in unbekannter Tracht mit der Erinnerung einiger Vorgänge im gelobten Lande zu höhnen, welche Leopolden eben nicht zur Ehre gereichten.

Es

Es war Pfingsten, Herzog Leopold hielt seinen Hof zu Wien trotz einem Könige. Er suchte eine Ehre darinnen, es dem Kaiser an Pracht und Freygebigkeit zuvorzuthun. Der Geiz Kaiser Henrichs, welcher ehemahls an seinem Hochzeittage die Minstrels unbegabt abziehen ließ, war noch nicht vergessen, und Leopold machte sich eine Ehre daraus, das Gegentheil zu thun, und die Heere von Sängern und Harfnern, welche sich bey jedem gemeinen Festtage an seinem Hofe einfanden, allemahl verschwenderisch zu begaben. Zu der Zeit, als Richard nach Wien kam, hatte sich eben ein Trouverre mit einem großen Gefolge von Anhängern der fröhlichen Kunst eingefunden, um Leopolds Pfingstfeyer zu verschönern. Richard erhielt nicht sobald hiervon Nachricht, als er schickliche Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, Leopolden zu sehen, bey welchem der Zutritt nicht sogar etwas Leichtes war. Er begab sich unter die neuangekommenen Minstrels, und ward dem Herzoge am ersten Tage des Fests nebst den andern vorgestellt. Richard war zu den Geheimnissen unserer Kunst eingeweiht, er war ein Meister im Gesang und Harfenspiel, und konnte also hoffen, die Person, welche er vorstellen wollte, glücklich zu spielen; die Minstrelstracht, welche er trug, vermehrte seine Hoffnung, Leopolden unerkannt einige derbe Wahrheiten zu sagen, aber der erste Blick den der Herzog auf ihn warf, hätte ihm schon sagen sollen, daß er in ihm etwas mehr als einen gemeinen Harfner zu sehen glaubte. — Der Gesang und das Saitenspiel hub an, ein jeder der Minstrels sang so wie die Reihe an ihn kam, sein Lied, und alles was gesungen wurde, hatte das Lob des großen, freygebi-

gen, glücklichen Herzog Leopolds, des Ueberwinders der Sarazenen und Wiederbringers der christlichen Freyheit zum Gegenstand. — Als die Reihe an unsern Harfner kam, so wußte er von diesem allen nichts zu sagen, er sang ein langes Lied von einem Herzoge, dessen Namen er nicht nannte, welcher seine Bundesgenossen bey der Belagerung von Jerusalem im Stiche ließ, und beschloß mit einem andern, von einem, der seinen Freund verleumdete, von diesem im Kampf überwunden, und mit auf die Brust gesetztem Fuße genöthigt ward, die Verleumdung zu widerrufen. — Niemand verstand den eigentlichen Sinn dieser schimpflichen Lieder als Leopold, er glühte für Unwillen, er betrachtete den kühnen Minstrel genauer, er glaubte ihn zu kennen, er untersuchte seine ganze Person, und die röthliche Binde, welche unser unvorsichtiger Freund um sein Pilgerkleid trug, und die Leopold oft um Richards Rüstung gesehen hatte, hob vollends allen Zweifel, den er wegen seiner Person hatte. Um indessen noch gewisser zu gehen, nahm er sich vor ihn noch auf zwey Proben zu stellen, welche so ausfielen, daß er den König von England unmöglich verkennen konnte.

Ihr habt wohl gesungen, Minstrel, sagte er, und ich muß euch belohnen. Er gab hierauf seinen Leuten einen Wink, und Richarden wurde ein großer goldner Pokal mit Goldstücken angefüllt, dargeboten. Der König von England erröthete, sich von seinem Feinde für die Beschimpfung, die er ihm angethan hatte, bezahlt zu sehen. Er schüttete unwillig das Gold aus, und warfs unter die Bedienten. In ein Trinkgeschirr gehört Wein! sagte er, man fülle es, und ich will es

auf den Untergang aller Verleumder und Verzagten ausleeren. Richard trank, und schenkte den Pokal dem Edelknaben der ihm zu trinken gereicht hatte. — Leopold sah ihn mit Erstaunen an; seine Vermuthung war nunmehr Gewißheit, doch konnte er sich das Vergnügen nicht versagen ihn noch auf eine Probe zu stellen, welche zugleich dazu dienen sollte, seinen Feind mit einigem Anschein des Rechts in seine Gewalt zu bringen.

Er hatte an seinem Hofe einen jungen Ritter von ausserordentlicher Größe und Stärke, welchen er so sehr liebte, daß die Meisten glaubten, die Natur verbände ihn, ein Vaterherz gegen ihn zu tragen. Wardrewe, so hieß der Jüngling, verstand die Winke des Herzogs von Oesterreich, und war geschickt genug, seine Absichten in einem Augenblicke auszurichten. Ein Wort von Leopolden war hinreichend ihm zu sagen, was er zu thun habe.

Minstrel, redete er Richarden an, unser erhabner Herzog lobte euch vorhin, daß ihr wohl gesungen hättet, und ich, der ich mich nicht erkühnen darf, seinem Urtheil zu widersprechen, behaupte indessen nur dieses, daß ich wohl eben so gut, wohl noch besser singen will wie ihr. Gebt mir eure Harfe, und höret zu. Richard reichte dem Jüngling sein Saitenspiel, und versicherte ihn lächelnd, daß er sich vor keinen Meister in seiner Kunst ausgebe, und gern seinen höhern Talenten den Vorzug zugestehen würde.

Wardrewe sang, aber was er sang, war zu beleidigend als daß es Richard hätte kaltblütig anhören sollen. Er sang wie der König von England in geheimen Verständniß mit dem Meuchelmörder, der sich

den Alten vom Berge nannte, den frommen Herzog von Montferrat auf den Straßen seiner eignen Stadt habe ermorden lassen, und würde ohne Zweifel dieser Verleumdung noch mehrere hinzugesetzt haben, wenn es dem verstellten Minstrel möglich gewesen wäre, ihn seinen Gesang zu Ende bringen zu lassen. — Richard vergaß sich ganz und gar, er gieng auf den Sänger los, stieß ihn mit sammt der Harfe zu Boden, faßte ihn bey der Gurgel und fragte, ob er sich getraute das zu behaupten, was er gesungen hätte? — Alle Stunden erwiederte der junge Riese, indem er sich losriß, aufsprang und sich in Vertheidigungsstand setzte. Dieses war, was Leopold wünschte, er kannte Wardrewes Stärke, vornähmlich im Faustkampfe, und hoffte durch ihn an Richarden gerochen zu werden.

Der König von England foderte ein Schwert, aber der Herzog fragte ihn, ob er sich für einen Ritter ausgeben wollte da er ein Minstrelkleid trüge, und nicht einmahl das gewöhnliche Gewehr der Leute seines Standes, das kurze Schwert an der Seite führte, das er vermuthlich nicht einmahl zu führen wüßte.

Richard schwieg, und das Faustgefecht gieng an. Wadrewe lag nach wenig Streichen von seines Gegners Heldenarmen gestreckt und empfindungslos auf dem Boden, und der wüthende Minstrel würde ohne Zweifel seinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn er nicht auf einmahl von allen Seiten angefallen, festgehalten, und vor Leopolden geführt worden wäre. Man beschuldigte ihn, er habe unredlich gefochten, habe die Hände mit Wachs bestrichen, und hätte also leicht seinen Gegner, der nichts von dergleichen Kunstgriffen gewußt habe, obsiegen können. — Angeklagt,

schuldig befunden, und verurtheilt werden, war hier eine Sache. Er war in der Gewalt seines ärgsten Feindes, er ward in ein abscheuliches Gefängniß geworfen, wo er lange schmachten mußte, und ohne Zweifel sein Leben hätte aufgeben müssen, wenn nicht um eben diese Zeit die Boten des Pabsts in Oesterreich und allen deutschen Landschaften angelangt wären, welche Fluch und Bann über denjenigen ausriefen, welcher Richarden, den König von England, gefangen hielt, oder sich an seinem Leben vergriffe.

Leopold wurde hierdurch geschreckt. Er ließ seinen Gefangenen vor sich kommen, den er, um allemahl eine Entschuldigung zu haben, nicht anders als den zu kennen schien, für den sein Kleid ihn ausgab. — Minstrel, sagte er, mich dünkt ihr habt genug für euren Uebermuth gebüßt, dessen Umfang euch besser als mir bekannt ist. — Ich schenke euch Leben und Freyheit, wenn ihr Muth genug habt euch beydes durch eine ritterliche That zu erkaufen, und Verstand genug mir die Gnade zu danken die ich euch erzeige. — Ich danke keinem Herzoge von Oesterreich für eine Gnade! antwortete Richard mit einem verächtlichen Seitenblicke, aber das Leben eines Mannes wie ich, ist schon der Mühe werth, daß man etwas dafür wagt, laßt also hören was ihr von mir verlangt. — Ihr werdet es sehen, erwiederte Leopold, indem er sich schnell entfernte, und bald darauf auf einer Gallerie wieder zum Vorschein kam, welche die Aussicht auf den Hof des Gefängnisses hatte, in welchem er mit Richarden gesprochen hatte. — Richard hatte keine Zeit sich zu besinnen, denn in dem Augenblicke da Herzog Leopold auf der Gallerie erschien, um sich an der Beschim-

pfung, oder an dem Tode seines Feindes zu weiden, ließ man einen Löwen von ungeheurer Größe auf den unglücklichen Minstrel los, den er noch wohl als denjenigen kannte, den er selbst ehemahls in Palästina, als er und der Herzog von Oesterreich noch Freunde waren, ihm geschenkt, und den dieser nun zu des Gebers Verderben mit herüber gebracht hatte.

Der Löwe kannte seinen ehemahligen Herrn nicht mehr, der Hunger, den man ihn hatte leiden lassen, machte, daß er sich mit blinder Wuth auf seinen Raub stürzte, und Richarden im Augenblick zu Boden warf. — Der König war ohne alle Waffen, er war selbst durch Elend und lange Gefangenschaft geschwächt, doch hatte ihn seine Stärke noch nicht ganz verlassen, er riß sich unter seinem Feinde hervor, und bediente sich in der Angst seines Herzens einer Sache zur Rettung seines Lebens, welche ihm nicht zu diesem Ende gegeben ward, und die ohne einen besondern Einfluß der schützenden Liebe, ihm unmöglich dazu hätte dienen können, wozu er sie anwandte.

Der Schleyer, schöne Mathilde! von welchem ihr noch einige Ueberbleibsel um Richards Lenden seht, war lang genug eure ganze Person zu decken, er war lang genug um fünfmahl um Richards Hüften geschlungen zu werden, wie hätte er nicht hinreichend seyn sollen, die Rechte eures Freundes wider den Anfall des Löwen zu schützen! Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit verhüllte Richard seinen rechten Arm in denselben, stieß ihm den Löwen, der mit vernenter Wuth auf ihn ansetzte, bis an das Herz in den Rachen, und tödtete auf diese Art einen Feind, welcher ohne euch, ohne die Zauberkraft des durch die Liebe

geheiligten Schleyers, seinem Leben ein Ende gemacht haben würde.

Mit Unwillen verließ Leopold seinen Stand, und Richard, ob man ihm gleich auf den Fall des Sieges Leben und Freyheit versprochen hatte, wurde in ein noch festeres Gefängniß als zuvor geführt; der Herzog von Oesterreich zitterte, einen Feind freyzulassen, welcher unbewaffnet solche Wunder thun konnte.

Ich indessen durchirrte ganz Deutschland ohne eine Spur von meinem Freunde zu finden. Der Bannstrahl des Pabsts, und die Spione aus England, erschwerten mir meine Nachsuchungen ausserordentlich. Jedermann war furchtsam, und glaubte in den andern einen Kundschafter zu sehen, mit welchen den Einwohnern des Landes bey Lebensstrafe aller Umgang verboten war. Ich suchte nach allen Gefängnissen, oder gefängnißähnlichen Schlössern und Thürmen, deren es in Deutschland nicht wenige giebt. Ich schmeichelte mich bey allen Gefangenwärtern und Kastellanen ein; umsonst, ich erhielt keine, oder nur unbefriedigende Antworten auf meine schönen Fragen. — Ein Mittel war mir noch übrig, meine Harfe. — So oft ich auf einen Thurm stieß, von welchen ich glaubte, daß er wohl meinen Richard einschließen könnte, so erwartete ich die Stille der Nacht, und ermangelte nie wenn alle Wächter schliefen, unter den vergitterten Fenstern, welche aufs Feld giengen, eins von den Liedern der Vorzeit zu spielen, es mit solcher Stärke und Ausdruck zu spielen, daß ich geglaubt hätte, Tode damit erwecken zu können. Aber alles blieb still, niemand war, der die Stimme

des verlassenen Blondels kannte, und sie zu beantworten wußte.

Zehnmahl war mir dieser Versuch mißlungen, und nun befand ich mich an einer alten Veste nicht weit von Wien, das abscheulichste, höllenähnlichste Gefängniß, das ich, ein so großer Kenner dieser Mördergruben, je gesehen hatte. Noch einmahl wollte ich hier meinen Versuch wiederhohlen, und dann auf ein andres Mittel sinnen, meinen Richard zu entdecken. — Nie habe ich die Nacht mit mehrerer Ungeduld erwartet als diesesmahl; sie kam mit dichtern Schatten als ich sie je gesehen hatte, das erste Mondsviertel erleuchtete nur schwach den abscheulichen Thurm, und der tiefe Schatten, den die vergitterten Fenster warfen, machte die Dicke der Mauern noch sichtbarer als am Tage. Alles war still, ich rührte mein Saitenspiel und sang. Ich war der vergeblichen Versuche schon so gewohnt, daß ich nur die Gestirne zu Zuhörern zu haben glaubte, aber stellt euch meine Empfindungen vor, als ich *) nach den ersten sechs Zeilen eines Liedes,

---

*) Das Lied, welches Richard und Blondel sangen, war im alten Provenzalischen folgendes, das wir für die Kenner dieser Sprache einrücken. Man sehe Reliqu. of. anc. engl. poetry. Tom. I.

B.

Domna vostra beutas
Elas bellas faissos
Els bels oils amoros
Els gens cors ben taillats

welches mein Richard und ich ehemahls gemeinschaftlich auf die schöne Mathilde von Tripolis machten, die folgenden sechse bis zum Ende des Gesanges aus der Tiefe des Thurms voll und deutlich wiederholen hörte. — Die Harfe entsank mir, ich glaubte ohnmächtig vor Freude zu werden, und kaum konnte ich mich so weit ermahnen, daß ich mein Saitenspiel wieder ergriff, mein Lied noch einmahl anfieng, und eben so wie vorhin das Ende desselben im Thurme wiederholen hörte. Jetzt konnte ich Richards Stimme deutlich unterscheiden; ich hatte ihn gefunden, und konnte mich nicht enthalten mein Entzücken durch ein lautes Freudengeschrey auszudrücken. Blondel! rief es im Innersten des Thurms, bist du es, mein Erretter? — Die Antwort auf die Frage erstarb mir vor Freuden im Munde, ich spielte statt derselben noch einige von unsern Heldenliedern, welche von der Stimme im Thurme treulich begleitet wurden. Thränen hatten indessen meinem Herzen Luft gemacht, ich

---

Don Sieu empresenats
De vostra amor que mi lia.

R.

Si bel trop affansia
Ia de vos non partrai
Que major honorai
Sol en votre doman
Que Sautra des beisan
Tot can de vos volria.

konnte wieder reden, und nun erhuben sich Gespräche unter uns, welche bis an die Morgendämmerung dauerten, und die jede Nacht fortgesetzt wurden, bis wir unsers Schlusses einig wurden, und die Art der Befreyung des geliebten Gefangenen völlig festgesetzt war. — Die Aufhebung des päbstlichen Banns, und die Zurückberufung der englischen Kundschafter, erleichterten mir jetzt mein Vorhaben ein wenig. Die Leute waren weniger furchtsam, und wurden umgänglicher. Meine Harfe verschafte mir Zutritt bey der Tochter des Kastellans, welcher die Aufsicht über Richards Thurm hatte. Sie sahe, sie hörte, und liebte mich, es ward mir leicht sie zu bereden, daß ich den Gefangenen, dem sie ohne ihn zu kennen, bisher nach Vermögen Gutes gethan hatte, auch mit meinem Harfenspiel erfreuen dürfte. Meine Foderungen giengen stufenweis weiter, ich nannte den Gefangenen meinen Bruder, und sagte, daß mein Leben an dem Seinigen hieng. Sie konnte mir nichts abschlagen. Sie befreyte Richarden und flohe mit uns nach England. Sie erfuhr den Stand ihres bisherigen Gefangenen, und den meinigen, sie ließ es sich gefallen, statt meiner Liebe die sie foderte, meine Freundschaft anzunehmen, und Königin Eleonore ersetzte der Befreyerin ihres Sohnes alles, was sie in ihrem Vaterlande aufgeopfert hatte.

Die Gegenwart des Königs von England zerstreute alle seine Feinde. Prinz Johann sank zu seines Bruders Füßen, und erlangte auf Vorbitte seiner Mutter Gnade. Ich hoffe, sagte Richard, ich werde seine Vergehungen so schnell vergessen können,

als er meine Wohlthaten vergessen wird. — Gegenwärtig ist er in Frankreich, wo ihn König Philipp mit seiner so oft vergeblich ausgebotenen Schwester Alice vermählt hat, die ihm, wie man sagt, alles, womit er sich an seinem Vater, seiner Mutter, seinem Bruder, und der guten Prinzessin Adelaide, seiner ersten Gemahlin, versündigte, reichlich vergelten soll.

Gleich in der ersten feyerlichen Nacht, da ich Richarden und er mich an der Stimme erkannte, da uns beyden seine Befreyung noch eine Unmöglichkeit dünkte, gelobten wir dem Himmel eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, wenn er unser Vornehmen begünstigte. Richard hatte nicht sobald in seinem Reiche alles in guten Stand gesetzt, als wir auf die Erfüllung unsers Gelübdes dachten. Königin Eleonore wollte nicht einwilligen, ihren Sohn zum zweyten Mahl ziehen zu lassen, aber des Königs Wille behielt die Oberhand; seine Abwesenheit blieb in seinem Königreiche verschwiegen, man glaubte ihn in einer der entlegensten Provinzen, und wir langten auf diese Art insgeheim hier an, von wo wir gewiß nicht eher weichen werden, bis wir dich im Besitz der Krone, die du so sehr verdienst, für den Verlust der Grafschaft Anjou entschädigt sehen. Unser Richard braucht seine Rückreise nicht zu beschleunigen, denn sein Königreich ist sicher unter der Aufsicht seiner Mutter, und der Aufsicht des redlichen Bischofs von Durham, dem er diesesmahl keinen Longchamp, sondern deinen Bruder Gottfried, Bischof von Lincoln, an die Seite gesetzt hat. Jeder-

mann liebt diesen sanften redlichen Mann, und selbst die Königin scheint zu Zeiten zu vergessen, daß er der Sohn ihrer Feindin ist. *)

---

*) Die Hauptbegebenheiten in dieser Geschichte, als Richards Entdeckung durch seine königliche Freygebigkeit, sein Kampf mit Wardrewe, sein Streit mit dem Löwen, der ihm den Nahmen Löwenherz verschaffte, seine Rettung vermittelst des Schleyers u. s. w. werden von einer der ältesten Romanzen Rycharde Cure de Lyowne bekräftigt, obgleich alle Umstände daselbst weit fabelhafter, und dem Helden nachtheiliger vorgetragen werden als hier.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Der letzte Abschied.

Blondel wollte seiner Erzählung noch Unterschiedliches hinzusetzen, und seine Zuhörer, welche, wie man wohl denken kann, schon während derselben manches Wort der Freude, des Erstaunens und der Bewunderung eingeschoben hatten, waren bereit, dieselbe noch durch tausend Fragen zu verlängern, aber die Ruhe ihrer Unterhaltung ward durch die Bothschaft von einem wüthenden Ausfalle der Belagerten gestört, welche Waltern nöthigte, sich von seiner Freundin zu trennen, Richard leistete ihm Gesellschaft und Blondel, welcher schon mehr an der Seite des Königs von England gefochten hatte, wollte nicht zurück bleiben. Die gemeinschaftliche Tapferkeit dieser Helden war indessen dieses mahl nicht nöthig den Feind zurück zu treiben, denn der tapfere Ritter von Staufen, welcher in Walters Abwesenheit allemahl die Aufsicht führte, hatte gesiegt, ehe sie noch ankamen. — Walter und seine Freunde fanden ihn beschäftigt einen Soldaten zu vernehmen, welcher sich beym Ausfall freywillig in seine Hände geliefert hatte. — Dieser Mensch, sagte er, als der Großmeister erschien, dieser Mensch, einer von unsern Freunden in Jeru-

salem, bringt uns Nachrichten, welche uns lehren werden, doppelt auf unserer Hut zu seyn. Graf Philipp, Herfrand, und der Fürst von Antiochien sind auf der Seite der Sarazenen; es wird an Bedingungen gearbeitet, unter welchen man ihnen Jerusalem freywillig in die Hände liefern will, und die vermuthlich für die bedrängte Christenheit äusserst nachtheilig seyn werden. Die Einwohner von Jerusalem flehen ihren künftigen König, Walter, an, ihre Rettung zu beschleunigen, und zugleich für die Sicherheit seiner eignen Person zu sorgen, weil selbst unter unserm Heer nicht einem jeden zu trauen seyn soll.

Eine Nachricht von dieser Wichtigkeit, veranlaßte eine allgemeine Berathschlagung, welche bis gegen den Morgen dauerte. Man gieng auseinander um Anstalten zu dem letzten Sturme zu machen, welcher zwar beschleunigt wurde, aber doch um verschiedner Ursachen willen nicht eher als auf den achten Tag angesetzt werden konnte. — Walter theilte die Zeit bis dahin zwischen seinen Kriegsgeschäften und Mathilden; Richard und Blondel wandten sie zu Ausübung ihrer Pilgerpflichten an, und der fromme Walter leistete ihnen oft Gesellschaft bey denselben.

Der große Tag nahte heran, er war nur noch eine Nacht bis zu demselben. Walter und seine Freunde hatten Abschied von Mathilden genommen, die sich bemühte die innerliche Angst ihres Herzens zu verbergen, um den Muth der Helden nicht niederzuschlagen. Der Großmeister war weniger heiter als bisher, ein feyerlicher Ernst bezeichnete alle seine Handlungen. So sehr er sich in Acht nahm, um Mathilden nicht zu kränken, so entschlüpfte ihm doch manches

ahndende Wort von Tod und Trennung. Feyerlich beschwor er sie von neuem, Richarden ihre Liebe zu schenken, wenn er nicht mehr seyn würde. Es wird mir einiger Trost im Tode seyn, sagte er, euch beyde, die ich auf der Welt am meisten liebe, nicht ganz unglücklich zu hinterlassen. Richard wird an der Seite einer Geliebten einen Bruder vergessen, du Mathilde, wirst dich in Richards Armen leichter über den Verlust deines Walters trösten, als in der Einsamkeit, die du dir, wie ich weiß, alsdenn wählen würdest, wenn du deiner Neigung folgen wolltest. Laß meine Bitten Statt finden, meine Braut! meine Geliebte! höre die Befehle deines Gemahls, du, die ich in diesem Augenblicke als meine Gattin ansehe! — Richard sey dereinst dein Walter! Himmelsseligkeit wird es mir und Berengarien seyn, wenn wir aus den Wohnungen der Verklärten das Bündniß sehen werden, das auf unser Verlangen geknüpft ward, und das zu beneiden wir alsdenn zu glückselig seyn werden. Höre auf, sagte Blondel, der Mathildens Todesangst bey diesen Worten sahe, höre auf, das Herz deiner Freundin mit solchen Worten zu quälen! Willst du sie durch die Schreckensbilder tödten die du ihr vorstellst? Nehmt Abschied von eurem Walter, liebe Lady Klifford! umarmt ihn, wie ihr ihn an jeden Abend der Trennung umarmtet, um ihn am Morgen wiederzusehen. — Oder trauert ihr vielleicht, daß der, den ihr jetzo in eure Arme schließt, morgen beym Wiedersehn nicht mehr derselbe seyn, daß der ehrwürdige Großmeister des Tempelordens sich alsdenn in den König von Jerusalem verwandelt haben wird? — Blondel nöthigte die Freunde zu scheiden,

Richard, dessen Heldenmuth sonst alles besiegen konnte, war schon längst nicht mehr vermögend gewesen, diesen Sturm von Empfindungen auszuhalten; er hatte kurzen Abschied genommen, und sich entfernt. Walter mußte ihm auf die dringenden Bitten seines Freundes Blondel folgen. Noch ein Wort, ein Kuß, ein Blick, ein Händedruck, und die Liebenden waren getrennt. — Auf ewig getrennt würde ich sagen, wenn es dem Geschichtschreiber erlaubt wäre die Geheimnisse der Zukunft zu früh zu enthüllen.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Mag der Leser selbst überschreiben.

So nöthig es unserm Walter war, durch einen sanften Schlaf Kräfte auf den morgenden großen entscheidenden Tag zu sammeln, so fieng doch erst gegen Anbruch des Tages ein leichter Schlummer an seine Augen zu schließen. — Was in dieser letzten schlaflosen Nacht für Bilder in seiner Seele übergiengen, was für Gedanken ihn beschäftigten, ist unbekannt geblieben, weil er nie Gelegenheit hatte, mit seinen Freunden über diesen Gegenstand zu sprechen. Der Tag brach an, der zunehmende Lärm im Lager fieng an den Schlummer zu verscheuchen; da stand vor Walters Blicken der ehemahlige Großmeister seines Ordens, der Greis von Barzellona. Ein sanftes Lächeln erheiterte den Ernst seines Gesichts: Walter, sagte er, bereite dich! Heute die Krone von Jerusalem, oder eine noch herrlichere, und dann — das Wiedersehen! — Walter erwachte; das Bild des edeln Robert Burgundio schien vor seinen sich öffnenden Augen zu zögern, das letzte Wort, Wiedersehn! , verhallte ihm wachend noch hörbar vor seinen Ohren. — Er riß sich empor, sprang von dem Lager auf, und schien die Gestalt, die

in der Luft zerfloß, sammeln, den verhallenden Ton der Stimme aufhalten zu wollen; aber das Gesicht war verschwunden. — Der Lärm vor dem Gezelt nahm zu, und Konrad von Staufen trat mit Blondel herein um Waltern zu wecken.

Du wachst schon, fragte Blondel lächelnd, raubt dir die Krone den Schlaf schon eher du sie trägst? — Robert Burgundio hat mich geweckt! erwiederte der Großmeister. — Der gute Greis! antwortete der andere, er hat dir seinen Tod selbst melden wollen, den ich, von andern wichtigern Gesprächen abgehalten, dir noch nicht gemeldet habe. — Todt? sagte Walter, ist der Greis von Barzellona todt? — O längst, antwortete Blondel, schon lange vorher, ehe Richard und ich unsere Reise hieher antraten. — Walter schwieg, und die Nachricht von Roberts Tode machten, zusammen genommen mit den Worten des Traums, einen sonderbaren Eindruck auf ihn. — Er sprach, während er sich waffnen ließ, viel mit Konrad von den Angelegenheiten des heutigen Tages, aber die Worte: Die Krone von Jerusalem, oder eine noch herrlichere, und dann das Wiedersehn, schwebten ihm unaufhörlich im Sinne, und bedurften keine Deutung bey ihm.

Aber weit gefehlt, daß der Gedanke des Todes, der sich jetzt lebhafter als jemahls seiner Seele vorstellte, ihn muthlos machen sollte, so wars vielmehr, als wenn er in demselben triumphirte, als wenn er gleiches Vergnügen in der Vorstellung fände, den Thron von Palästina zu besteigen, oder sein Haupt hinzulegen in den ewigen Schlaf, aus dem keiner ins irrdische Leben zurückkehrt. Man sagt, daß diese Gemüthsfassung, diese Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod den eigentlichen

wahren Helden mache. Dieser Satz traf bey Waltern ein. Heldenmäßig, schön und schrecklich war sein Ansehn als er aus seinem Zelte hervor trat, um sich an die Spitze seines Heers zu stellen, heldenmüthig wären seine Worte, mit welchen er die Flammen der Tapferkeit in den Seelen seiner Krieger anfachte, und seine Thaten; — o sie übertrafen alles, was je die Sonne von Heldenthaten erblickt hat. Richard war ein Held wie wenige waren. Die Tapferkeit Konrads von Stauffen überstieg die Thaten aller Helden des Alterthums, aber Walter ließ sie alle, ließ auch diese beyden weit hinter sich zurück. — Alles sank vor seinem Schwerte zu Boden, seine Stimme begeisterte seine Krieger mit Muth, und ließ die Feinde Todesahndung fühlen, ehe sein Arm sie berührte. — Der größte Theil der Mauern war erstiegen, die Fahne des Kreuzes wehte bereits auf den meisten Zinnen, aber ein wüthender Anfall trieb die Stürmenden zurück. Walter stürzte sich auf den Anführer, und ward zugleich von zweyen seiner eignen Leute hinterrücks überfallen. Konrad von Stauffen, welcher nie von seiner Seite wich, warf sich ihren Schwertern entgegen. Es gesellten sich mehrere zu ihnen; Konrad fiel, indem er seinen verrathenen Freund zu retten hoffte; der größere Theil seiner Leute wandte sich hinter ihm ab. Funfzehn der Tempelherren, unter welchen auch einige von den Belforten waren, drängten sich um ihren Großmeister, aber umsonst. Sie wurden alle niedergeschlagen, Walter sank mit unzähligen Wunden bedeckt zu Boden. Richard, welcher das Getümmel an diesem Orte wahrnahm, brach durch Walters eigne Leute, welche ihm den Zugang zu verwehren schienen, hindurch, aber

alles was er thun konnte, war, daß er Walters und Konrads Leichen rettete, und den Feind, der nun seine Absicht ausgeführt und hier nichts mehr zu thun zu haben schien, in die Stadt zurück trieb.

Richard, welchem wenig an der Eroberung von Jerusalem gelegen war, er, der nur gefochten hatte, um Waltern die Krone erstreiten zu helfen, ließ die Leichname seiner Freunde in sein Zelt bringen und begleitete sie selbst dahin, ohne sich weiter an die Stürmenden zu kehren. Er warf sich auf Walters blutenden Körper. Die schon fast entflohne Seele kehrte auf die Stimme der Freundschaft zurück. Er öffnete die Augen, seine Lippen bewegten sich um Mathildens Namen zu nennen. — Ermattet schloß er die Augen und nannte Konraden. Richard errieth seine Meinung, und sagte ihm, daß er in seiner Vertheidigung das Leben aufgeopfert habe, und daß sein Leichnam nebst ihm hieher gebracht worden sey. Walter wandte seine letzten Kräfte an, sich auf die Seite zu wenden, um seinen erstarrten Freund zu sehen. Treuer, treuer Freund! sprach er, treu bis zum Tode! — Eine tödtliche Schwachheit schloß ihm Augen und Mund von neuem. Die Bemühungen der Aerzte brachten ihn wieder zu sich selbst, aber nur um Mathildens Nahmen noch einmahl zu lallen, Richards Hand zu drücken, und mit kaum hörbarer Stimme hinzuzusetzen: Sie ist dein! Blondel war von Richarden ausgeschickt worden, Mathilden die schreckliche Post, die sie erhalten konnte, mit möglichster Schonung zu bringen, wenn es anders der sanften Stimme der Freundschaft möglich ist, den Worten des Todes einen gelindern Ton zu geben. — Blondel bat Walters Geliebte zu ihrem sterbenden

Bräutigam zu eilen. Sie kam eben, da seine Seele entflohen war. —

Doch, meine Leser! laßt mich über diese schrecklichen Scenen hinweg eilen, laßt mich es machen wie Richard es machte, welcher *) nach dem Tode seines Freundes nicht eine Stunde länger in Palästina bleiben wollte, er eilte aus den Gegenden hinweg, die nun keinen Reiz mehr für ihn hatten, so wie meine Geschichte keinen Reiz mehr für mich hat, da der Held derselben, mein Liebling dahin ist.

Jerusalem ging verloren. Die Tempelherren voll Verzweiflung über den Verlust ihres Großmeisters, und voll Mißtrauen gegen alle, die sie umringten, gaben alles auf, und kehrten nach Akkon zurück. Richard und Blondel verließen das gelobte Land eben so insgeheim als sie es betreten hatten. Das englische Heer blieb auf Bitte der Tempelherren zurück, um die Sache der Christenheit, welche von neuem ein gefährliches Ansehen gewann, nicht ganz sinken zu lassen.

Mathilde ward durch eine Krankheit, welche sie dem Ziel ihrer Wünsche, dem Grabe nahe brachte, lange in Palästina zurück gehalten. Wider ihre Hoffnung kehrte ihr Leben und Gesundheit zurück. Sie

*) Richard nahm, wie einige versichern, Walters Gebeine mit nach England, um sie in Rosemundens Begräbnisse zu Godstow beyzusetzen. — Aber wahrscheinlicher dünkt es uns, daß sich die Tempelherren die Asche ihres so sehr geliebten Großmeisters nicht rauben ließen, sondern sie in ihrem Oratorio aufbewahrten.

verließ nebst ihrer Mutter das heilige Land, und begab sich nach Europa in das Kloster zu Brignolle, wo Hunberga jetzt als Aebtissin lebte. — Richards Bitten, Walters letzter Wille, und das Zureden ihrer Freundinnen behielt nach Verlauf fast zweyer Jahre die Oberhand. Sie ward Königin von England, blieb es acht oder neun Jahr, kehrte als Wittwe nach Brignolle zurück, und beschloß den Abend ihres Lebens in den Armen der Gräfin von Flandern, und unter den Tröstungen Blondels, welcher nach Richards Tode am Hofe zu Marseille lebte. — Ihr aber, meine Leser! die ihr die Geduld habt, diese schwermüthige Geschichte bis zu Ende zu lesen, was dünkt euch? Verdiente der armselige kleine Antheil vom Glück, der unserm Walter zu Theil ward, verdiente er wohl durch alle den Kummer, alle die Gefahren errungen zu werden, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleiteten? Verdienten die Hoffnungen, welche ihm schmeichelten, wohl die Aufopferung eines so edeln Lebens wie das Seine? — — Doch jenseits des Grabes ist ein besser Land! Gefilde reich an Freude winkten ihm! —

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte,

Walter von Montbarry, Grossmeister des Tempelordens

Bd.: 2. - 433 S. : 1 Ill. (..., 24,2)

Frankfurt u.a. 1809

P.o.germ. 118 gd-24,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105549-8